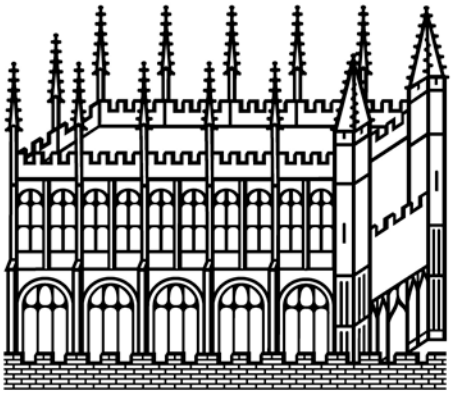


Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

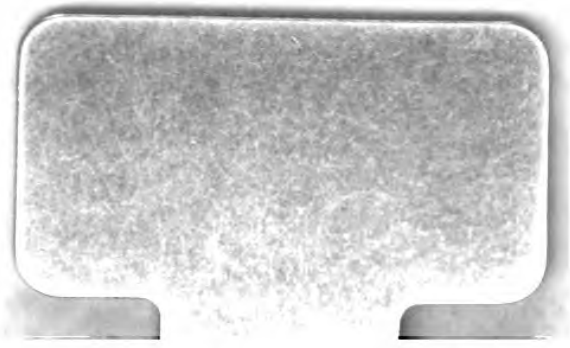
For more information see:

http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks

This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.

~~UNS 175 E. 9~~

Vet. Ger III A. 334



C. Spindler's Werke.

Claſſiker-Ausgabe.

LXX.

Stuttgart.
Hallberger'ſche Verlagshandlung.
1855.

Bunte Geſchichten.

Von

C. Spindler.

Erſter Band.

Stuttgart.
Hallberger'ſche Verlagshandlung.
1855.

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
8 DEC 1958
OF OXFORD
LIBRARY

Druck der K. Hofbuchdruckerei Zu Guttenberg in Stuttgart.

Das Diamanten-Elixir.

Umriſſe aus dem Leben des Magiſters Raphael von Reichelsheim.

„Das Leben läßt ſich verlängern, wie das Brennen „eines Feuers durch zugelegtes Material. Es „wäre daher nicht gegen die Natur, bis an's „Ende der Welt ſein Leben zu verlängern, wenn „wir je wüßten, was uns erhalten kann."

Theophraſtus Paracelſus.

Erſtes Kapitel.

Raphaels Begebenheiten in Salzburg. 1541.

Unter der Regierung des Erzbiſchofs Johann Ernſt, der ein Herzog in Baiern geweſen, wurde in Müllen, einer Vorſtadt Salzburgs, auf dem ſogenannten Fröſchlmos, ein neues Schlößchen erbaut. Der Bauherr war der Rathsherr und Hauptmann der bürgerlichen Reiterei, Herr Virgil Fröſchlmoſer, eines angeſehenen altbürgerlichen Geſchlechts Abkömmling. Handel und Wandel hatten ihn geſegnet, und, damit nicht allein von ſeinem Wohlſtand geſprochen würde, hatte ihm der Himmel auch eine feine Nachkommenſchaft beſcheert, worunter ſich eine Tochter beſonders auszeichnete. Euphemia war das

Glück und die Plage ihrer Eltern gewesen, von Kindesbeinen an. Was man in jenen Zeiten Schönheit nannte, besaß sie im hohen Grade. Als eine Jungfrau von zwanzig Jahren war sie von hoher, wohlbesetzter Gestalt, mit gelben Haaren und lichten Augen; ihre Haut stritt mit der Schlehenblüthe um den Vorzug der Weiße, ihr Mund öffnete sich reizend und war voll liebreicher Redensarten; so auch die Geberden ihrer schönen Hände und der Gang ihrer tadellosen Füße voll von Anmuth. Sie hatte, wie die Gestalt, so das Herz ihrer guten Mutter; der Kopf war ein Erbtheil ihres unruhigen, neuerungssüchtigen, leicht veränderlichen Vaters. Daher war Euphemia gut oder schlimm, je nachdem Herz oder Kopf eben im Regiment an der Reihe stand, und erquickte bald, was sie umgab, durch ihre Holdseligkeit, bald ärgerte sie die Welt mit wetterwendischer Heftigkeit. Die Mutter war gestorben, ohne sie bekehren zu können; der Vater lebte zwar gesund fort, lag aber stets im Kriege mit der Tochter. Seinen übrigen Kindern ein Gewaltherr, konnte er des ältesten nicht Meister werden, nicht in Liebe, nicht in Zank, und er nannte Euphemia vor seinen Freunden in einem Athem sein Kleinod und seines Hauses Stolz, und wieder seinen Wirthschaftsteufel und sein bitteres Kreuz.

Ein launenhaftes Herz ist aber heißen Trieben und herrischen Gewohnheiten unterthan. Euphemia verachtete die Freundschaft zu ihrem Geschlecht; jedoch war ihr die Liebe zum andern, die heimliche, verschwiegene Liebe, über Alles theuer. Kalt und spröde von außen, liebte sie im Verborgenen um so leidenschaftlicher, wie der Türke heimlich seinen Wein trinkt, wie der Wilddieb verstohlen im Forste pürscht. Dabei übte sie den Brauch des verständigen Zechers, der nicht immer denselben Becher schlürft, und des Frevelschützen, der nicht nur einer Gattung des Wildspiels nachstellt. — Zur Zeit, da Herr

Virgil ſein neues Haus im Fröſchlmos erbaute, war ſeine Tochter mit voller Seele dem ſchönen Magiſter Raphael zugethan. Die rothe Wange des Philoſophen und Arzneikundigen, ſein feurig Auge und lockiger Bart, die Würde ſeiner männlichen Geſtalt gefielen der Jungfrau gar zu wohl, und vielmal beſſer, als die weißen Geſichter der Knaben, oder das unſtäte Weſen der Jünglinge, mit denen ſie etwa ſchon eine und die andre Jahrszeit vertändelt hatte. Raphael war ein Fremdling in der Biſchofſtadt, war nur erſt, obgleich im Mannesalter, der Schüler und Jünger eines hochberühmten Meiſters. Hat ſich indeſſen je ein zärtlich Herz, ſchwelgend in der Gegenwart, um eitle Dinge bekümmert? Anders ſtand es mit dem Vater Euphemia's. Er mochte Fremdlinge nicht leiden, den Erzbiſchof nicht ausgenommen; er haßte die Arzneigelehrten und nannte ſie Betrüger; er gab nicht einen Schnitterling *) für die Zukunft ſolcher Leute. Darum verachtete er den Magiſter ſo tief, als ihn Euphemia hoch hielt; darum war er außer ſich gerathen, als er eines Tages hinter ſeiner Tochter Geheimniß gekommen. Raphael durfte ſich in Fröſchlmoſers Hauſe nicht mehr ſehen laſſen, daher fand er ſich auf dem Fröſchlmos verſtohlen mit der Geliebten zuſammen. Während die Maurer luſtig den neuen Bau förderten, bauten die Liebenden auf einem verſteckten Plätzchen unter dem alten Grimming-Schloß Paläſte in die Luft, Tempel von aber und aber geheiligten Schwüren, Paradieſe von unendlichen Liebesverheißungen. Ihrer Gelübde winzigſtes war, einander ewig anzugehören, und ſie meinten's wahrlich treu und bieder, während ſie ſchwuren und gelobten. Um ſo empörender erſchien ihnen am Morgen des einundzwanzigſten Septembers die unberufene Einmiſchung des alten Fröſchlmoſer, der ſie plötzlich im Ver-

*) Alte Salzburger-Scheidemünze.

ſteck unter dem Grimming=Schloß, mitten unter ihren Tempeln und Paläſten, innerhalb ihres Herzensjeruſalems überraſchte. Der grobe Rathsherr und Reiterhauptmann jagte die glühende Tochter von dannen und hielt den erbleichenden Raphael feſt. Nachdem er ein Hagelwetter von Verwünſchungen über den Magiſter ausgeſchüttet, ſagte er zu demſelben: „Unterſtehe Dich noch einmal, Du fremder Zigeuner vom Rhein, meiner Dirne nachzuſchleichen! Wenn Du nicht binnen dreien Tagen dieſe Stadt und ihr Gebiet verlaſſen haſt, ſo zittre vor dem Loos, das Deiner wartet. Meine Söhne und Knechte ſollen Dir Arm und Bein zerſchlagen und den Schädel obendrein.“ — Raphael riß ſich entrüſtet von der Fauſt des Alten los. „Ich weiß allerdings, daß grober Brauch hier zu Hauſe iſt,“ erwiederte er, „doch rathe ich Euch, nicht auf's Fauſtrecht zu pochen. Ich ſtelle mich unter den Schutz des Erzbiſchofs. Ein Wort von meinem Meiſter zu dem erlauchten Herrn, und Ihr werdet ſehen!“

Fröſchlmoſer lachte, doch geſchah's im herben Ingrimm, und er drohte dem Magiſter mit dem Finger. „Bürſchlein, Bürſchlein! Ein angeſeſſ'ner Bürger guten Leumunds fürchtet mit nichten des baieriſchen Herzogs Drohungen. Prahle nicht mit Deinem Meiſter, Du Quackſalberlehrling von dreißig Jahren! Der Wundermann iſt am Sterben, und ſein breites Schweizermaul wird dem Biſchof nicht mehr in den Ohren liegen. Gott behüte Deine Rippen, Händ' und Füße, Landſtreicher! mache Dich davon.“

Raphael blitzte heftig auf, da er ſeinen Lehrer ſchmähen hörte, und verſetzte: „Der Wundermann, der Geſegnete, wird nicht ſterben, Du patziger Wirrkopf, und darum werd' ich bleiben, wo ich bin, und wehe Dir, ſo Du mich nur anrührſt. Du haſt ohnehin ein feines Kerbholz bei dem Erzbiſchof zu Gute. Wir wollen ſchon mit dem heimlichen Lutheraner fertig werden!“

Der dreiſte Vorwurf machte den Alten beſtürzt, ſo daß er ſich auf eine Antwort erſt beſinnen mußte. Der Magiſter, der den rechten Fleck getroffen, benützte ſeines Ausfalls Wirkung und ging von dannen, zum Fluß hinab, einen Schiffer zu rufen, der ihn über die Salza ſetzen möchte. — Der Schiffmann kam, der Nachen ſtieß in's Waſſer. „Hinüber an's Chay!“ befahl der Magiſter, und überließ ſich ſeinen Gedanken. Der Vorwürfe manche peinigten die Seele des unverdorbenen, ja noch kindlich geſinnten Mannes. Daß er ſchon ſeit geraumer Zeit die Wiſſenſchaft vernachläßigt, die Kunſt hintangeſetzt, um ſchmachtender Minne zu fröhnen, daß er ſeit mehreren Tagen ſogar des kranken Meiſters hatte vergeſſen können ..., das ſchmerzte ihn ſehr. Und wie es denn geſchieht — den Gewiſſensbiſſen auf der Ferſe folgte das leichtfüßige, ſchmuckausſehende Heer der guten Vorſätze, das wacker Stand hält, bis der Feind ins Feld ſchreitet; und noch nicht hatte der Kahn am jenſeitigen Stadttheile angelegt, als der Magiſter bereits ſich ſelber die Hand darauf gegeben, den alten Hippokrates von nun an ganz allein zu lieben und die zärtliche Euphemia zu vergeſſen ... bis auf beſſere Zeiten. In dieſem Augenblick kamen ihm ſeine vor einer Stunde zum tauſendſtenmal geleiſteten Eide lächerlich, ja gottesläſterlich vor; abſcheulich mehr und mehr, je näher er der Behauſung ſeines Meiſters kam, den er zu ſehen begierig geworden war. Ein ganz umgewandelter Menſch ging er ein in das Wirthshaus zum weißen Roß, und drückte ſich im ſchmalen Hausgang höflich zur Seite, da mehrere anſehnliche Leute, als der Stadtrichter von Hallein, der Notarius Hans Kalbsohr nebſt ſeinem Schreiber, die ehrſamen Bürger Andreas Setznagel und Ruprecht Strobl, auch noch andere mehr an ihm vorübergingen. Sie alle waren ernſthaften Angeſichts; der Letzte von ihnen nickte dem Magiſter freundlich zu und ſprach halblaut zu ihm die Worte: „Der Doktor

verlangt innigen Herzens nach Euch. Der Notar hat ihm ſo eben das Teſtament abgenommen. 's wird bald aus ſeyn mit dem weiſen Manne. Geht ſchnell hinauf!"

Erſchrocken, als ob der Sterbende ſein leiblicher Vater wäre, eilte Raphael vorwärts, und da er Geräuſch in der Stube des Kranken hörte, lauſchte er vorſichtig ein Weilchen vor der Thüre. Der Kranke ſchalt mit erſchöpfter, aber ausnehmend zorniger Stimme ſeinen Diener. „Ich ſage Dir, Claus," zürnte er auf gut ſchweizeriſch, „ich jage Dich ſtracks davon, wenn Du mir den Magiſter nicht bringſt. Du weißt, daß ich mit Deiner Faulheit nicht ſubtil umgehe. Ich bin ein grober Schweizer, Gott ſey Dank. Wir werden mit Haberbrod und räßem Käſe aufgefüttert, das kann nicht ſubtile Geſellen geben. Den Magiſter will ich." — „Wenn ich ihn aber nicht finde, gelehrter Herr?" ſagte der Diener weinerlich, „bedenkt doch, daß Ihr ſchwachen Leibes, und tobt nicht alſo auf mit einem armen Burſchen, der ſchon übel genug daran iſt, in Eurem Dienſt zu ſtehen." — „Daß doch der Himmel einfalle!" begann wieder der Doktor. „Uebel daran, übel daran! Gaisbock Du! Lotterbube Du! Wer von uns am übelſten daran iſt, weißt Du's? Du biſt der zwei und zwanzigſte Knecht den mir die böſen Geiſter beſcheert haben, biſt der ſchlechteſte von allen." — „Hm, der Herr, der binnen dreißig Jahren zwei und zwanzigmal den Diener wechſelt . . ." — „Schweigſt Du gleich, Du Bitterwurzel? Kann ich dafür, daß der Henker die erſten ein und zwanzig Diebe von mir genommen und aufgehenkt hat? Bald genug wird auch an Dich die Reihe kommen; oder ich laſſe Dich zu Tod prügeln, wenn Du nicht den Magiſter findeſt, ehe ich drei Vaterunſer gebetet habe!"

Um dieſen Auftritt zu endigen, ging Raphael in die Stube hinein und an das dürftige Reiſebett, woneben der Kranke ſaß. Der letztere, ein Mann mit kahlem Schädel, vorſtehenden Augen und ziemlich gemeinen Zügen, worin-

nen jedoch der Abglanz eines ungemeinen Geiſtes nicht zu verkennen, bot einen bedauernswürdigen Anblick dar. Seine Glieder welk und hager, zitterten unaufhörlich, ſein Geſicht war bleifarbig, die Stellen ausgenommen, wo die violetten Roſtflecken der Trunkſucht ſaßen; ſeine Zunge war halbgelähmt, und halbverſchleiert ſein Auge. Der trotzige Mund hing ſchlaff zum Kinn hernieder; die rauhen Gurgellaute ſtolperten mit vielen Unterbrechungen über die breiten und fahlen Lippen. Und dennoch lebte in dieſer entwürdigten und ſinkenden Hülle eine außerordentliche Natur: der Verſtand dieſes Sterbenden war ein ſeltener, obſchon umwuchert von Irrthümern, prahleriſchen Lügen und tadelnswerthen Schwächen des Gemüths. Der Sterbende war der berühmte und berüchtigte Theophraſtus Paracelſus.

Raphael erkannte nur mit Mühe ſeinen Meiſter wieder. Die aufrichtigſten Thränen des Mitleids ſchoßen ihm über die Wimpern und fielen auf die bleiche Hand, die er küßte. Theophraſt war gegen den Schüler beſſerer Laune, als dieſer erwartet hatte. Nachdem der Doktor den maulenden Claus hinausgeſchickt, ſagte er zum Magiſter: „Glückliche Ankunft, Raphael. Sey bedankt, daß Du Dich des alten Mannes noch erinnerſt; denn ich bin alt, obſchon das halbe Säculum meiner erſt nach zwei Jahren habhaft werden wird. Alt Raphael, ſehr alt bin ich geworden, ſeit ich Dich nicht geſehen, ſeit Du in Deine kleinſte Welt Dich ganz verloren ..."

Meiſter Paracelſus pflegte das Weib alſo zu nennen. — Der Magiſter ſchämte ſich und antwortete, die Hand auf der Bruſt: „Verzeiht mir die Schwachheit ſo gern, als ich das Verſprechen leiſte, ſie von mir abzuthun. Die Minne hat ſich an mir gerächt, weil ich bis daher unempfindlich gegen ſie geweſen. Aber jetzo hat die Vernunft, des reifen Mannes Hofmeiſterin, geſiegt, und ich will von neuem der Wiſſenſchaft allein gehören."

— „Beſſer iſt's, Magiſter. Ich danke der göttlichen Weisheit, daß ſie mir die zeitraubende, grauſam peinigende Minne verſagt hat. Unſer Wiſſen, Raphael, iſt das Wiſſen der Engel und Geiſter. Dazu dient nur das dialiſche, das göttliche Leben unſerer vernünftigen Seele. Laß' aus dem Spiel das Syderiſche und Elementariſche in uns. Wer Gott erkennen will, das iſt: den großen Archäus und das geſammte Wiſſen im Schöpfungskreiſe, muß ſelber Gott ſeyn, ſo viel an ihm iſt; nämlich rein, ruhig, gefaßt, erhaben über alles. Meide nur ein Jahrzehend lang die Eva beharrlich, und ich will ſchon einen Weiſen und Gerüſteten aus Dir machen."

Als der Magiſter den hinſchwindenden Mann, deſſen Hauch ſchon kalt wurde, von zehn Jahren reden hörte, als wie von einer Kleinigkeit, wurde ihm das Herz beklommen, und er nahm prüfend des Kranken Handgelenk zwiſchen ſeine Finger. „Wie geht es Euch gelehrter Herr?" fragte er mit gleichgiltiger Miene, obſchon voll innerer Angſt, denn er fühlte, wie der Tod im Puls des Kranken wüſt und regellos herumpochte. — „Schlimm, dem Anſchein nach," erwiederte der Doktor. Ueber die geſpannten Züge ſeines Antlitzes flog eines ſchlauen Lächelns kaum merkliche Heiterkeit. Der blaſſe Strahl entging dem aufmerkſamen Raphael keineswegs. „Was hat er im Hinterhalte?" fragte er ſich, Hoffnung ſchöpfend, in Gedanken. Der Doktor redete indeſſen nur vom Abſcheiden und von der Rückkehr der menſchlichen Dreifaltigkeit in ihre urſprüngliche Heimath. „Was iſt nun weiter am Tode? Er iſt ein Aufhören der Lebensflamme, ein Vergehen des Lichts, eine Vertrocknung des Balſams im elementariſchen Leibe, die große Trennung der Seele, die zurück kehrt zum Urſprung aller Geheimniſſe, des Geiſtes, den ſein Geſtirn zurückfordert, des verweslichen Körpers endlich, der da verfällt der Erde, woraus er

ſtammt. Ich fürchte den Tod nicht..." — „Redet doch nicht ſo beharrlich vom Sterben. Seid Ihr ein aufgegebener Mann?" — „Von Seiten der Aerzte, wie ſie ſind, ohne Zweifel. Mögen ſie reden; ich will ihnen ſchon zu reden geben. Tauſende haben an mir gezweifelt, da ich im Leben, friſch und geſund am Leibe, umherwandelte, ein Apoſtel der wahren Philoſophie und Medizin; Hunderttauſende ſollen jedoch an mich glauben, im Augenblick, da der grimmige Tod mir naht, mein Kiſſen zu ſchütteln und ſeinen Finger an mein Herz zu halten!"

Die Aufregung, womit der vielfach im Leben mißhandelte Mann die letzten Worte ausſprach, ergriff ihn ſo gewaltig, daß er, nach Luft ſchnappend, zurück ſank, ſo daß der Magiſter ſchier vermeinte, als ſähe er das Kiſſen bereits ſchütteln und den kalten weißen Zeigefinger des Todes nach Paracelſi Herzen zielen. Dem ungeachtet erholte ſich Theophraſtus bald, und flugs gelang ihm wieder ein Lächeln, da er ſprach: „Ich werde nicht ſterben; ich treibe mit ihnen nur meinen Scherz. Nein, mein Raphael, Du guter Narr, ich werde nicht ſterben, und wenn ich jetzo ſchon die Augen verkehrte." — „Gott geb's, lieber Herr! doch ſcheint mir, redlich geſagt, Eure Krankheit ſchwer." „Ja, ja, Raphael, es iſt jetzo Winter in mir und mein Planet iſt trübe geworden; aber annoch dürften Mittel auf Erden ſeyn, und ein göttlicher Wille in der Höhe, um meinen Elementarleib zu reinigen, daß mein Winter vergehe, daß mein Sommer wiederkehre, daß mir mein Blühen, meine Farbe, Kraft und Stärke wieder begegne." — „Noch einmal, Gott geb' es und erfülle Eure Zukunft, wie Ihr ſagt. Wo war jedoch vor Kurzem Eure Zuverſicht? Habt Ihr nicht Euer Teſtament gemacht?" — „Was beweist das? Warum ſollte ein Teſtament ſtets ein Paſſierzettel zum ewigen Leben ſeyn? Warum nicht einmal der Geburtsſchein des Teſtators? Wahrlich, Raphael, dieſes geſchah nur **ad majorem artis gloriam**;

und nebenbei iſt mir lieb geweſen, die guten Freunde genau zu erforſchen, die nach mir zu bleiben vermeinen, während ſie dennoch alle vor mir dahinſcheiden werden. Die Errichtung eines Teſtaments iſt eine Operation mit der Wünſchelruthe; ſie weist, wo edle Metalle verborgen ſind, und aber auch, wo nichtsnutziger Gneis und Glimmer ſchmarotzt. Die Signaturen der Phyſiognomie eines Menſchen und die Lineamente ſeiner Hand ſind unzuverläßige Kennzeichen, gegen den Probſtein eines Teſtaments gehalten. Ich habe den Armen vermacht, ich habe dem Rapelbader vermacht, ich habe dem Barbier, dem rothen Wendel vermacht, ich habe die Executors ernannt und bedacht; — guter Raphael, nur Dich hab' ich leer ausgehen laſſen; aber gräme Dich nicht deßhalben, ich habe Allen nur taube Nüſſe gegeben. Wie ſie jedoch ihre zuſammengedrückten Ohren aufſperrten, wie ſie ihre gierigen, gefräßigen Augen umherſtreifen ließen, wie ſie im Geiſte all meine Habe ſchon die ihrige nannten: Der meine Dukaten, Jener meine Recepte, der Eine meine Bücher, der Andere meine Kryſtalle! Der redlichſte von ihnen war noch der Setznagel, der da meinte, ich beſäße doch nicht gar viel für einen ſo weit berühmten Mann, und ich müſſe ſtets frei und junkerhaft gelebt haben, weil nicht mehr da ſey. Aber wie dumm, Magiſter, wie dumm! wenn ich fröhlich war und die Rebe liebte, durfte ich's nicht? Sollen wir der finſtern Pfaffenmeinung ſeyn, daß hienieden nur eitel Klage und Leiden erlaubt? Iſt der Menſch nicht geſchaffen, um von den Freuden der Erde ſeinen Theil zu nehmen, und findet nicht ein Jeder nach ſeiner Complexion ſeine irdiſche Freude angezeigt durch ſeine Imagination, die eine Sonne im Menſchen, das wehende Licht in der Teſta iſt? Soll ich zudem Gold ſparen, der das Gold machen kann? ſoll ich aufſpeichern, der den Stein der Weiſen hat? Und ich beſitze wohl Köſtlicheres als die Tinktur, die da her-

vorgeht aus des Löwen roſenfarbigem Blut und aus des Adlers weißer Gluth: ich habe das Elixir der Unſterblichkeit, und Du ſollſt es, wenn ich einmal gern ſterbe, oder wenn ein äußerer Unfall, der von meinem Geſtirn kommt, mich dahin reißen möchte, Du ſollſt es von mir erben. Aber Du mußt mir helfen, den höchſten Triumph zu feiern, den jemals ein Weiſer auf Erden gehabt, Hippocratem nicht ausgenommen."

Die lange und lebhafte Rede hatte den Doktor nicht wenig angegriffen: ſeine Ermattung nöthigte ihn, eine lange Pauſe zu machen. Da er ſich wieder erholte, fragte ihn Raphael dringend, was er thun ſolle. Paracelſus nahm einen kleinen Schlüſſel, den er an einer rothen Schnur um den Hals trug, überreichte denſelben dem Magiſter und verſetzte: „Zählen wir nicht morgen den zwei und zwanzigſten September? — „Ja, lieber Meiſter." — „Morgen ſteht Tag und Nacht gleich; Morgen wird das Compoſitum in ſein fünftes Weſen übergegangen ſeyn." — „Welches, gelehrter Herr?" — „Geduld; das läßt ſich nicht im Hui und nach der Elle herſagen. Die **materia prima**, die verwandelt werden ſoll in eine Eſſenz, **Tinctura optima**, oder Elixir, muß zerſchiedene Stadia durchgehen, bevor ſie vollendet und gereiniget iſt. Das aber bewirkt die feinſte Diſtillation. Das vornehmſte Elixir — das, von dem ich rede — hat der Weſen fünf, die es hat durchmachen müſſen. Im erſten erſcheint es elementariſch, unſauber, voll von Schwachheit; im zweiten als ein wäſſeriger Leib; im dritten iſt es ein öliger Corpus von luftiger Beſchaffenheit und ziemlich rein von Gebrechen; im vierten erſcheint es feurig, wiewohl noch unrein, doch ſchon überaus kräftig; im fünften Weſen iſt's ein erleuchteter, durchaus glorificirter Leib, der keinen Mangel mehr hat und Alles in's Beſte und Vorzüglichſte verwandelt. Das wird hervorgebracht binnen neunzig Tagen, iſt ein gött-

liches Werk, das höchſte und letzte Geheimniß der Natur; und die **materia prima** iſt der Diamant, durch ſubtile Kunſt flüſſig gemacht und präparirt mit dem **Liquor horizontis** in ſommerlicher Zeit. Jetzt merke auf, Raphael: Dieſer Schlüſſel öffnet die Kammer unter'm Dach. In der Lucke, unter'm klaren Himmelſpiegel, ſteht das Gefäß, ein ſchwarzes, von dichtem Glaſe. Das Elixir iſt fertig morgen um die Stunde, da der Hahn den Tag begrüßt und der Thau ſich in dichte Tropfen verkörpert. Merke wohl auf: ich könnte von dem Elixir, ſobald der Hahn gerufen, einen Löffel voll einnehmen und ich wäre geſund und die Krankheit weg; — und ich könnte es wohl brauchen, denn mein Leib iſt in voller Auflöſung und das Verderbniß nimmt überhand, — ich würde allerdings ſterben, wenn ich nicht das **Summum Arcanum** beſäße; — allein was würden die Tröpfe ſagen? daß ein Zufall mir geholfen, oder daß es überhaupt noch nicht ſo arg geweſen. Deßhalb verlange ich von Dir, mein beſter Schüler, daß Du der Kunſt den Sieg ob allen Zweifeln bereiteſt. Es wird mit mir morgen Abend zwiſchen vier und fünf Uhr zu Ende gehen. Laß Dich nicht anfechten meine Agonie, und warte geduldig ab den Augenblick, da ſich gerade nur noch eine Feder vor meinem röchelnden Munde bewegen wird. Dann flöße mir in Gegenwart von allerhand Zeugen, gelehrt und ungelehrt — der letzteren ſehen mehrere als der erſteren — einen Schluck von der Wunderarznei ein und ich werde erwachen, zu Kräften kehren, und geſund ſeyn und leben. Fürwahr, brächteſt Du nur eines Gerſtenkörnleins groß zwiſchen meine zuſammengebiſſenen Zähne, ich würde geneſen und davon noch hundert Jahre leben! Willſt Du das verrichten?" — „Mit Freuden, Herr, mit Freuden; doch ſcheint mir das Experiment gefährlich, die Zeit zu weit hinausgeſchoben ..." — „Wie? Du biſt ein verzagter Geſell und haſt vergeſſen, was Du gelernt? Tauſendmal

haſt Du geſehen, wie der Tod an ſein Geſchäft geht und welche Zeichen dem endlichen Hintritt voranſchreiten, und willſt zögern, Dich bedenken? Hab' ich doch Vertrauen in Deine Sorge, in Dein Auge und Deine Hand geſetzt, ich der Sterbende, und Du, der Geſunde und Beſonnene, Du mein Freund, wollteſt Dir mißtrauen? Wie ich Dir ſage, alſo ſey's. Zur Verherrlichung meines Ruhms, der auf Dich nicht minder zurückſtrahlen wird, zur Beſchämung all' meiner Feinde und Verächter, zu Deiner eigenen Zukunft goldenen Entwickelung — reich' mir die Hand und ſage: Ja!" — Der tiefergriffene Schüler leiſtete, unfähig ſolcher Aufforderung zu widerſtehen, gerne und willig das Verſprechen. —

Als der Hahn im Hofe ſtand, dem erſten Frühroth-ſtrahl entgegen blinzelnd, ſcharrend mit den Füßen und zum Wachtgeſchrei den Schnabel öffnend, ſchlüpfte Euphemia, des Fröſchlmoſers Tochter, in die Kammer der Magd Beatrix und ſprach zu ihr: „Willſt Du aufſtehen, Träge?" — Die Magd war beſchämt und entſchuldigte ſich gegen ihre Gebieterin wegen ihrer Langſchläferei, aber Euphemia zankte weiter: „Sagt' ich Dir nicht, daß der Vater in aller Frühe ausgehen will? Aber ſeine Schuhe ſind nicht mit Oel geſchmiert, auf dem Herd iſt noch kein Feuer, um die Suppe zu kochen. Schon höre ich den Herrn huſten und wenn ich ihm Deine Nachläßigkeit entdecke, wirſt Du fortgejagt ohne Barmherzigkeit. Du weißt, wie böſe der Vater iſt und wie er Dir von lange her den Nachtbeſuch Deines Buhlen nachträgt." — „Die Jungfer wird wohl ſchweigen, wenn's Gottes Wille iſt," bat die Magd voll Herzeleid, denn die Ehehalten gingen nicht gern von Fröſchlmoſer weg, weil er, ſobald ſie heiratheten, ohne eine Ausſteuer ſie nicht entließ. — „Du biſt faul und einfältig und plauderhaft genug, um zu verdienen, daß ich dem Herrn Alles ſagte," bemerkte Euphemia. — „Du liebe Frau! Wie könnt Ihr mich plauderhaft ſchelten?"

— „Ich will ſehen, ob Du's nicht biſt, und in der Erwartung, daß Du mir dienen wolleſt, ohne zu ſchwatzen, will ich den Vater nicht gegen Dich erzürnen.“ — „Was iſt denn Euer Begehr? Ich will Alles thun, wenn ich im Dienſt bleiben darf. Mein Martin heirathet mich, nicht ſpäter obendrein, als nächſte Pfingſten, und ich möchte Eures Vaters Geſchenke nicht miſſen, ſonſt nimmt er mich nicht, der wetterwendiſche Bube.“ — „Du ſollſt Deine Ausſteuer haben, ſollſt noch in den Kauf ein ſchön Geſchenk von mir erhalten, damit der Martin Dich nicht ſitzen laſſe. Du liebſt ihn wohl ſehr, Du arme Trix?“ — Der Magd liefen die Augen voll Waſſer und ſie ſagte, die Hände auf die Bruſt gelegt: „Das muß wahr ſeyn, helf' mir Gott.“ — „Du wärſt gewiß untröſtlich, wenn Du Deinen Schatz verlöreſt?“ — „Schau' die Jungfer, ſterben müßt' ich allerwenigſtens.“ — „Nun hör' einmal: mir ging' es grad eben ſo, wenn ich denjenigen laſſen müßte, den ich liebe, und ich liebe einen ſchönen, ſchönen Mann, und edel iſt er, weiſe und edel, ſo wie ſchön.“ — „Ich wünſch' Euch Glück und Segen, eine fröhliche Hochzeit und einen goldnen Tag*), goldner, als jemals einer geweſen.“ — „Vielen Dank, Du gute Dirne. Aber die Hochzeit iſt noch fern, denn mein Vater hat ſeinen Kopf aufgeſetzt und mir verboten, an den ſchönen Mann zu denken. Trotz des Herrn Widerſpenſtigkeit bin ich jetzt eigenſinniger als je, und habe gelobt, meinem Holden nicht untreu zu werden. Ich muß mit ihm ſelber reden, Beatrix.“ — „Hm, freilich. Kann ich was dazu thun?“ — „Geh', ſag' ihm, daß ich ihn heut Abend, während ſie bei St. Andreas die Veſper ſingen, im Königsgäßchen erwarte; unterm Bogen, dort beim Oſterthor, Du weißt ſchon.“ — „Das meine ich, daß ich das ſtille, dunkle Plätzchen weiß.

*) Nachhochzeit.

Wohin geh' ich aber?" — Euphemia entſendete die anſtellige Magd in des Magiſters Wohnung; von da ſchickte man ſie in das weiße Roß. — „Er wünſcht Euch alles Gute, ſchöne Jungfer," meldete die Botin bei der Rückkehr, doch iſt ſein Meiſter krank und ſchwach, und an dem Bett des Leidenden zu verweilen, ſchicke ſich für den Schüler wohl, ſagte der Herr." — Euphemia ſtutzte, dann ſagte ſie mit klopfendem Herzen: „Geh' hin noch einmal, Du freudige Magd, und ſage ihm: wohl tauſendmal habe er mir geſchworen, daß ich ihm mehr ſey als die ganze Welt; und iſt dann noch zu wählen zwiſchen einer Jungfrau, voll von Leben, und einem alten Siechling? Es ſey hohe Zeit, ja die höchſte, daß Raphael mit mir rede; um meiner Liebe willen bitte ihn darum." — Und als die Botin kam zum zweitenmale und berichtete, daß der Magiſter unruhig ſey und unentſchloſſen, und daß er flehe, ihn auf eine frühere oder eine ſpätere Stunde zu beſcheiden, nur nicht gerade zwiſchen der vierten und fünften des Abends — da erzürnte ſich Euphemia heftig und funkelnden Auges ſagte ſie: „Eile, ihm zu melden, daß er komme, komme zu der Friſt, die ich ihm geſteckt, wenn er nicht an mir zum Mörder werden wolle. Ich könne ſeine Härte nicht ertragen und würde mir das Leben nehmen und, ihn verwünſchend, zum Abgrund fahren. Größeres Elend ſey noch nie von einem Weibe empfunden worden, als von mir. Ich weine, ſiehſt Du? ich zittere am ganzen Leibe und verzweifle am Heiligſten, ſiehſt Du? Beatrix? — Sage ihm ſchnell, was Du geſehen!" — Nach kurzer Abweſenheit verkündete die Magd: auch Raphael habe geweint und verzweifelnd Stirn und Herz geſchlagen, und er werde kommen unfehlbar.

Euphemia ſchmückte mit Siegesroſen ihre Wangen, Raphael grollte mit ſich ſelber. Hier lag vor ſeinen ſtarren Augen im beginnenenden Wahnſinntaumel der

Meiſter, der von ihm ein heiliges Verſprechen zum Pfande hatte. Dort winkte ihm gebieteriſch und doch ſo lockend die Liebe zu ſüßem dringendem Gekoſe. Auch die Liebe hatte Gelöbniſſe ſeines flammenden Herzens zum Pfande erhalten! Wie ſollte Raphael thun, um zu genügen zumal der Pflicht und der Sehnſucht, die um ſo mächtiger aufwachte, als die Vorſätze des verwichenen Tags ſie ſchnöde in den Hintergrund gedrängt, mit Vernichtung bedroht hatten? — Da hob Paracelſus das müde Haupt aus dem Geſpenſtertanz des Deliriums empor und ſagte: „Ich höre die Glocke der Sebaſtianskirche; es wird bald vier Uhr ſchlagen?“ — „So iſt's, lieber Meiſter.“ — „Die Auferſtehung naht heran, Raphael. Geh' hin und hole die Zeugen zuſammen; ſie wohnen in der Nähe alle, die ich Dir ſchon benannt. Ich will indeſſen ſchlafen. Sieh' auch nach dem Elixir; mir hat geträumt, daß eine fahle Katze mit Wendels Angeſicht daran geleckt und geſogen. Schau' nach befehle ich, und verrichte Deinen Gang. Eine halbe Stunde nach vier Uhr komm', mich zu wecken; dann iſt's an der Zeit.“ — „Wär's nicht beſſer, theurer Mann, wenn Ihr gerade jetzo Euch der göttlichen Eſſenz bedientet?“ — „Gehorche; je ſpäter, je dringender, um ſo größer das Mirakel. Mich ſchläfert ... wie iſt der Abend, Raphael?“ — „Schwarz und gewitterhaft. Es liegt im Weſten eine ſchwere Wolkenlaſt, von Hagel voll. Ihr wißt, geliebter Meiſter, daß während ſolchen Elementen-Aufruhrs des Menſchen Lebenskraft ſchneller weicht, als ſonſt!“ — „Ich brauche keine Lehren,“ murmelte Paracelſus, den Kopf im Kiſſen begrabend: „Bin ich nicht unfehlbar, und wer hat je auf einem Unſinn mich ertappt ...? Aber das Elixir ... jag' ihn fort den Wendel ... fort!“ Das letzte Wort im Munde, entſchlummerte der Kranke, und Raphael eilte, nach dem Heiltrank zu ſchauen. Das Gefäß ſtand unberührt, verſiegelt wie am Morgen. Der

Magiſter beſchäftigte ſich nicht lange damit; die Zeugen, die er zu laden hatte, die alten Geſichter mit den langen Bärten, und Euphemia, das weiße, junge, goldumlockte Frühlingsantlitz, tanzten vor ſeiner Einbildungskraft, und jagten ihn aus dem Hauſe, nachdem er den Diener Claus zum Wächter an dem einſamen Lager Paracelſi beſtellt hatte. Auf ſchnellen Sohlen flog Raphael von Haus zu Haus, Hohe und Geringe, wie ſie ihm der Doktor verzeichnet, binnen einer Stunde zu einem letzten Beſuch beim Wundermann, auf deſſen Verlangen, zu rufen. Der Eine ſagte zu, der Andere ſchien bedenklich und zweifelnd; Raphael hielt ſich bei Keinem auf, denn es hatte ſchon vier Uhr geſchlagen, und im düſtern Bogen an dem Oſterthor erwartete ihn ja der Engel ſeines Lebens.

In der Andreaskirche ſangen Kleriſei und Volk die Veſper; das Königsgäßchen war menſchenleer, und finſter ſchauten die Wolken hinein. Der Luftzug, der durch das krumme Gäßlein pfiff, machte das Frauengewand flattern, das in der Tiefe des Bogens kaum ſichtbar erſchien. — „Euphemia!“ rief der fleißig ſpähende Raphael, und umklammerte die Wartende. — Grollend halb ſich in Lieb' ergebend, lag Euphemia in des Magiſters Armen, und entgegnete ſeinem Minneruf: „Wollteſt Du mich tödten mit Sprödigkeit? hab' ich das um Dich verdient?— „Verzeih, verzeih, mein Lebensbaum, Du holdes, grünes Myrthenreis meiner Zukunft! . . .“ bat hinwieder der Liebende, und erzählte die Ver- und Wiederumwandlungen ſeiner Gefühle, und verſchwieg nicht eine Silbe von den Vorwürfen ſeiner ſchulmeiſterlichen Melancholie, nicht den leiſeſten Schatten ſeiner wechſelnden Gedanken; verachtend, was er geſtern hoch gehalten, ſchmähend die Verſuchung die ihn zur Abtrünnigkeit vom Heiligſten hatte verleiten wollen, auf's Neue beſchwörend ſeine wiederbefeſtigte Treue, und deren

Triumph ausmalend bis in's einzelne. Darüber verging viel Zeit, und es koste ſich ſo ungeſtört und vertraulich unter'm finſtern Schwibbogen, und die gewitterliche Dämmerung draußen vermehrte die Vertraulichkeit und Sicherheit in ſolchem Grade, daß auch Euphemia kein Ende fand, dem Geliebten zu ſagen, daß ſie nimmer von ihm laſſen werde und allen Lockungen vorziehen wolle, ihm nachzugehen durch die weite Welt, da der Zorn des Vaters ihn ohnehin zu Salzburg nicht dulden würde. „Du mußt gehen, Du mußt fliehen," ſagte ſie ſtreng ermahnend zu dem Staunenden: „meine Brüder und Verwandte ſind ſchon vom Vater aufgewiegelt. Er hat geſchworen, Dich blutig entgelten zu laſſen, was Du beim Abſchiede ihm mit trotzigem Muthe geſagt. Wie nannteſt Du Deine Heimath, Seele meiner Seele, o Herz, mein Herz?" — „Am Saum des Odenwaldes ſteht meiner Eltern beſcheidenes Haus, Euphemia. Gleich weit iſt es von Frankfurt und von Heidelberg entfernt." — „So warte meiner auf der allernächſten Meſſe zu Frankfurt. Die Tochter des ſavoyiſchen Krämers wird ihren Vater dorthin begleiten, und ich will mit ihr kommen, wie mein Vater mir und dem Bruder Veit ſchon lange erlaubt hat. Harre meiner ſo gewiß, als ich Dir folge, und laß uns weit von hier beglückt und ſelig ſeyn!" — Ehe noch der beſtürzte Raphael zu antworten vermochte, fuhr Euphemia erſchrocken zuſammen; der Donner murrte dicht ober des Paares Häuptern, und ſchwefelicher Dunſt erfüllte die Luft. Die Liebenden ſahen mit Erſtaunen, — ſo gänzlich waren ſie im Anſchauen ihrer Schönheit verſunken geweſen, — daß die Gaſſe voll von Leuten war, die raſch vorüber liefen, ſchreiend und ſich geberdend, wie Unſinnige. — „Feuer!" brüllten wilde Stimmen. „Der Blitz, der Blitz!" heulten wieder andere. — In den Lärm klang der Schlag der fünften Stunde, der Jammer des Sturmgeläuts. —

Raphael kam von Euphemia's Seite weg, ohne zu wiſſen, wie? Eine unbeſchreibliche Angſt peitſchte ihn von dannen. „Fünf Uhr! fünf Uhr! wenn's zu ſpät wäre!“ ſeufzte er, ſeine Schritte beſchleunigend, ſo gut als es ſich in dem Menſchengedränge thun ließ. Die Linzergaſſe ſtrahlte wider von den Flammen, die aus dem Stadtbruderhauſe aufloderten. Der Brand war aus den Wolken, wie ein niederſtoßender Adler, auf das Dach des Spittels gefahren, und ſchlug dort luſtig die feurigen funkenſprühenden Flügel. Was da auf menſchlichen Beinen ging, lief heran, um zu helfen oder zu gaffen, um zu horchen dem Geſchrei der alten Pfründner, und dem wilden Toben der Wahnſinnigen, die in ihren Kodern zu verbrennen fürchteten, oder um ſelber zu ſchwatzen und zu zetern, wie bei ſolchen Unglücksfällen der Brauch iſt. — Mit verdoppelter Ellenbogenkraft verſchaffte ſich Raphael endlich den Eintritt in's weiße Roß; die Thüre des Doktors war verſchloſſen. Der Magiſter flog die Treppe hinan auf den Speicher, in die Kammer. Der Trank der Unſterblichkeit ſtand unberührt auf ſeinem Platze; auf dem Dachvorſprung lungerte aber der einfältige Claus, und ergötzte ſich am Schauſpiel des Brandes. „He!“ rief ihn Raphael an: „was iſt mit dem Meiſter?“ — „Er ſchlief ſo feſt; ich habe ihn eingeriegelt.“ — Oeffne ſchnell, Du träger Knecht.“ — „Er hat oft nach Euch gerufen, Herr, mancherlei Geſichter geſchnitten, und gen Himmel gedeutet, wie ein Verzückter; doch iſt er ruhig geworden und entſchlafen.“ — „Entſchlafen, entſchlafen zum Tode!“ zürnte der Magiſter mit bleichen Lippen, und warf auf den Diener die Schuld, die er ſelber trug. Mit der Seelenangſt eines Verbrechers huſchte er an's ſtille Bett des Schlummernden, der auf der linken Seite lag. Ein einziger Blick verrieth dem Magiſter den ganzen Umfang der Folgen ſeiner leichtſinnigen Verſpätung. Der letzte Kampf hatte

des Arztes Züge verändert, ſein Auge ſtarr gemacht; die Lippen klafften, jeder Hauch der Lunge war erſtorben. Die Feder, die Raphaels bebende Hand an Paracelſi Mund brachte, regte ſich nicht im Mindeſten. Mehrere Löffel voll der Eſſenz des Lebens, die der entſetzte Schüler dem Todten einflößte, riefen nicht mehr die Farbe auf das zerſtörte Antlitz, nicht den Athem in die kalte Bruſt zurück. Jegliches Leben in des Heilkünſtlers Elementarleib war zu Ende gegangen. Raphaels Betrübniß kannte keine Gränzen. — Als jedoch die beſchiedenen Zeugen, die ſich ebenfalls bei der Feuersbrunſt verſpätet hatten, nach und nach eintrafen, und ſtumm betrachtend ſich um die Leiche reihten, verbarg der Magiſter unwillkürlich das Gefäß, worinnen das Elixir, unter ſeinem weiten Mantel, empfahl den wenigen Freunden des Theophraſtus deſſen Ueberreſte, den Teſtamentsvollſtreckern deſſen Habe, und ſchlich nach ſeiner Behauſung. Es war Nacht geworden, und der heftige Regen hatte den Brand gelöſcht, die wogende Menge verſcheucht. Auch im Haupte des verwaisten Schülers war für geraume Zeit das Licht erloſchen, auch in ſeinem Herzen war es öde geworden. Mehrere Stunden verträumte er, in die Lampe ſtarrend; ein guter Theil der folgenden ſchwamm dahin auf ſeinen Thränenfluthen. Die Nacht ſchickte ſich an, zu Ende zu gehen, als des Magiſters naſſer Blick auf die Flaſche des Diamanten-Elixirs fiel. Sie ſtand in einer dunkeln Ecke, neben dem triefenden Mantel, und der Inhalt der Flaſche leuchtete, wie der bononiſche Stein. — Um ſich zu zerſtreuen, trug Raphael das Gefäß auf ſeinen Tiſch, und nahm behutſam den Glaspfropf davon. Das Elixir, von dem er in der Herzensangſt mehr als die Hälfte an die Leiche verſchwendet, war geruchlos, leuchtete aber ſchön und ſtill. An den Pfropf war mit Siegelwachs ein ſorglich gefaltetes Papier befeſtigt, das Raphael ablöste. Er fand auf demſelben in griechiſcher Sprache, und zwar nicht von der Hand des Para-

celſus, der das Griechiſche nicht geachtet, und wohl auch nicht ſonderlich verſtanden, Folgendes geſchrieben:

„Dieſes iſt das geheime und göttliche Werk, das nicht „Hippokrates, nicht Galen, nicht Avicenna und nicht Al„bertus Magnus gekannt haben. Hermes hat es ergrün„det und erfunden; Ariſtoteles hat einiges davon gewußt. „— So wie gewiß iſt, daß nichts auf Erden, ſo den „menſchlichen Leib vor dem Tode bewahrt, ſo iſt den„noch tauſendmal wahr, daß es ein Ding gibt, ſo die „Verderbniß aufhebt, die Jugend erneuert und das kurze „Leben, wie an den Erzvätern geſchehen, verlängert. Die „Kunſt iſt jedoch immer länger als das Leben. Ohne „Gottes Erlaubniß beſteht nicht die Kunſt; daher muß „ſie mit Gott angegriffen werden, und dieſes Elixir iſt „kein Teufelswerk, und wird nur gottesfürchtigen Leuten „zu Nutz und Frommen ſeyn. — Das Recept zu dem „Diamanten-Extract iſt nebenangeſchrieben. Der Ge„brauch iſt aber dieſer: Von dieſem Saft des vollendet„ſten mineraliſchen Körpers genügt ein kleines Maß, „um des Menſchen Leben weit hinaus zu rücken. Je „nach dem Alter wird weniger oder mehr zu brauchen „ſeyn. Dem Manne und dem Weib in der Vollkraft „ihres reifern Alters gib eine ehrliche Doſis; und mag „dieſe Arznei alle fünf und zwanzig Jahre angewendet „werden, ſo iſt nicht zu bezweifeln, daß das alſo ge„ſtärkte Leben dauern dürfte durch mehrere Jahrhunderte. „Der Leib des Arzneienden wird bleiben, wie er iſt zur „Zeit des Gebrauchs; nicht jünger und nicht älter wer„dend, frei von allen innerlichen Krankheiten; doch ſchützt „der Wundertrank nicht vor dem Schwert, dem himm„liſchen und irdiſchen Feuer, und überhaupt vor jeder „gewaltſamen Todesart, die des Menſchen Geſtirn über „denſelben verhängen möchte. Nicht rathſam iſt ferner, „daß nach einem zurückgelegten Jahrhundert der Mann „noch einmal ſich beweibe, oder das Weib noch einmal

„nach dem Ehemann trachte; die Kräfte des Elixirs „würden alsdann dem ſinkenden Haus der Sterne fol„gen, und von den Elementen verzehrt werden. Es „prüfe ſich ein Jeder indeſſen ſtrenge, bevor er von die„ſem göttlichen Werke gebrauch macht. Allerdings iſt „ein langes Leben koſtbar dem Philoſophen, und der „Ehrgeizige wird ſtets ſein Glücksziel damit erreichen, „weil nach langem Warten immerdar der unermüdlich „Ausdauernde zu ſeinem Endzweck gelangt. Doch hat „hingegen ein überaus langes Daſeyn ebenfalls ſeine „Beſchwerden. Wer nicht reines Herzens iſt, wer der „Sünde fröhnt, ſtehe ab, von dieſer Eſſenz zu koſten. „Je länger hienieden des Sünders Leben, je qualvoller „drüben des Sünders Ewigkeit. Gib auch nicht den „Dummen von dem Elixir zu verſuchen; ſie ſollen der „Welt nicht eine immerdauernde Laſt ſeyn, ſie ſollen ſo „bald als möglich im Paradieſe den Verſtand gewinnen, „der ihnen auf Erden verſagt worden. Gib auch nicht „davon zu trinken den Beladenen, den Kindern aller „Schmerzen: ihre Heimath iſt im Schooße des himmli„ſchen Vaters; gönne ſie ihnen bald. Gib von dieſer „Arznei nur den Starken, den Herzensreinen, die ſich „nicht fürchten vor den Früchten der Erkenntniß; weil „die Erkenntniß im Menſchen wird wachſen ohne Unter„laß, bleibt gleich ſein Leib derſelbe. Denn die Seele „kömmt von Gott und trachtet ſtets nach ſeiner Voll„kommenheit. Dieſes zur Lehre, und nichts weiter.“

Raphael überlas vielleicht ein Dutzendmal den viel-verheißenden Zettel; mit haſtigem Blick ſuchte er nach dem Recept: es war nicht vorhanden. Aber das unſchätzbare Elixir ſtand vor ihm; obſchon zur Hälfte vergeudet, barg es dennoch die Lebenskraft mehrerer Jahrhunderte in ſich. Eine neue Weltanſicht, ein Muth- und Kühnheitsdrang, wie Raphael noch nie gekannt, blitzte aus dem Flammenkern des geläuterten Diamants in ſein

Gehirn, in ſeine Bruſt. Ohne ſich lange zu prüfen, ohne lange mit ſeiner Herzensreinheit zu Rathe zu gehen, trank er nach Vorſchrift des griechiſchen Weiſen von der Eſſenz des Edelſteins, trank einmal, zweimal, dreimal, und wurde in einem Augenblick der Erbe des köſtlichſten Schatzes, den Paracelſus hinterlaſſen; des wundervollen Lebens, das dem Alchymiſten ſelber nicht beſchieden geweſen. — Als der Hahn rief, als das bleiche Morgenlicht hinter Regenwolken hervorbrach, war's geſchehen; und — ſey es nun die Kraft der Arznei geweſen, die ſich plötzlich in Raphaels Gliedern entwickelte, oder die kecke Zuverſicht des Glaubens an des Arcanums Wirkſamkeit, die ſein Herz friſcher ſchlagen, ſeine Lunge mächtiger athmen machte — von Stund an war der blöde, zagende, mit Zweifeln kämpfende Magiſter ein ganz anderer Menſch, denn zuvor. Es kam ihm vor, als ob ſein Haupt in die Wolken gewachſen wäre, als ob ſeine Sohlen mit eiſerner Gewalt ihre Spuren der Erde eindrückten, wie man wohl an der Fährte des ſehnenkräftigen Hirſches dann und wann zu bemerken hat.

Die kleine Welt in ſeinem Kopfe blühte, wie noch nie geſchehen, in unendlicher Pracht; eine prunkende Treppe von großen Sehnſuchtsgedanken, eine lange Reihe von Eroberungsvorſätzen baute ſich aus dem Mittelpunkte ſeines Verſtandesgebiets empor, um ſich an die Sterne zu lehnen. Sehnſucht nach Allem, was im Schöpfungskreiſe zu erſehnen, Begierde nach Allem, was darinnen zu erobern, erfüllte die Seele des Mannes, der ein Leben, ſo zu ſagen ohne Ende, — der eine Fülle von Geiſtes- und Körperkräften ohne Abnehmen in der Flaſche verwahrte, die in ſeinem Schranke ſtand. Niemand wußte um ſeinen Reichthum, Niemand ahnte, daß er über viele Menſchenalter zu verfügen hatte. Wie arm kam dem heimlichen Erben des großen Theophraſt der Begütertſte auf Erden vor! Wie mitleidig ſah er nieder

auf das Werktagsgetümmel, und auf die erbärmlichen Hoffnungen der Menſchen, die nur ſechszig oder ſiebzig Jahre vor ſich haben: ſiebzig elende fingerlange Jahre, um all' ihr Gepäck von Jugend und Alter, von Wachsthum und Zerbröckelung, von Freud und Leid, von Geld- und Ehrgeiz zu faſſen; fingerlange elende ſiebzig Jahre, von denen die Hälfte obendrein ein lebendiger Tod iſt, weil ſie dem Schlummer gehört, oder der Hülfloſigkeit des Säuglings und des Greiſen; der Krankheit und dem Mißvergnügen; den langweiligen Formeln des Taglebens, bei denen Geiſt und Leib gleich unthätig ſind, und der Frohnarbeit, an der das Daſeyn klebt, als an einer kargen Amme! — „Arbeit iſt ſchön, beruhigend, erhebend," ſagte Raphael: „aber verwünſcht ſey das Tagwerk, das ich mit Widerwillen verrichte. Entbehrungen ſind heilſam, aber verwünſcht ſey das Leben, das nur eine Kette von Entbehrungen iſt! Ich will nicht mehr ein Sklave der Kranken ſeyn, nicht mehr meine Kunſt um ſchnöden Liedlohn einem Jeden preisgeben. Mich drängt ja von nun an die Zeit nicht mehr; ich habe deren ſo viel vor mir, daß ich, meinem Forſchungstrieb genügend, die ganze Schöpfung auswendig lernen kann. Wann den elenden kurzlebigen Grüblern die Augen müde und unbelohnt im ewigen Schlafe zufallen, werde ich noch wach ſeyn, und alle Geheimniſſe mir aneignen; und weil in der Summa der Geheimniſſe auch das Arcanum des Diamants mitbegriffen, ſo werde ich auch dieſes erobern, präpariren, gebrauchen und — unſterblich ſeyn!" — Stolzer Hoffnungen voll, ging Raphael, nachdem er die wohlverſicherte Flaſche in einen Winkel ſeines Kellers verborgen, aus dem Hauſe. In den Kirchen wurde wegen eines feierlichen Anlaſſes das „**Salvum fac imperatorem**" geſungen; mit Achſelzucken ging Raphael vorüber, weil der Kaiſer Karl ihn dauerte. Wie bald mußte nicht der Tod den Allgewaltigen ereilen? Vor

dem Bilde des Pabſtes Paul lächelte der Magiſter mitleidig. Der alte Mann ſtand ja ſchon mit einem Fuß im Grabe! Was fragte Raphael mehr nach Krone und Tiare auf ſchnell dahinwelkenden Köpfen!

Er half den geſchiedenen Meiſter zur Erde beſtatten. Es war ihm wohler noch als zuvor, da Gruft und Sargdeckel zwiſchen ihm und Theophraſti Geſicht, das ihm zu zürnen ſchien, geſchloſſen war. — „Ich lebe das Leben, das eigentlich ihm gehörte," ſagte Raphael in ſeinen Gedanken: „Der todte Gläubiger iſt des Schuldners guter Freund." — „Friede den Lebendigen, den Begrabenen die ewige Ruhe!" ſchrieb er mit leichter Hand auf das Denkmal des Paracelſus.

Sodann wohnte er dem Erbverzeichniſſe in der Stube des Doktors bei, und ſpottete im Innerſten der Habſucht des rothen Barbiers Andreas Wendel, der in allen Ecken, ſelbſt im Schornſtein und unter dem Dielenboden nach Recepten und Arzneien ſuchte, die ihm vermacht waren. Pulver und Salben, Latwergen und Wurzeln gab es, um einen weiten Sack zu füllen. Receptbücher fehlten auch nicht; dennoch ſpürte der Bader immer ängſtlicher in Staub und Aſche herum. — „Was ſucht Ihr?" fragte ihn Raphael lächelnd. — „Den Stein der Weiſen, beim Wetter!" verſetzte der eifrige Erbe: „Der Doktor hat ihn gehabt, hat mir's tauſendmal betheuert, dennoch finde ich ihn nicht. Unnütze Kryſtalle genug... aber der Stein der Weiſen, wo der?" — „Der Phönix, der ihn gelegt, wird ihn zu Neſt geholt haben, um ihn auszubrüten," ſcherzte der Magiſter. Aber der Rothkopf verzog mißgünſtig die Lippen und erwiederte: „Wäret ihr nicht etwa ſelber der Phönix, der zu Neſte trug, was einem andern gehört?" — Raphael ſah den Bader geringſchätzig an, ohne ihm zu antworten, und ging ſeiner Wege. — Was fragte er nach dem Argwohn des habgierigen Wendel?

Da nun der Meiſter beſtattet, hatten ſich Raphaels Gedanken, von Sorge und Trauerpflicht entkleidet, mit verdoppelter Macht der Liebe zugewendet, und der Magiſter war im Begriff, einem wichtigern Gegner, als der rothe Bader war, entgegen zu treten: dem alten Virgil Fröſchlmoſer. Des Rathsherrn Stand und Vermögen ſchüchterte Raphael nicht mehr ein. Aufrechten Hauptes trat er bei Ephemia's Vater vor, der ihn verwundert, mürriſch, ja ſelbſt auffahrend empfing. Der Magiſter ſchnitt dem Rathsherrn die Rede, und den drohenden Befehl, das Haus zu verlaſſen, vom Munde weg. Sein Spruch war klar, verſtändlich, und nichts Geringeres als eine unumwundene Werbung um Euphemia's Hand. Raphael ließ ſeinen künftigen Schwiegervater in ein goldenes Reich der Verheißung ſchauen, rühmte ſich der beneidenswertheſten Zukunft, und wie er im Stande ſey, die Braut und Alle, die ihr angehörten, zu den glücklichſten Menſchen zu machen. Seine Beredſamkeit wirkte Wunder: Fröſchlmoſer bändigte ſeinen Zorn, horchte, lauſchte, wurde ſtets aufmerkſamer, es flog endlich ſogar ein gewiſſes Lächeln über ſein breites Angeſicht. Raphael ahnte in dieſem Zeichen ſein nahes Glück. Als er vollendet, antwortete der Rathsherr mit geheimnißvollem Weſen, wie er's in den Magiſtratsſitzungen gelernt hatte: „Es iſt Alles ſchön und gut, was Ihr da ſagt, Meiſter Raphael. Aber eine dritte Perſon hat den Ausſchlag zu geben." — „Eure Tochter? wo iſt ſie, die mich ſo heftig liebt, als ich für ſie empfinde?" — „Daß ſie Euch heftig liebt, weiß ich nur zu genau," verſetzte Virgil, und wurde etwas bleich unter dem grellen Farbenſpiel ſeiner Wangen: „ſie büßt noch zu dieſer Friſt, in ihrer Kammer eingeſchloſſen, ihren Ungehorſam. Ich gehe, ſie hieher zu führen. Wartet fein." — Der Vater ging langſam, ſchleppenden Schritts. Der Werber wartete geduldig, und zierte ſich in Gedanken mit einer Triumph-

krone von Lorbeer und Liebesſternen, um ſich für ſeine wohlangewendete Dreiſtigkeit zu belohnen. Doch blieb der Vater lange weg; kein Laut war im alten Hauſe zu hören. Der Erwartung Qual ſchlug immer höhere Wellen an das Herz des Liebenden hinan. Er trippelte ungeduldig von einem der ſchmalen Stubenfenſter zum andern; um ſich zu zerſtreuen, heftete er ſein Auge an das muntere Spiel von kleinen Vögeln, die im engen Hof auf- und niederflogen, als ob ſie auf dem einzigen Sonnenſtrahl, der dahin drang, wie auf einem goldenen Seile tanzten. Aber auch dieſe niedlichen Spiele riefen dem Zuſchauer der Liebe Schwung und Flug und Muthwille in's Gedächtniß, und beklommener wurde ſtets ſeine Bruſt. — Da flattert etwas Weißes in der Höhe des Dachs, und Raphael glaubt das Fittichrauſchen der Venustaube zu vernehmen. Er blickt empor: aus ſchmaler Oeffnung zwiſchen den Schindeln der Bedachung weht ein Tuch, ein Schleier, irgend ein Feldzeichen der Minne. Die Hand, die es ſchwingt — ſie iſt nicht zu verkennen. Weißer noch als das Schleiergewebe, blendender noch als der Sonnenſtrahl, umſpannt von der wohlbekannten Granatenſchnur, kann dieſe Hand nur Euphemia's ſeyn. Aber das Dunkel und die Enge der Oeffnung in dem Dache verſagt dem ſchärfſten Blick die Wonne, in's Angeſicht der holden Fahnenſchwenkerin zu ſchauen. Dagegen ſtreckt ſich auf der andern Seite des Ueberbaues, durch ein ſchmutziges Gitter, ein feiſter, rother Arm, und die Hand deſſelben winkt mit plumpem Finger, und hinter dem Arm zeigt ſich leiſe huſtend der verſtörte Kopf der mitwiſſenden Beatrix. — „Eingeſperrt!“ ruft die Getreue zum Magiſter herüber: „ſeit geſtern eingeſperrt. Alles ausgekommen; helft der Jungfer, dann hab' auch ich ein wenig Hoffnung. Bitt' für uns, o Herr!“ — Dieſe Worte, ſo einfach ſie erſonnen, ſo heimlich ſie herüberſchwirrten, wie das ferne Krächzen

einer Dohle, erſchütterten das Ohr des Hörers gewaltig. Euphemia noch im Kerker; Beatrix ihr Schickſal theilend! So war denn Alles, was Virgil geſprochen, Lüge und Verrath? — Raphael ſprang zur Thüre. Das Schloß war zu, und feſt, und nicht aufzurütteln. Der Magiſter verſuchte mit gewaltigem Schulterdruck die Oeffnung zu erzwingen . . . vergebens. Jenſeits der Riegel lachten muthwillige Jünglinge, Euphemia's Brüder, ſeiner Wuth. Raphael tobte und ſchmähte. Sie erwiederten Gleiches mit Gleichem. Da wurde ein Geräuſch auf der Stiege laut; die Spötter verſtummten; auch der Gefangene lauſchte mit keuchender Bruſt. Er erwartete ſeiner Freiheit Wiederkehr. Die Riegel fielen: die Hand, der ſie wichen, war rüſtig, wie die eines Befreiers. Dem haſtigen Schlüſſel ergab ſich das Pfortenſchloß; muthig und dankbar zugleich geſinnt, ſtürzte der Magiſter den Rettern entgegen . . .! grauſame Täuſchung: er taumelte in den Hellebardenkreis erzbiſchöflicher Soldknechte und ſtädtiſcher Häſcher. — Eine Stunde darauf ſtand er, ein Gefangener, vor dem Erzbiſchof ſelber.

Der Fürſt war ein friſcher, lebendiger Herr, in ſeinen beſten Jahren; hatte nicht viel Geiſtliches an ſich, weder in der Kleidung, die eines ſchlichten Edelmanns war, noch in ſeinem Gemüthe; wenn nicht eine ſtarre Unduldſamkeit gegen Irrende, Abtrünnige und Ketzer dafür gelten mochte. Wie es noch zu ſeiner Zeit erlaubt war, regierte er als Erzbiſchof, ohne die prieſterlichen Weihen erhalten zu haben. Er war deßhalb nicht ſchlimmer als ſeine Vorgänger. An Arbeitſamkeit kam ihm nicht Einer gleich; er hatte ein offen Ohr und Herz für die Bedrängniſſe ſeiner Unterthanen, half gern dem Gewerbe auf, und förderte den Reichthum des Landes, indem er die vernachläßigten Bergwerke als wohl unterrichteter Mineralog und Hüttenkundiger verbeſſerte. Mathematik, Aſtronomie und Chemie waren ihm befreundete

Wiſſenſchaften. Er hatte, das „große Werk“ zu treiben, den Paracelſus bei ſich aufgenommen, und in der kurzen Friſt eines Jahres manche Stunde neben dem Wundermann am Schmelztiegel zugebracht, um aus rauhen Stoffen den metalliſchen Geiſt, die feine ewige Subſtanz, **Sal, Sulphur** und **Mercurius** zu befreien, die das Gold erzeugt. Raphael, der Genoß der Arbeiten ſeines Meiſters, war dem Fürſten gut bekannt. Daher redete ihn Erzbiſchof Ernſt nicht allzuſtreng an:

„Was muß ich hören, Magiſter? Kaum iſt Dein erlauchter Lehrer zu den Schatten gegangen, und ſchon erhebt die Welt Klagen gegen Dich? Danke es dem guten Vernehmen, ſo zwiſchen mir und dem verlebten Doktor Theophraſtus geherrſcht, daß ich nicht geſtatten will, Dich dem gemeinen Richter zu überantworten, daß ich ſelber der **sumus arbiter** Deines Schickſals ſeyn will. Dennoch hab' ich Deinen Meiſter nicht zu loben, ſondern wohl gar zu tadeln, indem alle ſeine Verheißungen, das große Werk betreffend, eitel Lügen und Dunſt geweſen ſind. Aber der Menſch ſoll nicht ſein Mißvergnügen allein anhören, daß ein übler Fürſprecher des Fehlenden iſt. Ich will gerecht und gnädig mit Dir ſeyn, inſofern Du bekennſt, und zwar bekennſt ohne Zwang.“

Der Magiſter hörte mit Erſtaunen, daß der Rathsherr Fröſchlmoſer ihn hatte verhaften laſſen, und daß mittlerweilen auch Andreas Wendel beim Richter gegen ihn geklagt. „Weſſen beſchuldigen mich dieſe Leute?“ fragte Raphael. — Der Erzbiſchof verſetzte: „Der Bader ſchilt Dich einen Dieb, der aus ſeines Meiſters Verlaſſenſchaft den Stein der Weiſen geſtohlen.“ — „Wollte Gott, ich hätte das koſtbare Geheimniß! Ich wollte den Raub gegen den einfältigen Bader ſchon verantworten.“

„Virgil Fröſchlmoſer,“ fuhr der Erzbiſchof fort, „bezüchtigt Dich, daß Du ſeiner Tochter vermittelſt böſer Kunſt die flammende Lieb' in's Herz gepflanzt; daß Du

den Brand im Stadtbruderhauſe, das eine Stiftung der Fröſchlmoſer iſt, angezettelt habeſt, um ihm dem Rathsherrn, Herzeleid zuzufügen, und eine buhleriſche Zuſammenkunft mit ſeiner Tochter zu bemänteln." — „O heilige Einfalt eines heimlichen Evangeliſchen!" rief der Magiſter im höchſten Grade überraſcht und erbost: „werdet Ihr dem mondſüchtigen Verläumder glauben, gnädigſter Herr? Daß ich ſeine Tochter Euphemia liebe, daß ich herzlich froh bin, wenn die Minne, die ſie empfindet, recht heiß und ewig brennt — ich läugne es nicht. Doch ſey verwünſcht bis in die Hölle, was er mir ferner andichtet, der falſche Chriſt!"

Der Fürſt nickte verſchmitzt lächelnd und ſagte: „Gut, gut; ein falſcher Chriſt, wie Du ſagſt, deſſen Neigung zum Seelentod ich ſchon begriffen habe, und der als ſchlimmer Neuerer ohne Zweifel früh oder ſpät der Gerechtigkeit verfallen wird. Sein Ruhm war im Bauernaufruhr, unter meinem Vorgänger Matthäus, nicht gar fein. Wie ſteht's aber mit Deinem Glauben, Raphael? Ich will hoffen, daß er ächt ſey, obſchon Dein ſeliger Meiſter dann und wann dem Luther ein Kerzlein angeſteckt hat?"

Der Magiſter betheuerte die Aufrichtigkeit ſeines angeſtammten Kirchenbekenntniſſes. Der Erzbiſchof erwiederte ſcherzhaft: „Da Du alſo ein getreues Schäflein biſt, will ich Dir, ſo gut ich kann, aus der Klage helfen. Darfſt Dich nicht fürchten. Ein Chriſt, wie Du, hat ſich nicht zu ängſtigen, daß man in ſeinem Hauſe Verdächtiges finden werde; und juſt zu dieſer Friſt befindet ſich der Richter in Deiner Wohnung, um dort Alles genau zu unterſuchen."

Raphael erſchrack gar ſehr; ſchon ſah er das Wunder-Elixir in des Baders täppiſchen Händen. Doch verhehlte er, was ihn bewegte. Der Erzbiſchof fuhr gnädig und vertraulich fort: „Was Dich angeht, will ich Dir nur

Eins ſagen. Der Meiſter Paracelſus hat Dich immer als ſeinen beſten Schüler geprieſen, und Du haſt ihn viel geliebt, da Du ihm weit vom Rheine her gen Salzburg nachgereist biſt. Ich würde Dich gern und ſtracks zu meinem Leibarzt machen, wenn Du noch etliche Jahre älter wäreſt. Männer meines Standes müſſen jedoch Graubärte als Doktoren um ſich haben; es iſt um der Leute willen. Geh' hin und reiſe noch ein paar Jahre; ich will Dich unterſtützen. Lerne die Welt kennen und Deine Gelüſte beſiegen. Glaub' mir, die Fröſchlmoſerin, die Euphemia, iſt nicht für Dich. Ein verdrießlicher Minneſänger aus der alten Zeit würde ſagen, ſie ſey eine Lilie, von welcher die herbe Sonne ſchon den Morgenthau geleckt ... Geh' hin, und vergiß ſie, wie ſie alſobald Dich vergeſſen wird. Deiner zu gedenken, wird der Vater Virgil beharrlicher ſeyn, und es iſt Dir wahrlich nicht zu rathen, hier zu bleiben, denn des Rathsherrn Söhne ſind böſe Buben, wie ſeine Knechte; ſein ganzes Haus iſt eine Heidenbrut ohne Treu' und Glauben."

In dieſem Augenblicke traten der Richter und des Erzbiſchofs Abgeordnete vor den Fürſten, und geleiteten die Kläger an ſeinen Stuhl; auch trug der Schreiber des Gerichts das allerdings in Raphaels Keller gefundene Gefäß; doch war es mit des Richters und des erzbiſchöflichen Marſchalls Sigill beſtens beſchloſſen. — „Ade, Ade, Unſterblichkeit!" ſeufzte der Magiſter in ſeinem Sinn, und gab ſeinen Schatz verloren. Denn der Bader behauptete, in dem Gefäſſe ſtecke die höchſte Kunſt der Alchymie; der Rathsherr beſchwor, der Liebestrank, der ſeiner Euphemia den Kopf verwirrt, ſey darinnen enthalten, und — was noch ſchlimmer war, als der Anſpruch Beider — der Erzbiſchof ſelber warf verlangende Blicke nach dem Myſterium in der Flaſche. — Nur eine geſchickte und kecke Lüge konnte dem Magiſter das Kleinod retten. Während er in Noth befangen, ſein Gehirn

brandſchatzte, ſprach der Fürſt mit hinterliſtiger Gravität zu den andringenden Klägern:

„Beim heiligen Rupertus, der uns allen gnädig ſeyn wolle: Eurem Anſinnen, ihr guten heftigen Männer, iſt nicht zu willfahren. **Lapis Philosophorum,** ſagſt Du, Andre Wendel? Als ob nicht männiglich bekannt wäre, daß der Stein der Weiſen zu ſuchen in einem Pulver, das unedles Metall in Gold tingirt? Und wäre auch dieſe Eſſenz oder Mixtur, was Du begehrſt — wie könnteſt Du beweiſen, daß ſie zu des hochgelehrten Paracelſus Habe einſt gehört hat? — Ein Philtrum, ſagſt Du, Virgil Fröſchlmoſer? Als ob wir nicht Alle wüßten, daß die Liebe vom Aug' zum Auge, vom Mund zum Munde dringt, daß ſie geht von Hand zu Hand, und daß ſie nicht im Magen, ſondern im Herzen ihren Sitz einnimmt? Geh', geh'; dieſes Meiſters Raphael Geſtalt und ſeine ſüße Rede ſind der Zauber geweſen, an welchem Deine Tochter ſich bethörte. Noch thörichter aber als der Dirne Streben iſt Deine Anklage, daß Raphael das Spittel angezündet. Hat nicht des Himmels Strahl vor aller Menſchen Angeſicht die Brunſt erregt? Dringe nicht darauf, daß einem Unſchuldigen der Scheiterhaufen erbaut werde. Wie, wenn der Blitz aus der Höhe gegen Dich, gerade gegen Dich zeugte? Wie, wenn er herabgefahren wäre, um darzuthun, daß es der frommen Stiftung Deiner andächtigen Vorfahren nicht ferner gezieme, den Namen des Enkels zu führen, der nicht mehr ſo glaubensrein iſt, wie jene ächtkatholiſchen Männer geweſen? Hebt euch von dannen Beide!"

Nach dieſem Urtheilsſpruch, der ſeiner Kürze und Willkür halber einem der alten wilden Kaiſer von Rom gut angeſtanden haben würde, zogen ſich die Kläger zurück; blaß vor Zorn der eine, der andere roth von Verdruß, und nicht die beſten Abſichten waren es, die ſie gegen den begünſtigten Raphael im Schilde führten, und deren Bethä-

tigung ſie der Zukunft anheimſtellten. — Der Magiſter küßte ſeinerſeits mit furchtſamer Dankbarkeit die Hände ſeines fürſtlichen Richters, und wartete mit Bangigkeit der Dinge, die ſich nun unter den vier Augen des Erzbiſchofs und des Beklagten begeben würden. — In der That hob der Erſtere bald mit Tauben-Sanftmuth an: „Du ſiehſt, Raphael, wie ehrlich Dein Herr Dich in ſeinen Schutz genommen. Sey dagegen nicht minder ehrlich mit mir. Sag' an, was in der Flaſche enthalten. Wäre dieſer geheimnißvolle Saft nicht etwa dennoch ein **astrum**, Gold oder Edelſteine zu erzeugen? oder ein wirkſames Gegenmittel ſchleichender Gifte? oder die Tinktur des Lebens, von der unſer ſeliger Paracelſus dann und wann ein Wörtlein fallen ließ? Sag' die Wahrheit fröhlich und ohne Hinterhalt. Ein hochgeſtellter Fürſt, der Vielen gerecht ſeyn muß, und dem hinwieder Viele feind ſind, bedarf eines vollen Schatzes für ſeine Freigebigkeit; bedarf eines Arcanums, das den Meuchelmord vereitelt; bedarf endlich eines langen Lebens zum Heil ſeiner Unterthanen. Ich hätte um des Schutzes willen, den ich Dir angedeihen laſſe, ſchon Etwas Erkenntlichkeit verdient. Obendrein ſollte Dir ein würdiger Lohn nicht fehlen, und ich würde dafür gerade nur mit Dir dieſen Vorrath theilen, als ob Du einer meiner fürſtlichen Brüder wäreſt."

Wie nun der Erzbiſchof die forſchenden Augen nicht von Raphaels Geſicht verwendete, ſo bückte ſich der Magiſter tief vor dem theilungsluſtigen Löwen, küßte abermals die gnädigen Hände und des herzoglichen Pelzrocks Saum, und ſprach mit Reineckes biederherziger Stimme: „Euer Knecht, Erlauchter, hätte nicht auf Euern Wunſch und Befehl gewartet, um Euch dankbarſt zu überreichen, was ſchon nicht mehr ſein iſt, da es Euch gefällt. Nehmt hin die Flaſche, die mein Koſtbarſtes, die Frucht von tauſend mühſamen Experimenten enthält, und der Himmel ſegne Euch in jeglichem Geſchäft. Doch muß ich meinem Herrn

mit Fleiß und deutlichſt vertrauen, welche Kräfte in dieſem Magiſterium — etwas anderes iſt dieſe Mixtur nicht — enthalten ſind. Es erzeugt leider nicht das Gold, ein Geheimniß, das mit Paracelſus zu Grabe gegangen iſt; es verlängert auch nicht das Leben, als nur etwa auf mittelbare Weiſe; es iſt nicht ein Mittel gegen Gift, und andere ſchädliche Subſtanzen, inſoferne wir unter ſelben körperliche Dinge vorausſetzen. Aber eine probate Arznei gegen alles Gift, das der Seele und dem Verſtande droht, iſt es gewiß und wahrhaft. Darum habe ich nicht gezögert, dieſe Miſchung **Robur Sapientiae** zu nennen. Eine geringe Doſis reicht hin, dem Gelehrten und Weiſen, der nur für die Wiſſenſchaft und die göttlichen Künſte leben will, Alles zu verleiden, was die Welt an Lockungen darbietet. Demjenigen, der dieſen Balſam der Einſiedler gebrauchen will, bleibt nichts auf Erden theuer, als gerade nur ſein Studium, ſein Gebet, ſeine Betrachtung. Ihm wird Alles eitel; die Reize der Natur berühren ihn nicht mehr. Er tauſcht gleichgültig die Wüſte ein gegen ein Paradies, denn die Wälder ſind ihm grau und dürr; der Vögel Geſang ſtört nur ſein müdes Ohr; ihm iſt gleich, ob Winter iſt, ob Sommer. Alle Freuden des Weltlebens werden matt und abgeſchmackt vor ſeinen Sinnen. Die Jagd wird ihm zur peinlichen nutzloſen Ermüdung; er wirft den Weinpokal von ſich und ſchlürft nur Waſſer, um nicht zu verdurſten; die Tafel iſt ihm eckelhaft: das ſchlechte Brod genügt ihm; der Scherz, der Tanz, des Feierabends Kurzweil iſt ihm unleidlich; er haßt die Weiber, wenn er ſie auch vordem noch ſo heftig geliebt. So weit die Leiter der irdiſchen Genüſſe reicht, iſt nichts, das dem alſo geſtärkten Weiſen die geringſte Luſt bereitete. Ihr ſeht ein, erhabener Fürſt, daß die Seele und der Geiſt doppelt gewinnen müſſen, was der Leib einbüßt. Nichts iſt der Nüchternheit des Verſtandes, der Geduld des Forſchers, der Mühe des Lernenden, der Andacht und

Gottſeligkeit des Prieſters und des Anachoreten förderlich, wie dieſes Magiſterium. Nehmt es hin, obſchon ich mich mit einigem Leide von ihm trenne. Doch werd' ich meinen Lohn in der Ueberzeugung finden, daß nie und nirgends dieſe Arznei beſſer angewendet ſeyn wird, als bei einem Fürſten, wie Ihr ſeyd, Gnädigſter, der, ſich aufopfernd für das Beſte ſeines Volkes, gern die letzten Schlacken irdiſcher Verſuchung wird aus ſeinem Leibe tilgen wollen, um ſeinem hohen Beruf Stunde für Stunde, Augenblick für Augenblick ſeines ſegensvollen Lebens ungeſtört widmen zu können."

Raphael ſchwieg mit der Begeiſterung Röthe auf dem Antlitz. Der Erzbiſchof theilte jedoch dieſe Begeiſterung ſehr unvollkommen. Die Anpreiſungen der „**Robur Sapientiae**" hatten manche Lieblingsneigungen des guten Herrn empfindlich geſtreift. Er hetzte gern das Wild, ob Haſe oder Bär; er liebte ſehr den feinen Muskateller aus dem Faſſe, das er ſeine „Braut" nannte· er war der guten Küche hold und die Kurzweil des Feierabends mit Spiel und Tanz ſchien ihm unerläßlich nach des Tages Arbeitsmühe; zudem mochte er auch das Weib wohl leiden, und hatte gar nicht zu viel an einigen muntern Söhnen, die ſeiner Vaterliebe hie und da luſtig heranwuchſen. Daher machte der Fürſt ein langes Geſicht, worinnen der Täuſchung Verdruß und der Spott eines Lebemanns gleich deutlich zu ſchauen; er wies die dargebotene Phiole mit gnädiger Armbewegung von ſich, und erklärte ſich nach einigem Räuſpern alſo: „Der heilige Rupertus bewahre mich, — nachdem ich jetzo Ausführliches von Dir gehört, ferner mein Begehren zu wiederholen. Ich bin nicht ein Gelehrter, nicht ein Anachoret. Ich muß leben mit der Welt, in ihr wirken, und kann mich daher auch ihren Schwächen nicht entziehen. Aber es wäre ein Diebſtahl an den Weiſen dieſer Erde, wenn ich dieſes Magiſterium in meine Hausapotheke

vergrübe. Nein, Raphael; zieh' hin und verkaufe dieſen Stoff an die Leute mit Schreibzeug, Tonſur und Doktormantel; ſie können ihn häufig gebrauchen. Du ſelbſt gebrauche ihn beharrlich; 's wird beſſer ſeyn, als wenn Du länger hier auf dem Pflaſter bliebeſt, und der Tochter des Fröſchlmoſer nachſtellteſt. Willſt Du einſtens wiederkehren, wann der Winter des Lebens mein Blut in Eis und meine Gottesfurcht in Gluth verwandelt hat, ſo werd' ich Dich um das Recept dieſes Magiſteriums bitten. Für jetzo will ich ſorgen, daß Du vor der Rache des Rathsherrn und des Baders geſchützt ſeyeſt, und wohlbehalten über meine Gränzen kommſt. Du ſollſt ein wackeres Geleit haben. Jedoch will ich das Geld ſparen, was ich Dir zu geben Willens geweſen bin. Verkaufe tropfenweiſe nur den Inhalt dieſer Flaſche, und Du mußt ein reicher Mann werden, reicher als die Fugger. Ein Schelm, der nicht jedes Stäubchen Deines Magiſteriums mit Gold aufzuwiegen bereit wäre! Gott befohlen, Raphael; mache gute Geſchäfte, lieber Meiſter!"

Raphael nahm gerne hin die Geringſchätzung des Erzbiſchofs, der ihn wie einen Thoren beurlaubte; die Verweiſung aus dem Salzburger Land, und das ſpöttiſche Lachen, das ihn begleitete, als er mit demüthigem Kopfhängen aus der Thür von Cederholz in's Freie ſchlich. Hatte er doch ſein Kleinod, ſeine Unſterblichkeit gerettet! Die Liebe ſelbſt wurde überwogen von der Kraft des Diamants. Dieſes ſey indeſſen nicht gar ſo ſelten, melden alte Bücher.

Zweites Kapitel.

Im Vaterhauſe und auf der Frankfurter Meſſe. 1542.

Der Herbſt trug noch das warme Gold des Sommers auf ſeinem vielfarbigen Mantel; er athmete milde Lüfte aus und ſein Thronhimmel war blau. Der Herbſt war ein Frühlingstraum unter Traubengehängen und Winzergeſang. Der alte Jäger der mit Horn und Wehr in den Forſt trat, und ſich von neuerwachten Maikäfern umſchwärmt, von wiederſproſſenden Lenzblumen umblüht ſah, mochte kaum ſeinen Augen trauen, ſtaunte über Wind und Wetter und über ſeines wohlgeſchulten Hundes Leichtſinn und kindiſche Zerſtreuung. „Hab' ich doch Zeit meiner Tage ſolchen Herbſt noch nicht erlebt, Dietrich," ſagte der Jäger zu ſeinem rothbraunen Sohne, deſſen Gedanken beim fernen Lieb am Rheingeſtade waren. „Hörſt Du, Dietrich?" — „Freilich, Vater; und wir ſollten heut' Sonntag halten. Mit den Hunden iſt nichts anzufangen, und ich möchte gern zur Weinleſe reiten; bring' Euch dann die ſüßeſten Trauben heim, und einen ſchönen Gruß von meiner Hedwig." Der Vater ſchmunzelte, reckte noch einmal die Naſe in den Wind, und meinte: „Der Hirſch wird nicht böſe ſeyn, wenn wir ihm noch einen Tag gönnen. Aber der Graf dürfte zürnen; he?" — „Zürnen? wem? ſeinem älteſten Diener? Macht Euch keine Sorgen, Vater, aber gönnt

Euch einen guten Tag und erlaubt mir auch einen ſolchen." — So kehrten denn die Jäger um, und plauderten anfangs viel; bald lief jedoch der Junge ſchnell und ſchneller, und kam lang vor dem Alten heim, und klepperte ſchon auf dem Pferdlein den Berg hinunter, als der Vater erſt zur Waldwieſe gelangte, in deren Ecke das Forſthäuschen ſtand. Das Gebäude war alt. Der Rüde vor der Thür war ein alter Gnadenkoſtgänger, und die Hausmutter, die, vom Sohn benachrichtigt, den Förſter auf der Schwelle des Hauſes erwartete, war ſelbſt, ſo wie auch ihr Gatte, alt, — o wie alt! Sie hatten ſich im hohen Sommer ihres Lebens verheirathet, hatten lange, lange Jahre hindurch miteinander gehaust, und nur einen einzigen Kummer gehabt: daß ſie einander erſt ſo ſpät gefunden in der weiten Welt. Und dieſer Kummer blieb ſtets bei ihnen, kam mit ihnen zu hohen Tagen, denn ſie liebten ſich immerdar. Die Kinder am Rhein erzählen von einem Engel, der den guten kleinen Mädchen alltäglich eine friſche Roſe auf's Kopfkiſſen legt. Sie dauert, ſagen ſie, den ganzen Tag und Abend, ſchläfert mit ihrem Wohlgeruch die Kleinen ein, und der Engel iſt immer da, ſie zu erneuern. Nun: den alten Förſterleuten war ihre Liebe eine Roſe, die ihres Lebens himmliſcher Wächter täglich jung und friſch entknoſpt in's Haus beſcheerte.

Und wie innig liebten ſie ſich! Ihre zitternden Hände hielten ſich feſt, wie vor ſechs und dreißig Jahren, ihre morſchen Herzen pochten luſtig und im Einklang, waren ſie einander nahe. Sie ſcherzten, wie die Kinder, hatten ihrer Seele Unſchuld noch, wie fromme Kinder, und warteten mit unerſchütterlichem Vertrauen des Augenblicks, da ſie ihr Vater heimrufen würde, und zwar Hand in Hand, wie ſie nicht zweifelten.

Die Hausmutter erwartete alſo ihren Gatten, nahm ihm das Jagdgeräthe ab, und ſprach: „'s iſt wacker von

Dir, daß Du umkehrſt, Gerold. Hab' mich heut' recht viel nach Dir geſehnt. Setz' Dich auf die Bank, die Sonne ſcheint ſo warm. Der alte Feldmann iſt davon erquickt, ſieh', wie er daherkommt auf ſeinen vier ſteifen Beinen, wie er wedelt, und die Ohren ſchüttelt. Er hat Dich viel lieber, als das junge Hundevolk, das nur dem Fraß zuſpringt. Wir wollen heut' im Freien eſſen, weil der Dietrich fortgeritten iſt. Wir Beide haben eben Platz auf dieſer Bank, wenn die Schüſſel zwiſchen uns ſteht. Ich will mich ſchon tummeln, daß ich bald, bald fertig werde." — Der alte Jäger gab ihr vergnügt die Hand, und Martha kroch in die räucherige Küche. Gerold lehnte ſich zurück, und ſchaute ruhig aus in den Wald, der gelb grün und roth funkelnde, als wie von farbigen Lichtern, und in deſſen Wipfeln der Wind laut war, als rede er in vielerlei Zungen. — Der Jäger betete, wenn er es ſchon nicht wußte: er dachte an Alle, die ihm lieb waren, gedachte ihrer mit warmem Herzen, voll Freundlichkeit. — Mittlerweile ſchritt durch den Forſt ein Mann daher, aufgeſchürzten Gewandes, wie es einem Fußgänger zukömmt; den Stab in der Hand, den Reiſeſack auf dem Rücken; an der Hüfte führte er eine große Kugel von Blech oder Silber, geſtaltet wie eines Pilgers Kürbisflaſche. Der Mann war luſtig und wohl bei Kräften. Oefters ſtand er ſtill, wo der Forſt gelichtet war, und ſchaute lächelnd in das Paradies am Rhein hinunter; Wieſe, Wald und Jägerhaus ſtanden ob der Bergſtraße, am Saum des Odenwaldes, gleich weit von Frankfurt und von Heidelberg entfernt. Auch der Wanderer betete, denn auch er gedachte mit Lieb' und Hoffnung der Seinigen. Als er jedoch im Angeſicht des Förſterhauſes war, und ſeinen Vater auf der Bank ſitzend erblickte, gebickt und verwittert, ſo wie ehedem; im grauen Röcklein von ehedem, — da verſagte ihm ſchier der Athem, und die Sprache kam ihm erſt wieder, als der Jäger

ihm wohlgemuth die Arme entgegen ſtreckte, und mit ruhiger Heiterkeit ausrief: „Grüß Dich Gott, mein Raphael! Ich habe juſt an Dich gedacht, und die Mutter iſt beim Linſenkochen, und Du haſt ſie immer gern gegeſſen, und Du wirſt müde ſeyn und hungrig, und da iſt die Bank, und das Eſſen wird nicht mehr lange ausbleiben. Jetzo, Feldmann, hol' die Frau herbei!“ —

Der Hund hinkte zur Küche, zerrte die Frau an der Schürze; ſie wußte, was das bedeutete, und folgte dem Boten. Wie eine wahre Mutter den gerathenen Sohn begrüßt, empfing Martha ihren Aelteſten, und die ſchmale Bank hatte geſchwind Platz für alle Drei. Zur Rechten den Vater, die Mutter zur Linken, ſaß der Sohn, und erzählte ſeine Abentheuer, bis die Linſen weich waren; und erzählte während des Eſſens, da die Schüſſel von Knie zu Knie wanderte, und machte eine Pauſe nur dann, wenn die gute Mutter ihn fütterte, wie der Vogel ſein Junges. Der Vater Georg ſorgte für den Trunk, für vaterländiſchen Firnewein; die Heher im Walde machten Tafelmuſik, ſo gut ſie's können; die Hunde ſaßen ſchnappend im Kreiſe; zunächſt bei'm alten Bekannten Raphael der ſteife Feldmann, der vertraulich ſeine Tatze auf des Erzählers Bein gelegt hielt.

Was er erfahren und erlebt in Köln und in Holland, in den Ländern des ſchmalkaldiſchen Bundes und in Dänemark; wie er ſchon wieder auf dem Weg zum Rhein geweſen, um die Eltern zu beſuchen, und wie ihn die Nachricht von ſeines Lehrers Eintreffen in Salzburg ereilt; wie er mit Luſt den Fußſtapfen Paracelſi gefolgt, wie er mit Trauern deſſen Leib begraben; wie er ſich mit einer reichen und ſchönen Jungfrau verſprochen, und wie er ſie dennoch habe bis auf beſſere Zeiten verlaſſen müſſen, — wie er nun ſtracks ohn' Aufenthalt durch's Reich gepilgert, um das Vaterhaus zu gewinnen, und wie er ſich vorgenommen, im Schooß der Seinen den langen Winter

zu verleben, als ein geſchäftloſer Diftler, als ein gehätſchelter Müßiggänger, — dies Alles berichtete Raphael den eifrig zuhörenden Eltern der Länge nach; von dem Fund des Elixirs ſprach er nicht ein Wort.

Die Alten vergalten dem Sohn der langen Erzählung Wohlthat, indem ſie ihm haarklein meldeten, was ſeit den vier Jahren ſeiner Abweſenheit im Revier und Haus vorgefallen war. Sie ſchenkten ihm nach dem Brauch der Greiſe, nicht das Ei, das die Henne gelegt, nicht den Hufnagel, den das Pferdlein gekoſtet, nicht den Sperling, der vom Dach gefallen. Frau Martha beſchrieb ihres Gatten Erlebniſſe: wie ihn im vorletzten Winter ſchier der Wolf zerriſſen; wie oft ihn der Herr Graf beſucht; daß Gicht und Fieber ihn manchmal geplagt, und daß er bei'm Hofbauer Gevatter geſtanden. Der Förſter hatte dagegen der alten Mutter Lebenslauf auf der Zunge: daß ſie an Jahren zunähme, aber nicht an Wunderlichkeit, daß ſie im verwichenen Sommer gebadet und geſchröpft, den Schwiegerſohn beſucht, und eine neue Speiſe zu kochen gelernt, die ihr jedoch bis daher ſtets mißrathen ſey; daß ſie fromm geweſen, wie immer, wenn ihr auch der Gang zur Kirche ſauer zu werden anfange; daß ſie aber nicht müde geworden im Guten und in der Liebe zu Mann und Kindern und Enkeln. — Darob weinte nun Frau Martha dankbar und ſagte, des Gatten Hand drückend: er ſey halt ein ſeelenguter Burſch, und ſie wüßte nicht, warum ſie ihn nicht lieb haben ſollte. — Gerold wiſchte ſich hierauf mit des Aermels Vorſtoß die Augen, und nannte die Martha eine alte getreue Haut; und nun ſtimmten beide zuſammen im Lob des gelehrten Sohns, in dem Freudenpſalm des Wiederſehens und in dem Gelöbniß, ihn zu halten wie einen Prinzen, ſo lang es ihm unter ihrem Dache gefallen würde.

„Die Kathrine ſollſt Du ſehen!“ prahlte die Mutter: „ſie iſt ein ſtattlich Weibsbild geworden; ſie prangt daher

in Spitzen und mit Ketten und Spangen. Ihr Mann ist der reichste Schmied von Heidelberg; mit vierzehn Gesellen, von denen zwei leibhaftige Spanier, und mit drei Buben, die Deiner Schwester ähnlich sehen, daß mir's Herz lacht, wenn ich sie anschaue."

„Und wie wirst Du den Diether finden?" begann nun der Vater, indem er der Frau den Mund zuhielt; „jetzo weißt Du noch, wie klein er gewesen, als Du, ein großer Herr Magister, von Basel gekommen. Und heut' ist er über eine Klafter hoch, und breit wie ein Thurm, und ist gesund wie ein Eichbaum. Und das Waidwerk hat er treulich begriffen, und der Graf hält viel auf ihn, und er wird sich auf's Jahr mit Winters Hedwig zusammengeben lassen, und ich will ihm dann Revier und Haus und Hund und Spieß abtreten, so es dem Grafen recht ist, und es ist ihm recht, und er hat mir's schon versprochen."

„Warum denn vom Dienste abtreten und die Hände in den Schooß legen?" fragte Raphael: „mein Bruder wird schon sein Fortkommen finden. Ihr aber, lieber Vater, seyd noch rüstig, munter und wohlauf." Gerold schüttelte den Kopf. „Weil ich noch meine Augen habe und noch nicht allzumürbe auf den Beinen bin, redest Du von meiner Rüstigkeit? Lieber Sohn: ich bin bei Jahren, sehr bei Jahren, und jeder Tag nimmt etwas fort von meinem Lebensrest." — Frau Martha bejahte auch, indem sie mit Seufzen sagte: „Wir könnten schon mit gutem Gewissen der Ruhe pflegen. Der graue Bursche da bedürfte ihrer wahrlich." — „Das Feiern würde ihm schädlich seyn, liebe Mutter. Es gibt Mittel, des Greisenalters Gebrechen zu mindern. Die Ruhe tödtet, nicht die Arbeit . . ."

„Du sprichst also, weil Du jung bist. Der Abend und die Nacht bleiben indessen nicht aus, wär' auch der Tag noch so heiter gewesen. Unser Geschäft auf Erden ist verrichtet; wir müssen andern Platz machen. Das

iſt von Anfang der Welt nicht anders geweſen.“ — Dieſen Worten des Förſters fügte Martha noch die ihrigen bei: „Was würde es helfen um langes Leben zu bitten? Du biſt ein weiſer Mann geworden, wirſt Deine vornehme Braut heimführen und Dein Glück im Auslande bei Fürſten und edeln Herren ſuchen; die Kathrine hat ihren eigenen Hausſtand; auch der Diether wird ſich verändern und einem Weibe und ſeinen Kindern ſich ergeben. Wir ſind alsdann ganz allein und überflüſſig, eine Laſt auf dieſer Erde.“

„Wie? bleiben euch nicht die Kinder? lebt ihr nicht wieder auf in euern Enkeln?“

„Schöne Worte, und auch gut gemeinte Worte,“ lächelte Gerold, und ſeine Hausfrau nickte ihm Beifall: aber dennoch iſt's der Lauf der Welt. Ein weiſes Geſetz, daß Alter von dannen muß; und jetzo haben wir genug von dem Kapitel.“

„Wenn's aber dennoch Dinge gäbe, die des Lebens Dauer ſtrecken? Wenn ich euch ein ſolches bieten könnte, würdet ihr's nicht annehmen, euch und mir zu liebe?“ fragte Raphael.

Beide Alte ſchüttelten die greiſen Häupter: „Nicht uns, nicht Dir zu liebe.“ — „Redeſt Du von einer Zauberkunſt?“ ſagte der Förſter mißtrauiſchen Blicks: „komme einem chriſtlichen Jägersmann nicht mit Hexerei und Gottloſigkeit. Der Teufel iſt auch alt und dauert ewig, und doch möchte ich nicht der Teufel ſeyn, und die alte Haut möchte es auch nicht, und ohne hölliſche Kunſt ginge nicht, was Du ſagſt, und Alles hat ſeine Zeit, und einem Jeden hat unſer Herrgott ſein Ziel geſteckt, und Keiner ſoll ſich einfallen laſſen, an ſeinem Werk zu beſſern und zu meiſtern. Jetzo weißt Du's, Herr Magiſter.“ — „Der Vater hat Recht,“ fügte Martha kurz und gut bei. —

Als jedoch Raphael feſt hielt und von Geheimniſſen

der Natur ſprach, und von der Erlaubniß, lang zu leben, die Gott dem Menſchen mit dem freien Willen gegeben, unterbrach ihn der Vater mit liſtigem Augenzwinkern und mit der Frage: „Haſt Du etwas, gelehrter Herr, das uns wieder jung machen könnte, mich und die Martha? das uns die ſchönen, runden und roſenrothen Geſichter wiederſchaffte, die wir mit zwanzig Jahren gehabt haben mögen?“

Raphael mußte geſtehen, daß dieſes nicht ſeyn könne, und daß nur die Möglichkeit vorhanden, einen Menſchen zu erhalten, ſo wie er iſt im Augenblick, da er von dem Lebensbalſam koſtet. — Hierauf lachten die Eltern, und äußerten, er ſpreche ihnen da von einer ſchlechten Wohlthat. — „Jetzo danke ich ſchön, Du Salomo,“ ſagte der Förſter; „Du willſt ewige Vogelſcheuchen aus uns machen. Was ſollten wir dann beginnen, die wir unſer Gedächtniß ſchon überlebt haben, und beſſer wiſſen, was wir vor vierzig Jahren gethan, als was wir geſtern unternommen? Ich würde mich gemahnen, wie einer der heidniſchen Klötze, die in unſerm Walde öfters ausgegraben werden, mit Geſichtern und Schriften, die ſeit mehr als tauſend Jahren kein Menſch mehr kennt. Ei ja; daß man auf uns mit Fingern deutete, wie auf uralte Bäume, die den Jägern und Hirten als Wegzeichen dienen! oder die man mit der Axt verſchont, weil Einer vor mancher Jubelzeit einmal das Bild der heiligſten Jungfrau in das morſche Holz gefügt hat! Daß ich daſtände einſam und verlaſſen, und gerade nur als ein lebendiges Buch alter Geſchichten zu brauchen wäre! als ein kindiſch gewordener Erzähler, den das ſpäte, fremde und ſpottende Geſchlecht vor Amt rufen würde, damit er ausſage, bei welchen Markſteinen er als Knabe ſeine Ohrfeige bekommen? Gott ſegne die Mahlzeit; ich will nichts davon, und die Alte da eben ſo wenig, gelt, Martha? Und Du ſiehſt, Raphael, wie ſie einverſtanden iſt, und

in unſern Jahren iſt Verzehrung beſſer als Ernährung, und nichts iſt kläglicher als eine Nachtlampe, die mit verglimmendem Dochte in den hellen Tag hineinbrennt, und nichts iſt wiederum ſchöner, als ſanft und ſchnell zu erlöſchen, gepflegt von treuen Händen, beweint von ehrlichen Augen ... he Martha?" — „Ja freilich," antwortete die Mutter gerührt; „aber wenn die treuen Hände und die ehrlichen Augen die meinigen ſind, ſo müſſen ſie gleich hinterdrein ſelbſt erſtarren und brechen ..." — „Und ſo wird's auch ſeyn," beſchloß der Förſter mit großer Zuverſicht im klaren Blicke: „und im Himmel iſt's gewiß ſchöner als hienieden, und dort werden wir uns Alle wieder ſehen, und jetzo iſt ein für allemal gewiß genug von dem Kapitel abgehandelt worden, und jetzo weißt Du unſere Gedanken hierüber, Raphael." — „Was haſt Du in der ſchönen Silberflaſche?" fragte Martha, um dem Geſpräch fortzuhelfen. Raphael entgegnete mit geſenktem Kopfe: „Ein gut und ſtärkend Waſſer gegen Schäden von allerlei Art. Hebt's fein auf, Mutter, damit Niemand daran komme. Es wäre nicht leichtlich wieder zu bereiten." — Die Mutter verſchloß das Gefäß, worinnen die Glasflaſche mit dem Diamanten-Elixir befindlich, mit größter Sorgfalt an einem ſichern Ort. — —

Je unfreundlicher der Herbſt wurde nach langer Gnadenfriſt, um ſo behaglicher richtete ſich Raphael im ſtillen Vaterhauſe ein, und genoß eine harmloſe Ferien-Zeit, geliebt wie er war von allen Bewohnern des Förſterhauſes, und von den Beſuchern deſſelben. Mutterpflege, — wer kennt ſie nicht? Vatertreue, — wo iſt ein Rock, der wärmer wäre? Bruderliebe, welche Freundſchaft wäre tüchtiger? Raphael und Diether waren in der Seele ein und derſelbe Menſch; das Wort des Einen war nicht lauterer als des Andern; auf Dietrichs „Ja" ſagte Raphael niemals Nein. Beide waren minnefreu-

dig; ein Jeder fand am Andern in Liebesgeſtändniſſen einen wackern Beichtvater. So wie das Lager und das Mahl, ſo theilten ſie auch jedwedes Geheimniß, von dem ſie ſelber das Daſeyn in ihrer Bruſt ahnten. Raphael allein war gegen Dietrich in einigem Rückſtand. Er hatte auch ihm nichts von dem Elixir geſagt, und doch war er geneigt, ihm von ſeiner Unſterblichkeit mitzutheilen. Nur ſollte, wie Raphael meinte, Dietrich erſt älter werden, damit ſie beide auf einer und derſelben Lebensſtufe ſtehen blieben. Die hohe Geſundheit des jungen Waidmanns ließ nicht fürchten, daß er nicht den Zeitpunkt erreichen würde. — Raphael lebte alſo glücklich, aber je eiſiger der Winter nach und nach ſeine Krallen um das Land klammerte, je mehr das Unwetter und die Schneelaſt das Förſterhaus von dem Verkehr mit Menſchen abſchnitten, je ungeduldiger arbeitete Raphaels Herz und Kopf. Der ſchaffende Lenz, das ſproſſende Frühjahr war in ſeinem Innern ſchon angebrochen, die Knospen ſeiner Sehnſucht ſchwollen, die Gärten ſeiner Hoffnung trieben grüne Reiſer in Menge. „O Winter, wie biſt Du ſo lang! Oſterzeit, wie lange zögerſt Du noch?“ rief die Stimme in dem jungen Manne: „Salzburg wie biſt Du ſo fern! Euphemia, wie biſt Du ſo warm geliebt von mir, Deinem Freund und Bräutigam!“ — Und als die Thauwinde vom Himmel hauchten, konnte Raphael nicht bleiben, wo er war. Das Haus wurde ihm zu eng, die Bücher wurden ihm ſchaal; der Eltern Geſpräch ſchien ihm einförmig; den Bruder, der bei ſeiner Braut ſitzen durfte, beneidete er; ihn langweilte der Graf, der oft vom Schloß herniederſtieg, und beim Förſter vorſprach, um vom alten Bauernkrieg zu plaudern, den der edle Herr, als des ſchwäbiſchen Bundes Mitglied, hatte ausfechten helfen. — Eines Tages machte ſich der Magiſter nach Heidelberg auf, blätterte dort in alten Schriften, küßte dort ſeine jungen Neffen und die ſtattliche

Schweſter. Aber was er in ihrem häuslichen Kreiſe täglich ſah und hörte, machte ihn noch ungeduldiger. „Euphemia!“ rief alsdann ſein Herz noch lauter, und ſchwieg nicht, und wuchs immer mehr heran als ein tobendes Kind, bis der Sonntag Oculi endlich da und die Meſſe zu Frankfurt aufgethan war. Jetzt beeilte ſich Raphael wie ein gieriger Kaufmann, letzte ſich mit ſeinen Lieben, verſprach ihnen, zu ihrer Ueberraſchung, ſeine Braut in wenigen Tagen zu bringen, und ſprengte trotz ſeines langen Magiſtergewandes toll und thöricht wie ein lockerer Reitersknecht davon, was dem Pferdlein nicht gefiel. Doch that es ſeine Schuldigkeit fürwahr, und trug den lateiniſchen Reiter wohlbehalten unter'm Juden-Schwein des Brückenthors hindurch in das Gewühl des großen Markts. —

Es war im Anfang der Wald vor Bäumen nicht zu ſehen. Das Getümmel war unermeßlich; ſchon wimmelten die Straßen überall, die Häuſer bis unter's Dach hinauf von Fremden, und dennoch fehlte noch, wie Raphael erſt nach mühſeligem Forſchen erfuhr, das große Geleit, mit welchem der ſavoyiſche Krämer von Salzburg zu kommen gewohnt war. Der ſehnſüchtige junge Mann irrte einſam und fremd von Bude zu Bude, von Gaſthaus zu Gaſthaus. Stündlich war er in Gefahr, betrogen und beſtohlen zu werden, denn dazumal durften, ſobald die Meſſe eingeläutet war, Spitzbuben und Schelme jeglicher Gattung ungehindert in die Stadt. Kaum daß Raphael mit ſeinem Klepper ein ſicheres Unterkommen in dem Wirthshauſe „zum Schildknecht“ finden mochte. Das Haus war nicht von den erſten der Handthierung, war zugleich die Schuhmacher-Herberge und voll von Lärm und pechigen Geſellen der genannten Zunft, neben denen die blaufarbigen Waidträger — auch eine eigene Sippſchaft — in Menge umher ſaßen. Das Wirthshaus lag in der Mitte des Marktverkehrs. In der Nähe

wurde ein lebendiger Elephant gezeigt, hatten die Niederländer ihre Auslagen; wandernde Wechsler und Mäkler traten ſich dort beinahe die Schuhe ab. Der Bader eintöniges Geſchrei von ihren Gewölben, der landſtreicheriſchen Quackſalber Poſſenreißerei ärgerte den Magiſter, wenn er aus dem Fenſter ſchaute; zog er den Kopf zurück, ſo betäubte ihn das überlaute Geſchwätz von bettelhaften Kriegsknechten, die von Algier kamen und den mißrathenen Meerzug des Kaiſers mit tauſend Lügen beim Wein und Landsknechtſpiel erzählten. — Um ſich zu erholen, wagte ſich Raphael wieder auf die Gaſſen, obgleich ſchon der Abend nahte. So kam er, gedrängt und geſtoßen, in die Nähe des Saalhofs, wo viele Buden ſtanden. Plötzlich gewahrte er, mehrere Schritte ihm voraus, ein hochgewachſenes Weib, in prächtigen Kleidern ſtolz dahin ſchreitend. Der Gang war Euphemia's, die Geſtalt war die ihrige; einen Schleier, wie er über den Nacken der Wandelnden fiel, hatte Raphael ſchon auf ſeiner Holdſchaft Haupte geſehen. Die Ueberraſchung beflügelt ſeine Füße; die Menſchenmenge leiſtet ſeinem Vorſchreiten Widerſtand; er arbeitet mit unermüdlichen Ellbogen. Da bleibt vor einem Kram, wo Straßburger Gold- und Silberkanten ausgeboten werden, die Schöne ſtehen, die Raphael verfolgt; und Raphael, wenn auch nah' bei ihr, hält erſchrocken inne, denn er hat ſo eben erſt den Mann bemerkt, der an der Jungfrau Seite geht; und deſſen ſchwarzer Habit und viereckige Geſtalt erinnert ihn an des Rathsherrn Virgil Fröſchlmoſer Weſen und Perſon. Ein dritter Menſch in kurzem blauem Reiſerock, eine hängende Mütze auf dem Kopfe, hält ſich zu dem Paare. „Wie kömmt der Vater Virgil mir zum Trotz hieher?“ fragte ſich Raphael mit wildem Verdruß: „Wer iſt der Andere? wäre es der Bruder Euphemia's, der Halbnarr Veit? doch kenn' ich nicht an ihm den wunderlichen Aufzug.“

Der Magiſter ſteht noch halb verſteckt im Volke, grübelnd, ſchauend mit geſtrecktem Halſe, als der Menſch im blauen Rock ſich umdreht, und dem Lauernden ein finſterſchwarzes Mohrengeſicht zeigt, nach dem Weiber und Kinder lachend oder erſchrocken deuten; und zur ſelben Friſt dreht ſich auch die Schleierträgerin nach dem Scharzen um; und Raphael ſieht ſtutzend in ein ihm fremdes Antlitz. Aber nicht zu ſagen iſt die Schönheit, die aus dieſem Antlitz der verwunderten Welt ſich offenbart. Die reichſte Königin der Erde gäbe alle ihre Schätze hin, und machte ſich bettelarm, um ſolcher Reize Beſitzerin zu werden. Sie könnte leicht das Opfer bringen: Thron und Schätze würden nicht zögern, zu einer Erzſchönheit, wie dieſe iſt, zurückzukehren. — Die vor dem entzückten Raphael ſteht, und deren Blick ſo eben zufällig dem ſeinigen begegnet, iſt der unſchätzbarſten Reichthümer voll. Nicht ihr Auge allein — das Juwel im Leibe des Menſchen, — ſondern jeder Theil ihres Geſichts, jede Färbung ihrer Haut, jedes zarte Haar ihrer Locken, jede Wölbung ihrer Glieder iſt ein untadelhaftes Kleinod. Daß eine volle reiche Seele, daß ein Geiſt, ſo ernſt als heiter, ein Gefühl, ſo tief als innig, im Palaſt ihrer herrlichen Bruſt, hinter dem warmen Elfenbein ihrer Stirne wohne, verſteht Raphael gleich aus dem Blicke der Fremden, der noch einmal, und wiederum, und abermals in den ſeinigen taucht, als wäre ſein Auge der Meerſpiegel, und das ihrige die Sonne, die gerne unterginge im wonniglichen Bade, und dennoch ſtets wieder aufſteigen muß, flammender als zuvor.

Wie der Abſtand zwiſchen der Herrlichkeit jenes Weibes und dem plumpen, gemeinen Aeußern ihres Begleiters Raphaels Schönheitsſinn beleidigt! Fröſchlmoſer iſt gegen den Schwarzgekleideten im Hut von Sammet mit Federn ein zierlich gebildeter Mann. Doch iſt des Federjunkers

aufgedunſenes Geſicht, das Aushängeſchild eines betagten leichtſinnigen Bruders, nicht das Schlimmſte an ihm; wohl aber die Gewalt, die er über ſeine Gefährtin hat, zu der er gellend und herriſch redet, wie zu dem Mohren, ſeinem Knecht. Er geberdet ſich auffallend, wie ein unſteter Marktſchreier; ficht immer in den Lüften mit den allzukleinen weichlichfetten Händen, die ſich am dicken Leibe, an den kurzen Armen wunderlich ausnehmen; er zieht das lebendige Götterbild mit Gewalt in den Volksdrang hinein. Noch einmal leuchtet dem ergrimmten Raphael ein Blick, der Scheideſtrahl der Sonne . . . verſchwunden iſt das entzückende Geſtirn. — „Cyklop, Cyklop!“ murmelt der Magiſter dem ungeſchlachten Entführer nach, und geht unmuthig nach Hauſe. „Lieber will ich mir von den algieriſchen Abenteurern die Ohren ſchinden laſſen, als mit mir allein ſeyn,“ ſagte er zu ſich ſelber: „ich würde närriſch werden über der Frage, ob jener Engel des Unthiers Tochter, ob ſeine Schweſter, ob ſein Weib!“

Um das heiße Obergewand von ſich zu werfen, ſteigt Raphael in's Haus hinauf, und geht nach ſeiner Kammer. Es iſt in den obern Räumen laut geworden, wie in den untern. Staubige Reiſende begegnen dem Magiſter auf jedem Schritt. Abermals fremdes Volk eingetroffen! So kömmt des Paracelſus Schüler an eine beigelehnte Thüre. In der Meinung, ſie führe in ſeine Kammer, öffnet er ohne Geräuſch. Da ſitzt, den Rücken gegen den Eingang gewendet, eine Frau in Reiſekleidern, und der Schleier der Fremden iſt abermals Euphemia's, wie Raphael meint. Alſobald iſt die Erinnerung an des Federjunkers Begleiterin in ihm vertilgt. Er lauſcht regungslos. Die Fremde bemerkt ihn nicht, ſondern ſtarrt in den Hof, und gibt allerlei Zeichen innerlicher Bewegung von ſich. — „Täuſcht mich wieder ein ſpöttlicher Zufall?“ fragte der Magiſter, als das von ihm beobachtete Weib die Hand erhebt, die

wie Euphemia's weiß und granatenumſchnürt iſt. Die weiße Hand bohrt heftig und geſchäftig mit einer ſilbernen Hauptnadel in eine Spalte des Fenſterblei's. — „'s iſt ihre ungeduldige Art," denkt der Lauernde: „ſie muß es diesmal wohl leibhaftig ſeyn: Virgils Töchterlein! — So eben angekommen, zürnt ſie mir, daß ich ihr nicht entgegen geeilt bin? daß ich ſie nicht erwartet habe? Wie kann ich aber wiſſen, daß der Savoyer-Krämer hier einkehren werde, da er doch ſonſt in der „Glocke" zu herbergen pflegt? — Was ſoll ich thun? Um zu erfahren, woran ich bin, müßt' ich ihr in's Auge ſchauen. Doch möcht' ich ſie nicht erſchrecken, ſey's nun eine Fremde oder meine Braut?"

Da ihm indeſſen bekannt iſt, daß Jungfern, — wenn ſie ſteif hinſitzen und ihre Hände um einander wickeln, — wenn ſie an einem Tuche zaſern und faſern, wie ein Sterbender am Leilach, — oder wenn ſie mit Meſſern, Nadeln oder Spindeln in's Fenſter oder in die Klumſen der Wand ſtupfen und ſtacheln, allerlei böſe Fantaſieen im Kopfe haben, ſo zögert er nicht, und tritt der Fremden an die Schulter und ſieht hernieder an ihrer heißen Wange, und ſchreit auf vor Glück und Liebe. Euphemia iſt's wirklich, die vor ihm ſitzt, die alſogleich aufſpringt und die Augen weit öffnet, die ſich verfärbt und ſo ergriffen iſt, daß ihr die Arme niederſinken, die ſie geöffnet mit den Augen. —

Raphael achtet nicht ihres Schreckens. Seine Lippe drängt ſich an die ihrige: er umſchlingt heftig die reizende Braut. Endlich, Endlich!" ruft er außer ſich: „das nenn' ich einen Zufall, reich an Luſt und Wohlthat!" — „Wahrhaftig," erwiederte Euphemia tief erregt: „Du biſt's, Raphael, Du? Wie haſt Du erfahren können . . .?" — „Davon hernach, Herzliebſte. Geſundheit leuchtet aus Deinen Zügen; Du biſt friſch und wacker; gelobt ſey Gott! Wie ging's auf Deiner Reiſe?" — „Ei, wohl und ſchnell; wir haben uns getummelt." — „Dank Dir, Du

treue Maid! Wenn Du wüßteſt, welches Leid der Sehnſucht mein Herz erfüllte!" — „Auch mir iſt es nicht gut ergangen, Raphael." — „Ich glaub's; des Vaters Unverſtand und roher Eigenſinn . . ." — „Hat mir das Leben mit Galle und Myrrhen verbittert." — „Du Arme! mit vollem Recht haſt Du Dich ſeiner Gewalt entzogen . . ." — „Um niemals wieder unter's Joch zurückzukehren." — „Du Heldin, tapferſte der Bräute! niemals wieder; felſenfeſt iſt Dein Entſchluß?" — „Das ſchwöre ich bei allen Heiligen und Seligen des Paradieſes." — „Sie mögen Dich ſegnen für dieſen Eid, und was Dein treuer Buhle thun kann, um Dich glücklich zu machen, wird er thun mit Freuden." — „Ich baue unerſchütterlich darauf." — „Du wirſt ſehen, wie die Liebe Dir Wort halten wird. Wo ſind aber Deine Gefährten?" — „Der Savoyer iſt zum Markt gelaufen." — „Seine Tochter?" — Euphemia ſah verlegen nach der Thüre. „Ich weiß nicht, wo ſie verweilt." — „Dein Bruder Veit? — „Ich hab' dem ungezogenen Buben die Fahrt ausgeredet." — „Dank Dir tauſendmal; der läſtige Wächter iſt zu entbehren, und unſer Entkommen wird weniger gehindert ſeyn." — „Meinſt Du, Raphael?" — „Ja, ja; wir wollen nicht zu lange zögern. Dieſes Haus iſt unbequem, taugt nicht für ehrliche Jungfrauen." — „Das fühl' ich wohl: doch iſt's ja nur für kurze Zeit." — „Wie ſich von ſelbſt verſteht. Ich will mich alſobald nach einem Fuhrwerk umthun." — „Wohin denn, Raphael?" — „Wir wollen in meine Heimath; im Haus der Eltern ſind wir wohl verborgen; dort iſt Dein Leumund unter'm Schutze meiner Mutter, bis uns des Prieſters Segen inniglich verbindet. Du lächelſt mit niedergeſchlagenen Augen? Die Verſchämtheit ſteht Dir gut, doch ſeh ich lieber in Deine offenen, hellen Augen! Sieh' mich an, Geliebte, reiche mir den Mund zum Kuß!" — „Ich weiß nicht . . ." verſetzte Euphemia, ängſtlich nach der Thüre ſchauend.

— Raphael drückte die Thüre zu, und ſagte dann, beſcheiden neben der Braut niederſitzend: „Ich verſtehe Deine Unruhe; vertraue aber meiner Ehrlichkeit. Der redlichſte Geſell auf Erden bietet Dir ſeine Hand, und gelobt, daß Deiner Ehre Schatz bei ihm in Sicherheit. Einen Kuß in Ehren wirſt Du Deinem Ritter doch nicht wehren?“

Raphael empfing den Kuß, der ihn noch geſchwätziger machte. Er ſprach: „Was ſagſt Du zu meinem Vorhaben? Wir wollen nach Cöln am Rhein; ich habe dort Bekannte, habe Gönner in dem Domkapitel. Ich werde als Arzt, jedoch nur bei reichen Kunden, mein Brod herrlich verdienen.“ — „Cöln iſt eine alte, finſtere Stadt, wie ich höre,“ verſetzte Euphemia mit gerunzelter Stirne: „ich liebe viel mehr ein heiteres Land.“ — „So wählen wir ein anderes, wenn das Paradies am Rhein Dir nicht gefällt.“ — „Du ſagteſt einſt, Du wollteſt das Handwerk eines Arztes an den Nagel hängen? Ich kann's nicht leiden, mag nicht Salben und Pflaſter riechen.“ — „Liebes Herz, das ändere ich ſchon ſelbſt, ſobald ich kann. Doch müſſen wir einen Anfang haben, und Geld gewinnen, damit . . .“ — „Da iſt ſchon wieder Dein Eigenſinn,“ bemerkte Euphemia froſtig: „das Mindeſte, was ich verlange, das Mindeſte gewährſt Du nicht.“ — „Wie magſt Du dieſes ſagen, lieb Bräutlein?“ — „Ich fürchte, daß wir noch über wichtigere Dinge uns veruneinigen werden,“ fuhr die Tochter des Rathsherrn fort, und rieb ſich die Augen, daß ſie roth wurden. — „Nicht doch, das verhüte Gott; ſey munter, theures Kind. Ich thue gern, was Du verlangſt, und zwar auf den leiſeſten Wink.“ — „Siehſt Du, wie falſch Du gegen mich geworden biſt? Die ſüße Sprache iſt Dir nicht angeboren.“ — „Wunderliche Heilige! in ernſten Dingen ſollſt Du ſchon an mir den Alten finden.“ — „Das glaub' ich wohl; Du biſt ein herriſcher Menſch,

wirſt mich nur als Deine Magd behandeln." — „Du ſcherzeſt; geh', verſtelle Dich nicht länger, ſüße Jungfrau. Wiederhole mir, was Du tauſendmal geſagt, daß Du mich liebſt, daß wir uns ewig angehören wollen!" — „Iſt denn dieſes Dein Ernſt?" hob Euphemia mit ſchwärmeriſchem Tone an: „Wirſt Du mir halten, was Du ſo oft beſchworen? Wirſt Du mich lieben immerdar?" — „Ich ſchwöre Dir's bei meinem Leben! Und," ſetzte Raphael heimlich lächelnd hinzu — „das iſt ein theurer Schwur. Mein Leben iſt nicht ein alltägliches." — „Aber Deine Falſchheit iſt etwas Alltägliches unter den Männern!" fuhr Euphemia auf; „glaubſt Du mich zu kirren mit Deinem Lächeln, indem die Verrätherei lauert?" — „Euphemia! beſinn' Dich!" — „Siehſt Du, wie Du gleich drohſt, und Deine heitere Schmeichlerlarve abſtreifſt? Mein gerader Sinn und Deine Verſtellung . . . meine gerechte Befürchtung und Dein prahleriſches Betheuern...? wir taugen wohl gar nicht zuſammen, Raphael!" — „Wie? Du verſtehſt mich falſch." — „Du würdeſt mich unglücklich machen, in Deiner alten garſtigen Stadt; ich würde nur von Waſſerſuchten und Verzehrungen hören, würde ſterben in dem Dunſtkreis Deiner Apotheke...!" „Halt ein, halt ein, Du lieber Eigenſinn! Ich will mich ja fügen in alle Deine Wünſche. Sag' indeſſen an, was wir beginnen? Du weißt, ich hab' nicht Gut noch Erbe zu erwarten." — „Und dennoch haſt Du mich beredet, Dir zu folgen, das Vaterhaus zu fliehen? Welch' ein Elend würde mir drohen! Alles dürft' ich erwarten, ſelbſt den Hungertod!" — „Aber wie biſt Du denn? ich begreife Dich nicht. Biſt nicht Du ſelber es geweſen, die mir aufgab, von Salzburg zu entfliehen, die mir unaufgefordert zuſagte, mir zu folgen?" — „Du haſt meine Jugend benützt, mich in's Elend zu bringen," ſchluchzte Euphemia. — „Nun, bei Gott im Himmel! ich fürchte, nicht bei Verſtand zu ſeyn!" . . . ſeufzte Raphael, und

nahm ſeine Geduld zuſammen: „Sieh', mein Herz, des Arztes Gewerbe hat einen goldenen Boden, wir werden im Ueberfluſſe leben, ſo Du mich gewähren läſſeſt. Wollteſt Du aber mich zwingen, die Hände in den Schooß zu legen, ſo müßteſt Du für unſer Leben Sorge tragen; ich könnte es nicht. Führſt Du etwa einen Schatzkaſten mit Dir? Geſteh' es, Schelmin!" — Dieſe ſcherzhaften Worte erregten Euphemia's Zorn. Sie ſprang auf, und rief: „Das fehlt noch! Hätt' ich nicht etwa den Vater beſtehlen ſollen, der mich ohnedieß mit blutendem Herzen vermiſſen wird? Da haben wir's: es iſt am Tage. Du haſt nach meinem Erbtheil getrachtet; nicht nach meinem Herzen, Du Böſewicht!" Thränen erſtickten die Worte der Zürnenden. Wie hoch erſtaunt, wie tief verletzt ſich der Magiſter auch fühlte, dennoch wollte er der Sanftmuth Straße nicht verlaſſen. Er ſagte, Euphemia beruhigend: „Die Anſtrengungen der Reiſe und vielleicht ein wenig Heimweh haben Dich erhitzt, gereizt, mein Bräutchen. Wir wollen für jetzt von der Zukunft ſchweigen. Aber morgen ſoll's bei erſter günſtiger Gelegenheit fort gehen. Ich führe Dich — wie freue ich mich darauf! — im Triumph in meiner Eltern Haus. Deine Grillen werden ſchnell verſchwinden in der heilſamen Waldeinſamkeit: Dein Vertrauen, Deine Liebe friſch ergrünen am Herde meiner Mutter, die ſeit vierzig Jahren nicht aufgehört hat, meinen Vater zärtlich zu lieben."

Die Zähren Euphemia's waren, wie vom Wind getrocknet, verſchwunden, ohne eine Spur zurückzulaſſen; mit einer gewiſſen Verſchmitztheit ſogar lächelte die Wetterwendiſche, rümpfte leicht die Naſe, und entgegnete: „Es thut mir leid, daß ich Deinen Eltern beſchwerlich fallen ſoll. Zum Glück fehlt mir's an Zeit, ſie kennen zu lernen." — „An Zeit? wie das?" fragte Raphael mit böſer Ahnung. — „Meines Bleibens iſt hier nicht; ich ver-

laſſe morgen ſchon die Stadt, wenn Alles iſt, wie es ſeyn ſoll.“ — „Wie es ſeyn ſoll? Ach, iſt es denn nicht ſchon ſo? Weggehen? doch nicht ohne mich?“ — „Zünde die Lampe an, Raphael. Wir ſitzen im Finſtern, und ich höre Leute herauf kommen.“ —

Während Raphael mit unſicherer Hand die Lampe in die Kammer trug, ſagte er: „Wahrlich, Euphemia, ich habe Deinen ſeltſamen Reden und Launen lange widerſtanden. Doch iſt mir jetzo das Licht im Haupte ſchier erloſchen. Willſt Du mir endlich geſtehen, was von Allem, das Du geſagt, Dein Ernſt geweſen, und was Dein Scherz?“ —

Euphemia ſaß ihm ruhig und aufrecht gegenüber, da ſie erwiederte: „Es iſt allerdings jederzeit beſſer, von der Bruſt zu reden. Du liebſt mich nicht mehr, Raphael. Die Trennung hat Dich kalt gemacht; ich fühl's und ſeh' und hör' es allzudeutlich.“ — „Himmliſche Mächte...!“ fiel der Magiſter, zum Tode erſchrocken, ein. Es unterbrach ihn jedoch Euphemia alſobald, indem ſie kaltblütig fort fuhr „Schwöre nicht abermals falſche Eide! Betheuere nichts! Du könnteſt höchſtens ſagen, daß Du, wenn gleich ohne Liebe, als ein ehrlicher Mann handeln wolleſt; daß Du mich nicht zu verlaſſen gedenkeſt. Aber ich verweigere um unſer Beider willen dieſes Opfer; ich verweigere, was nicht von Liebe kömmt. Du ſollſt mich nicht einſt als eine widerliche Laſt verwünſchen!“ — „Herr Gott! welche thörichte Reden!“ klagte Raphael, und ſuchte vergebens eine Hand der trotzigen Braut zu gewinnen. Die Letztere beſchloß ihre Erklärung mit den Worten: „ich habe Dich geliebt, und war in dieſer Liebe glücklich; Du liebſt mich nicht mehr: ich will einer Andern weichen. Wie ſchon geſagt: ich verlaſſe Frankfurt morgen ſchon.“ — „Unglückliche!“ jammerte Raphael: „die Stadt verlaſſen? mich verlaſſen? O ſage, daß es nicht wahr ſey! wecke mich aus dem böſen Traume! Geh'

nicht nach Salzburg zurück." — „Wo denkſt Du hin? Das kann ich nicht mehr," antwortete Euphemia lächelnd: „Ich habe dem Vater das Lebewohl ſagen laſſen. Zu dieſer Stunde weiß er ſchon, daß ich nicht mehr ſeine Tochter bin." — „Wohin denn, wohin, wohin, grauſame, neckende Jungfrau?" — „Ich gehe nach Frankreich, Raphael. Gib mir die Hand, und denke meiner nicht im Groll!" — „Was thuſt Du, was frevelſt Du? Bleib' bei mir! Ich kann Dir lohnen, wie Niemand auf Erden: mit ewiger Schönheit und Lebensdauer!" — „Du wirſt wahnſinnig! Weg von mir!" — „Ich habe den Balſam der Unſterblichkeit, — er ſey Dein!" — „Pfui, Du Narr! meinſt Du den Liebestrank, womit Du mich vergiften wollteſt?" —

Raphael fühlte an ſeine Stirn, an ſeinen Puls. „Ich habe zugeſehen, wie die Algierer Wein tranken, und der Wein iſt mir in Kopf geſtiegen," ſagte er mit klappernden Zähnen. — „Gut, daß ihr kommt!" rief Euphemia einem eintretenden Weibe, dem ein Mann folgte, entgegen: „ich fürchte mich bei dieſem Menſchen. Sieh', wie er daſteht, Cenzi . . .!" — Die Tochter des ſavoyiſchen Krämers näherte ſich dem Magiſter neugierig. Dieſer ſah über das Mädchen hinaus; ſah, wie Euphemia plötzlich aufſchreiend, und des an der Thüre ſtehenden Mannes Tracht und Züge erkennend, demſelben in die Arme ſtürzte. Raphael ſpürte etwas, wie ein Erdbeben unter ſeinen Füßen. „Tauſend Glück zum Wiederſehen!" jauchzte Euphemia, „nun hat all' mein Leid ein Ende, und nur ein Wunſch beſeelt meine dankerfüllte Bruſt!" — „Welcher, Geliebte? welcher, ſchöne Braut?" fragte der Fremde, ein Edelmann von ſchmucker Geſtalt, in prächtigen Kleidern nach franzöſiſchem Schnitt. — „Der Wunſch, ſo ſchnell als möglich von hinnen zu eilen, theuerſter Heinrich!" antwortete ſchmelzend die Doppelbraut. Da umhüllte ſie der Rittersmann freundlichſt

mit ſeinem Mantel, in verketzertem Deutſch erwiedernd: „Dein Knecht in Ewigkeit! die Pferde warten, der Fackelträger harrt an der Thüre. Ich bin gekommen, Dich unverzüglich abzuholen aus dieſem Hauſe, das Deiner Schönheit ſo unwürdig iſt!“ — „So leb' denn wohl, Cenzi, leb' wohl auf immer!“ ſagte, mit der Hand winkend, Euphemia im Scheiden: „Sage Deinem Vater und dem meinigen, was Dir beliebt, und was Dich ſelber aus dem Verdacht der Zuhülfe bringen mag. Behüt' Dich Gott; wir ſeh'n uns nimmer wieder! — Der franzöſiſche Edelmann zog Euphemia ſchnell hinaus; auf der Schwelle fragte des Krämers Tochter ängſtlich, mit halblauter Stimme: „Was fang' ich mit dem Raphael an, der immer noch daſteht, als wie ein Stein? Wird er mich nicht Deinem Vater verrathen, Phemi?“ — „O fürchte von dem Narren nichts, und jage ihn davon,“ hieß die Antwort; und damit nicht der Franzoſe Luſt bekäme, den Narren näher zu beſehen, führte ihn Euphemia mit zärtlicher Gewalt von dannen, Lärm und Unheil zu verhüten. Der Ritter warf noch einen Ring in Cenzi's Schürze, um die Botin zu belohnen, die ihn aus ſeiner Herberge geholt hatte, und verſchwand hierauf mit ſeiner holden Braut. —

Cenzi fand den Magiſter noch immer in ihrer Kammer. Er zitterte am ganzen Leibe, von ſeiner Stirne troff der Schweiß; Cenzi konnte auf zwei Schritte ſein Herz pochen ſehen. „He!“ ſchrie ſie dem in die Luft ſtarrenden Mann in das Ohr, „wollt Ihr nicht in Eure Kammer gehen? Der Vater wird bald kommen, und übel vermerken, Euch hier zu finden!“ — Raphael kam langſam zu ſich, blickte in der Runde kraftlos umher, und rief, plötzlich in Thränen ausbrechend: „Dahin, dahin! Sie iſt fort... meine Freude, meines Lebens Glück! niederträchtiger iſt noch nie ein Menſch betrogen worden ... und dennoch hat die Betrügerin mein Herz mit-

genommen! Was hier pocht, hier unter meinen Rippen, iſt nur der Quell des thieriſchen Lebens ... was Göttliches in mir geweſen: der Glaube, die Hoffnung, die Liebe ...! Alles iſt dahin, iſt fort, iſt ein Raub der Lügnerin ... iſt verloren!"

„Ei was! thut nicht ſo verzweifelt! Geht, geht, und legt Euch ſchlafen. Mich dünkt, ich höre den Vater!" Cenzi drängte den Magiſter, wenn ſchon ſie vor ihm ſich fürchtete, nach dem Ausgang. — Da hielt er das unſchöne, dickhälſige Weſen feſt, und fragte die Schaudernde heftig: „Wer hat ſie mir geſtohlen? geſtehe es auf dem Fleck! Wer hat Euphemia's Schwüre locker gemacht, daß ſie brachen, wie verwitterte Ringe in Gräbern? Wer? wer? Der ſchwarze Valand *) ſoll Dich heimführen, kuppleriſche Dirne, wenn Du ſeinen Namen nicht bekennſt!" — „Jeſus! erwürgt mich nicht! Wer anders wird's denn ſeyn, als der Franzoſe, der Junker Larogue, der aus Polen kam, dem Erzbiſchof zu Hofe dienen wollte, und ſeit mehreren Monden von der Jungfer Fröſchlmoſer als Ritter aufgenommen worden iſt?" — „Laßt mich los; weiß ich doch nicht das Kleinſte von dem Handel! Kann ich doch nicht eines Broſam groß dafür!"

„Einem liederlichen Franzoſen weichen, ich?" zürnte Raphael: „der fremden Schmeichelzunge folgen, ſie? O Herrgott, wer hätte das geglaubt?" — Er verfiel abermals in ſeine frühere Regungsloſigkeit. Cenzi benützte ſeine Erſtarrung, um den Magiſter bei den Schultern zu faſſen, und aus der Thüre zu ſchieben. — Der Himmel weiß, wo der Arme die Nacht verträumte, wo er ſich herumſchlug mit Rachegedanken und Liebesſchmerz, mit Läſterung und Klage. Die Wahrheit aber iſt, daß am folgenden Tage — Dank dem edeln Elixir aus Diaman-

*) Teufel.

ten — jegliche innere Zerrüttung in Raphael beſchwichtigt war; die bittere Erinnerung an die gräßlichſte Täuſchung ſeines Lebens hatte allein in ſeiner Seele ihren Platz behauptet. Wie ein Schlafender binnen wenigen Minuten eine lange Reihe von Begebenheiten durchzuträumen pflegt, ſo hatte der Magiſter innerhalb des engen Zeitmaßes einer Abendſtunde unendlich viel erlebt, erfahren und gelernt. Die Laſt der Erkenntniß drückte nun auf ihm, wie auf dem Nacken eines Sechszigers. — Das Schickſal hatte indeſſen beſchloſſen, ihm einen Erſatz zu gewähren. Das Schickſal hatte, nach ſeiner Art, Mitleid mit dem Betrogenen.

Der Magiſter fühlte ſich verwaist in der geräuſchvollen Stadt. Was die vielen Leute darinnen trieben und handelten, war ihm ſo gleichgültig, ſo eckelhaft! Darum beſchloß er, ſobald als möglich ſeiner heißeſten Lebensſchmerzen Geburtsort zu meiden. Nur ein Einzigmal wollte er noch, ſein Auge zu erfriſchen, die Herrlichkeiten der Meſſe durchwandern. Der Zweck dieſes Umgangs wurde freilich zu Schanden. Mit jedem Schritte fühlte ſich Raphael mißvergnügter. Die vielen Geſichter, voll von Lächeln, Neugierde und Kaufluſt, ärgerten ihn. — Da geſchah es, daß er unter ihnen unverſehens ein bekanntes wahrnahm. Der Menſch, dem es eigen, gehörte, nach ſeiner Tracht zu urtheilen, zur gelehrten Zunft, und zwar zu denjenigen Geſellen, denen Minerva mit irdiſchen Gütern karg aufwartet. Der Mantelrock des jungen Mannes war fadenſcheinig, ſeine Füße ſtanden in ſchlimm ausgeweiteten Pantoffeln, unter dem kahlen Hütlein ſah die Naſe lang und weiß und dünn heraus, als hätte ſie ſchon längſt nicht mehr den ſüßen Rauch der Speiſen eingeſogen; als nähere ſie ſich nachdenklich dem Munde, um zu erfahren, was er, der feſtgeſchloſſene, im Verwachſen begriffene, von der ewigen Faſten halte? — Jedoch — wie ſehr auch der einſt ſo friſche Schulgefährte

Raphaels ſich verändert haben mochte, — die einfältige Gutmüthigkeit ſeines Angeſichts war ſo einzig in ihrer Art, daß ſchon um ihretwillen das Geſicht von dem, der's einmal geſehen, nie vergeſſen werden konnte. — Raphael erfreute ſich an der Geſtalt des Jugendgeſpielen, klopfte dem Gaffenden auf die Schulter, und ſagte zu ihm: „Grüß' Dich Gott, Wagner; reiche Deinem alten Freunde die Hand." — „Von Herzen," entgegnete Wagner, nachdem er ſein Gedächtniß auf die rechte Fährte gebracht: „ſieh', ſieh', Du biſt ein ſtattlicher Mann geworden. Der Himmel hat Dir an Wohlſeyn zugelegt, was er mir verſagen wollte." — „Nicht doch, nicht doch; ich finde Dich jung und wohlausſehend genug." — Den guten Wagner freute die beifällige Verſicherung. Sein Antlitz röthete ſich auf einen Augenblick. Noch einmal ſo freundlich reckte er dem Magiſter die Hand hin, ſprechend: Es waren ſchöne Zeiten, jene, die wir meinen. Die jetzigen ſind gar verſchieden von den andern. Ich hätte Deinem Rathe folgen, und bei der Theologie bleiben ſollen. Es wäre vielmal beſſer geweſen; ich ſäße jetzo im warmen Pelz. Statt deſſen bin ich noch immerdar ein fahrender Schüler, ohne Herd und Feuer." — „'s geht mir nicht anders, Wagner. Ohne Amt und Dienſt und Kundſchaft lungre ich an meiner Eltern Tiſch, die doch wahrlich das Ihrige brauchen." — „Du Glücklicher, haſt noch Eltern; ich bin ein Waiſe. Du Glücklicher, haſt viel gelernt; ich bin nicht wohl gerathen in Studiis; bin eigentlich noch jetzt ein Student." — „Liebſter Wagner, preiſe mich nicht glücklich. Was hat ein wandernder Arzt zu hoffen außer Mühſeligkeit und Undank? Ueberhaupt, guter Freund, hab' ich erſt neuerlichſt gefunden, daß nicht Gelehrſamkeit, nicht Geſundheit, nicht die Jugend, und wenn ſie unſterblich wäre, den Menſchen beglücken. Wer nicht die Herzen ſich unterthan machen, wer nicht Alles, was im Leben vor-

kömmt, regieren kann, iſt nur ein elender Tropf, aller Zufälle, aller feindlichen Mächte Spiel. Und wahrlich: es müßte Einer das Zaubern verſtehen, und Gewalt haben über jegliche ſterbliche und verborgene Dinge, um Alles fügen zu können, wie's ihm lieb iſt." —

Wagner machte ein geheimnißvolles Geſicht, führte den Freund in eine ſtille Nebengaſſe, und ſagte, indem ſie mit einander ruhig fortwandelten: „Was hältſt Du von Zauberei, von Geſpenſtern, von Präſagien?"

Raphael betrachtete ſeinen Begleiter höchſt verwundert, indem er verſetzte: „Aufrichtig geſagt: ich dachte nicht, je eine Frage, wie dieſe, aus Deinem Munde zu vernehmen. Ich erachtete Dich nicht als für die höhere Spekulation geſchaffen. Ich hab' mich wohl in Deinem Kopfe geirrt. Ich will Dir jedoch antworten nach Gewiſſen. Als ich noch in der Schule ſaß, mochte ich an die genannten Dinge nicht glauben. Ich lachte darüber; doch haben meines Lehrers Paracelſus Meinungen meine Gedanken hierüber beträchtlich verändert. Der große Mann hat mir begreiflich gemacht, daß geheime Kräfte überall walten, die allerdings dienſtbar gemacht werden mögen; doch geſchieht ſolches nicht ohne eine Unterjochung der böſen Geiſter, die allein dem Menſchen als Knechte huldigen, um verderbliche Zwecke zu erreichen. Ferner gehen ohne Zweifel hie und da Geſpenſter um. Der ſterbliche Leib kehrt in ſein Element, in die Erde und ihre Fäulniß zurück, und bleibt unbeweglich im Grabe. Der ſyderiſche Leib jedoch verweſet nie, ſondern er ſucht die Wohnung, die der Menſch in ſeinem Leben inne hatte, oder diejenigen Oerter, wo der Sinn der Verſtorbenen am meiſten geweſen: bei Schätzen, bei Mordwinkeln, bei Kirchen, in den Häuſern, die zärtliche Freunde oder gehaßte Feinde des Todes beherbergen. Solche Erſcheinungen ſind Geſpenſter geheißen, können in gewiſſen Fällen Präſagien genannt werden. Je nachdem das Geſpenſt

froh oder finſter anzuſchauen, je nachdem iſt die Seele des Verſtorbenen ſelig oder noch ein leidender Gaſt des Fegefeuers. Dieſe ſyderiſchen Leiber dauern aber auch nur, bis ſie gänzlich von ihrem Geſtirn verzehrt werden, und dahin zurückgekehrt ſind. Wer indeſſen eines ſolchen Geiſtes Wandel, Weſen und Eigenſchaften kennt, und die Heimlichkeiten des Menſchen, dem der Geiſt angehörte, erforſchen kann, iſt ein Nekromantikus. Ich rede hier nicht von den falſchen Nekromanten: den Exorciſten und Conjuriſten, und den abgeſchmackten Todtenbüchlern, die nach Hirngeſpenſten ſchnappen, indem ſie vermeinen, das Geſpenſt, das ſie bannen, oder herbei beſchwören, oder durch ihre Fürbitte in Himmel bringen möchten, ſey wirklich und wahrhaftig die Seele des Hingeſchiedenen. Solche Leute in ihrer Thorheit dienen dem Teufel; aber er dient ihnen nicht, er ſpottet ihrer, ſo wie die Himmelsmächte ihr Treiben verdammen. Da haſt Du meinen Glauben und meine Meinung von all' dieſen Dingen. Sag' mir aber nun, was Deine Frage bedeutet hat. Du haſt ſie nicht umſonſt gethan, ich wette." — „Ich will Dir bekennen," verſetzte der Andere zögernd, „daß ich ein Schüler der Magie und Nekromantie geworden bin." — „Du? Wagner! willſt mich foppen!" — „Nicht doch, bei meiner Ehre, Raphael. Ich ſtudire die geheimen Künſte ſchon ſeit mehreren Jahren. Mein eiferſüchtiger Meiſter hat mich aber noch nicht über die natürliche Magie hinaus gehen laſſen. Ich kann noch nicht das kleinſte Ding zuſammenhexen, außer mit natürlichen Mitteln, ohne Hexerei." — „Du armer Lehrjunge! Wer iſt denn der Eiferſüchtige, der ſo lange mit ſeinen beſten Künſten hinter'm Berge hält?" —

Wagner drehte ſich erſchrocken um, ſah in eines Hauſes Thürbogen, vor dem die Wandernden eben ſtille ſtanden, legte den Finger lauſchend an den Mund, und antwortete ſehr beſtürzt: „Mich däucht, ich höre ſeine Stim-

me!“ — Es waren der Stimmen mehrere im Hauſe laut. Ein heftiger Wortwechſel fand auf der Treppe im Hofe ſtatt. Die Zankenden ſtiegen herunter und erneuerten, ſo zu ſagen, auf jeder Stufe das Zungengefecht. Ein großer, feiſter Mann wurde von mehreren andern die Stiege herunter gedrängt, und ſchalt ſeine Gegner mit derſelben Fertigkeit, womit ſie ihm ein ſchnödes „Valet“ nachriefen. „Ich werde bei den Bürgermeiſtern klagen!“ ſprach der feiſte Mann. — „Das thut und nehmt Eure Würfel mit; Schelm von einem Spieler!“ hieß die mehrſtimmige Antwort.

„Da hat er wieder Händel!“ flüſterte Wagner, der ſchon vor Furcht zitterte: „ich will mich nicht vor ihm ſehen laſſen ... wenn er erführe, daß ich mich auf dem Weg nach Hauſe verſpätet habe ...! auf Wiederſehen, Raphael!“ Der Furchtſame rannte davon, als ob ihm Kopf und Beine brennten. Ein Windſpiel hätte ihn nicht eingeholt.

Da Raphael mit all' ſeinem Rufen nichts über den Ausreißer vermochte, lieh er dem näherkommenden Streit ein neugieriges Ohr. — „So packe Dich endlich, und hör' auf zu drohen, oder wir brechen Dir den Hals!“ tobten mehrere junge Leute: Studenten, wie der Mantel und der überaus lange Stoßdegen verrieth. — „Rührt mich nicht an, oder ich will euch Alle in Affen verwandeln!“ eiferte der feiſte Mann zurück, und kam eilenden Schrittes gegen die Thüre, während ei „Huſſa, ſa, ſa!“ aus der Kehle einiger Junker in Reitgewändern, und das Knallen ihrer Peitſchen, womit ſie dem Fliehenden nachſetzten, eine üble Muſik machten.

Der Verfolgte gewahrte kaum den zuſchauenden Raphael, als er ihm ſtürmiſch um den Hals fiel, und die Worte ausſtieß: „Gottgeſandter, rette mich vor jenen Scheuſalen! Ein Hausvater mit armen lieben Kindern fleht Dich an!“ — „Heda, ihr Herren!“ fragte Raphael,

ſchnell bereit, den Bedrängten zu unterſtützen, „warum hetzt ihr dieſen Mann? Ein trefflich Heldenſtück, ein Dutzend gegen Einen!“ — „Scheer' Dich Deines Wegs, Federvieh!“ donnerte einer der Krautjunker. — „Was nimmſt Du Partei für den Dieb, der mit verhexten Würfeln ſpielt?“ fragte ein Zweiter; aber Raphael hatte bereits den Erſten zu Boden geſchlagen und rief: „Das für's Federvieh! Nieder mit Dir, Schlachtvieh! und wer von euch auf einer Schulbank geſeſſen, ſtehe mir, einem Studirten, bei, damit die Kriegsknechte Friede geben, ſtatt einen Magiſter von Baſel zu verunglimpfen.“ — Die Studenten ſtreckten ihre Degen zwiſchen den Meiſter der freien Künſte und die tobenden Junker, indem ſie ſprachen: „Wir ſtehen zu Euch, Magiſter; wir ſind Straßburger und laſſen einen Basler Graduirten nicht beleidigen. Geht jedoch von dannen. Es ziemt Euch nicht wohl, den falſchen Spieler zu vertheidigen, der unſere Baarſchaft mit verzauberten Würfeln gewonnen hat.“ — „Iſt das wahr?“ fragte Raphael ſeinen Mann mit ſtrengem Blicke. Der Beſchuldigte ließ Waſſer aus den Augen träufeln, hob die Hände auf und betheuerte ſeine Unſchuld. „Mein Glück,“ ſagte er, „mein Glück iſt das ganze Hexenwerk! Wenn ich meine Kunſt gebrauchen wollte, ein einzig Wort ſtreckte euch alle lahm zu meinen Füßen, oder bannte euch an den Boden, oder ſetzte euch Eſelsohren an die Köpfe. Doch es dauert mich eure Jugend; ihr ſeyd noch nicht trocken hinter den Ohren, habt die Eierſchalen noch nicht abgeſchüttelt. Ich vergebe euch!“ — „Sollen wir die Unverſchämtheit länger dulden?“ ſchrieen die Junker, und der Geſchlagene wollte über den Magiſter her. Da fielen die Studenten aus, und ein Fechten begann, Freund gegen Freund. — Raphael, der ſeit einem Augenblick viel lebhafter, denn zuvor, für den Würfelglücksmann eingenommen war, riß denſelben vom Wahlplatz und

ſagte: „Kommt, laßt die Tollköpfe es mit einander ausmachen. Kommt, daß ich Euch nach Hauſe bringe.“ — Der Spieler ließ ſich's nicht zweimal wiederholen. Nachdem er ſchon weit vom Spielhaus entfernt war, und mehrere Gaſſenecken zwiſchen ihm und den Kämpfern lagen, athmete er auf, umarmte den Magiſter abermals mit Gefühlsprahlerei, und ſchluchzte, als ginge ihm das Herz über: „Möge Dich Gott belohnen, mein Sohn! Meine arme Familie daheim! ſie würde vor Schrecken ſterben, wenn ſie wüßte . . . !“ — „Eure vielen, lieben Kinder?“ — „Je nun, mit den Kindern iſt's nicht ſo gefährlich. Die Erwähnung derſelben war nur eine **captatio benevolentiae**, um Euch zu rühren. Meine Familie beſteht aus Erwachſenen. Geht aber mit mir, edler Mann; trinkt einen Becher Rheinwein an meinem gaſtfreien Tiſche. Bleibt an meiner Seite. Wenn die Wüthriche noch einmal kämen . . . ! Ich müßte zum Aeuſſerſten greifen, wäre ich allein.“ —

Wie nun der Mann alſo von Dank und Gaſtfreundſchaft redete, derweil er doch nur ſeine bange Furcht im Auge hatte, fand Raphael Zeit genug, ſich zu überzeugen, daß er nicht im Irrthum ſey, und daß wirklich der Mann, den er geſtern neben der Wunderſchönheit im Saalhofe geſehen, leiblich und lebendig vor ihm ſtehe. Um Weiteres zu hören, unterbrach er den wortreichen Großhans mit der Frage: „Wollt Ihr mir nicht Euern Namen ſagen, bevor ich in Euer Haus trete?“ — „Ei, kennt Ihr mich denn nicht?“ — „Nein, Herr . . .“ — „Nicht möglich! *mich* nicht kennen?“ — „Wie ich Euch ſage; es iſt mein Ernſt.“ — Feierlich legte der feiſte Mann die Hand auf Raphaels Haupt: „Es bringt Euch mehr als kaiſerliche Ehre, daß Ihr mir beigeſtanden, *ohne* mich zu kennen. Wußtet Ihr, wer ich bin, ſo war's freilich kein Wunder, daß Ihr meine Partei nahmt. Doch iſt immerhin ſeltſam, daß Ihr mich *nicht* kennt,

obgleich die ganze Welt ...“ — „Vergebt; ich bin ein Fremder ...“ verſetzte der Magiſter, um den Wortſchwall des Redners einzudämmen. — „Ein Fremder?“ wiederholte der Andere: „wenn auch! und wäret Ihr aus dem Lande Aſia gebürtig, Ihr ſolltet wiſſen ... Doch iſt's gleichviel, wenn ſchon ſeltſam. Ich bin der wohlbekannte Doktor Johannes Fauſt, und juſt die Thüre, die mein Famulus ſo eben vor uns aufthut, iſt der Eingang zu meiner Wohnung. Ihr werdet dieſelbe meiner Perſon nicht angemeſſen finden, doch iſt ein Meßfremder ſtets gezwungen, aus der Noth eine Tugend zu machen, und ich habe ſchon hie und da im heiligen römiſchen Reiche beſſere Häuſer, wohl auch außerhalb der deutſchen Lande, wie Ihr mir glauben dürft.“ —

Während der Prachtrede war Raphael zur Linken des Doktors eingeſchritten, an Wagner, der ihn zwar freudig anſtaunte, dennoch aber ſchweigend, wie ein Wildfremder, ſich verneigte, vorüber gegangen, und bei einer ſchmalen Stubenthüre angelangt, als der Doktor eben ſeinen Text fortſetzte, indem er, das Gemach aufthuend, ſagte: „Was ſchöner indeſſen, als mein ſchönſter Wohnſitz, was theurer mir, als der reichſte Schatz, den mir das Glück beſcheert hat, das iſt dieſe Jungfrau: Helena, die griechiſche Helena, die auf eine zwar geheimnißvolle, aber fataliſtiſche Weiſe als eine Tochter und Mündel mir verwandt worden, und ſchon als meine einzige Erbin bezeichnet iſt. —

Als die wunderſchöne Helena mit ihrem Liebesprangen, mit Augen, die zugleich Ueberraſchung, zugleich die höchſte Befriedigung wiederſpiegelten, dem Magiſter entgegen kam ... als ſie ihn anredete mit ſüßen Tönen, gleichwie aus dem Munde ſingender Engel ... da wurde ſein Haupt ſchwindlicht; die Wände, die Tragbalken des finſtern Gemaches glitzerten vor ſeinen Blicken wie von Gold, der Boden wie Rubin, das Gewölbe in ſchillernder Farbe, wie von Smaragden, die im Sonnenlicht geſchwungen werden.

Jedoch all' dieſe Zauberpracht bethörter Sinne wurde überboten von der Gottheit ſelbſt, die in dem Zaubertempel thronte. Sie ſehen, ſie hören ... und geſchehen war's um Raphaels Kraft und Beſinnung. Er unterlag der Oberherrlichkeit des Weibes; vor einer Stunde noch ein Freier, jetzt ein leib- und ſeeleneigener Knecht.

Drittes Kapitel.

Bei dem Doktor Fauſt.

1543.

Es iſt ein altes verſungenes und verklungenes Lied, daß die Liebe alle Dinge zwingt. Darum hörte auch Raphael mit wohlgefälligem Ohr, was am zweiten Tage nach ſeinem Zuſammentreffen mit dem Doktor Fauſt dieſer berühmte Schwarzkünſtler zu ihm ſagte: „Laß mit Dir reden," ſprach Fauſt mit der Vertraulichkeit, die eigentlich nur langer Bekanntſchaft Tochter zu ſeyn pflegt; „ich muß mit meinen Leuten, mit Sack und Pack von dannen, und mag nicht von Dir ſcheiden. Schlägſt Du ein? ich könnte Dich trefflich gebrauchen. Ich läugne nicht, daß ich in den letzten Jahren wenig Glück mit der Arznei gehabt habe, und doch laufen mir überall die Kranken das Haus ein. Ein fortgeſetztes Mißlingen meiner Kuren könnte meinem Ruf im Ganzen ſchaden. Du aber biſt geſchickt und jung und anſtellig, wie der Wagner, mein Famulus, behauptet. Werde mein Gehülfe für die Arznei, ſo lange ich noch reiſend bin. Ich

halte Dich frei, und was die Patienten baar in Deine Taſche opfern, ſoll Dein ſeyn und bleiben. Ferner liebe ich, daß Du Muth haſt, den Spöttern dreiſt in die Augen ſiehſt, und den Degen zu führen weißt, wie ein Meiſter vom langen Schwerte. Ich werde nach und nach unbeholfen, und da ich meiner Gewandtheit mißtraue, gebricht mir öfters die Kühnheit, die den günſtigen Augenblick nicht verſäumt. Du würdeſt meiner Familie gewiſſermaßen ein Vorfechter ſeyn. Denn in dieſer Zeit des ſteigenden Unglaubens hat namentlich die junge Welt nicht mehr die Ehrfurcht im Leibe, die ſie den Weiſen zu bezeigen hätte. Endlich könnteſt Du mit Deiner gewaltigen Stimme den menſchenfreſſenden Polyphemus deklamiren, wenn ich vor den Leuten die homeriſchen Helden aus dem Schattenreich empor rufe. — Sieh', ich bin Dir gut; Helena hat Vertrauen zu Dir; Wagner iſt Dein Freund; der Schlingel, mein ſchwarzer Mephiſtophel, wird Dir ein unterthäniger Knecht ſeyn, wie uns Allen, und ſomit wäre Dein Leben ein angenehmes, bis ich mich zur Ruhe ſetze, und auch Dich von den Früchten langer Arbeit Deinen Theil genießen laſſe. Nun, was meinſt Du?" —

Um Helenens willen ſchlug Raphael, ohne ſich zu bedenken, in die Hand des Doktors, und ließ ſich zum Abenteurer anwerben. Am Ziel der wunderlichen Laufbahn lachte ihm ein herrlicher Preis. „Ich bin der Eurige," ſagte er zum Doktor; „doch bedinge ich mir, daß Ihr mich Eure geheimen Künſte lehrt, und mir freigebiger damit dient, als Eurem Famulus, der bis heute, wie er ſelber ſagt, noch gar nichts weiß."

Ehe er antwortete, kratzte ſich Fauſt etaws verlegen den Kopf, zog ein halbſaures, halb gutmüthiges Lächeln um ſeinen Mund zuſammen, und zuckte die Achſeln. Dann erwiederte er: „Ich darf geſtehen, daß ich wohl ein Mehreres wiſſen mag, als andere Gelehrte. Doch

will ich gegen einen Freund des großen Paracelſus aufrichtiger mit der Farbe herausgehen. So wie nicht Alles Gold, was glänzt, ſo iſt nicht Alles Teufel, was einen Bocksfuß trägt; nicht Alles, was auf einem Beſenſtiele reitet, iſt Hexenpack. Ich verſtehe allerdings der Künſte manche; der geheimen, außerirdiſchen, diaboliſchen weiß ich einen ganzen Schatz auswendig. Indeſſen hält die Welt noch unendlich mehr von mir, als was die Wahrheit iſt; und Du darfſt mir glauben, daß ich in früheren Zeiten hie und da meinen Scheiterhaufen wohl gefunden haben würde. Du weißt freilich, um ſo viel jünger als ich, von jenen Zeiten nichts. Ich erinnere mich dagegen ihrer noch ganz wohl; hab' ſelbſt als Bube Zauberer brennen ſehen, die gewißlich weniger vom Höllenzwang verſtanden haben, als jetzo ich. Heute iſt's ein Anderes Des Luther und des Zwingli Lehren haben ſo viel Lärm gemacht, und ſo viel Streit erregt, daß man heute an gar nichts Anderes zu denken Zeit hat. Im Gefolge dieſer Kämpfe iſt zudem ein Freiglaube in die Menſchen gefahren, der ſie bewegt, den geheimen Künſten weniger Wichtigkeit beizulegen; hie und da ſogar ein Unglaube, der ſie alle Magie, die ſchwarze wie die weiße, läugnen macht. Die Altkatholiſchen ſelber haben mit Dämonen und Nikromanten einen Waffenſtillſtand geſchloſſen, weil ſie einen dringendern Feind zu bekämpfen haben, und nicht angeſehen ſeyn wollen, als blieben ſie ganz zurück auf der Bahn des Fortſchreitens. Ich ſehe voraus, daß der Friede mit den übernatürlichen Mächten und ihren Wiſſenden nicht in alle Ewigkeit dauern kann, daß alle heute ſtreitenden Partheien ihr Schwert dagegen kehren werden, ſobald ſie nur unter ſich ſelbſt Ruhe haben; — was thut dies aber? Jetzo iſt's an der Zeit, zu forſchen, zu lernen, zu experimentiren, und — Pfeifen zu ſchneiden. Die Welt iſt neugierig und dem Geſchickten unterthan. Ihre Bewunderung und ihr Geld gehört demje-

nigen, der ihr Auge beſchäftigt, und ihre Einbildungskraft in Bewegung ſetzt. Ich habe, nach langen Reiſen durch alle Länder der Welt" — der Doktor verfiel hier nach ziemlich verſtändigen Betrachtungen in ſein gewohntes Prahlen — „den Weg zum Reichthum und zum Ruhm geſucht; ich habe ihn, was noch mehr iſt, gefunden. Meine Schätze werden nach meinem Tode in andere Hände fallen," — hiebei drückte Fauſt vielverſprechend die Hand des Magiſters — „mein Ruhm aber wird ewig in der ſpäteſten Geſchlechter Munde ſeyn! Fortſchreitend wuchs ich an Kräften. Nachdem ich als einzelner Forſcher den Boden der Praxis geprüft, habe ich mit meinem Schickſal das Loos des Mephiſtophel verbunden, den ich aus Portugal mit mir genommen. Gewiß iſt, daß dieſer Schwarze eine räthſelhafte Perſon, über welche ich mich noch nicht ausſprechen will; gewiß, daß er mir vom größten Nutzen iſt: daß ich durch ihn mein Glück begründet habe. Die Leute ſehen hin und wieder den Satanas in ihm ... nun, ich will mich nicht erklären; es iſt noch nicht an der Zeit; aber beſſer, denke ich, den Teufel an der Seite haben, als allein ſeyn. Dieſer Schwarze hat von jeher Allen, die mir neidiſch waren, Allen, die mir **malâ fide** auf den Dienſt lauerten, Ehrfurcht eingeflößt, hat ganze Bergwerke von Gold und Silber in meine Taſchen geſchüttet. Sein Name iſt zwar ſtinkend, wie er ſelbſt — der Geſell hat einen durchdringenden Schwefelgeruch an ſich — aber, was er mir gebracht: Weihrauch, Gold und Edelſtein, — hat immer lieblich gerochen."

Der Doktor machte einen kleinen Abſatz in ſeiner höchſt verwunderungswürdigen Rede, und Raphael wußte nicht, ob der Wundermann im Scherz oder im Ernſt gemeint, was er geſagt. Der Doktor rieb die fetten Taſchenſpieler-Hände, machte ſeine Finger knacken, ihrer Geſchmeidigkeit zu liebe, putzte die ölige Feuchtigkeit, die

gern in den Mundwinkeln eines Schlemmers ſitzt, hinweg, und küßte mit geſpitzten Lippen die Luft, indem er fortfuhr: „Ein luſtiges Leben, das wir dazumal führten: ein Junkerleben, fahrend von Land zu Land, von Stadt zu Stadt, von Schloß zu Schloß. Allüberall war Doktor Fauſt zu finden, und mit ihm ſein getreuer Knecht. Wo ein Rathgeber, wo ein Prophet und Wahrſager, wo ein Arzt und Zecher, ein Todtenbeſchwörer und Ceremonienmeiſter, ein Tröſter und ein Luſtigmacher vonnöthen, war Doktor Fauſt bei der Hand. Ich erſchien ſo zu gelegener Zeit, ich kam und ging ſo ſchnell, daß man mir nachſagte, ich führe auf meinem Mantel durch die Luft. Nun hin und wieder mag etwas daran geweſen ſeyn. Den Feinden theilte ich lange Naſen und Hirſchgeweihe aus; die Gaſtfreundſchaft belohnte ich mit Blumenſträußen, die ich aus dem Tiſch hervorzauberte. Ich war von Jung und Alt gern geſehen; die Gunſt der Frauen war mein ſchönſter Lohn. — Auf einmal fühlte ich mich im Uebermaaß des Glückes arm, arm, ach ſo arm! Ich hatte keine Wünſche mehr, ſie waren alle ſchon im Voraus befriedigt! Da fiel mir ein — juſt war ich zu Erfurt und las ein Collegium über den Homer — da fiel mir alſo ein, daß ich wohl gern die griechiſche Helena, die Helena von Troja, hätte ſehen mögen. Vergnügt, einmal wieder eine Sehnſucht in meiner Bruſt zu verſpüren, und auf Mephiſtophels Verſicherung, daß die Helena noch immer am Leben, fuhr ich mit ihm gen Griechenland, und dort hab' ich, die Du kennſt, Magiſter, wahrhaftig angetroffen. Ihr Daſeyn, ihr Leben, ihr Zuſammentreffen mit mir, das innige und himmelreine Band, das uns vom erſten Augenblick verknüpfte, — Magiſter, ſie wäre die Blüthe aller Mirakelgeſchichten auf Erden, Helena's Geſchichte, wenn ich ſie erzählen wollte, wenn ich's dürfte; aber ich muß ſchweigen, ſchweigen, bis . . ." Er machte ein wunderliches Schnörkelzeichen in die Luft, legte die beiden

Zeigefinger kreuzweis über dem Mund zuſammen, und ſah betreten zu Boden.

„Ei, du rieſengroßer Lügner!“ dachte Raphael ſtill und zürnend; denn er wußte ſchon aus Helena's ſchnell vertrautem Munde, daß ſie in Krakau geboren, und, noch ein halbes Kind, von dem Doktor ihren Eltern abgekauft worden, um mit ihrer Schönheit und Jugend Hülfe der abenteuerlichen Erſcheinung des Fauſt einen erhöhten Reiz zu geben, und mehr Volk in ſeine Gaukelhütte zu locken. — Er kam nämlich häufig an einen und denſelben Ort zurück, und der Bewunderer, der Thoren und der Neugierigen gab es dann immer weniger, ſobald er nicht verſtand, durch etwas Neues anzuziehen.

Der Doktor wollte eben wieder den Mund aufthun, da erſchien Mephiſtophel in einem feuerfarbigen Wamms. Strohgelbe Hülſen umſchloſſen eng ſeine mageren Beine; ein Dienermäntelchen auf niederländiſche Art, von bauſchigem, knarrendem Zeuge, ſtarrte, heuſchreckengrün, von ſeinem Rücken ab. Die rothe Mütze ſaß frech auf des Mohren ſpitzigem Schädel. Um's dem Herrn nachzumachen, der mit Straußfedern prangte, hatte der kindiſche ſchwarze Geck ein paar grelle, im Hof zuſammengeraffte Hahnenfedern aufgeſteckt. Beiläufig geſagt, hätten wohl zwei Pferdefüße in den breiten, ungeſchlachten Schuhen ſtecken können, die der Burſche trug. Sein ganzes Weſen war das eines alternden, mürriſchen, vormäuligen Knechts, der aus der Unverſchämtheit ſeinen Beruf macht, ſtatt aus dem Dienſte, für den er da iſt. Seinen unſchönen Körper entſtellte noch obendrein eine wilde Rührigkeit, wie des ſchweifenden Panthers. Seine Sprache war ein Gemengſel von portugieſiſchen und deutſchen Brocken, kaum verſtändlich, rauh und grob. —

Nachdem der Schwarze den Auftrag ausgerichtet, um deſſentwillen er hereingekommen, deutete Fauſt auf den Magiſter und ſprach ſehr ſanft: „Mephiſtophel, dieſer

Mann gehört von heute an zu meinem Hauſe. Ich empfehle ihn Deinen Dienſten, und will, daß Du ſeinen Befehlen gehorſam ſeyſt, wie den meinigen." — Mephiſtophel betrachtete den Magiſter trotzig vom Kopf bis zu den Füßen, ſchnitt eine ſchiefe Fratze und ſchwieg. — „Haſt Du gehört? wirſt Du gehorchen?" fragte der Doktor noch einmal, ſanfter als zuvor. — „Ja, ja, doch dauert's nicht mehr lang," verſetzte der ſchwarze Knecht. — „Wie? warum?" fuhr der Doktor auf. — „Die Zeit iſt bald um; um iſt bald die Zeit," grinste Mephiſtophel. — „Um? um? Du Hund, Du Sohn des Abgrunds?" donnerte Fauſt plötzlich wie ein Wüthender: „noch einmal dieſes Wort, noch einmal, Du wolfszahniger Abkömmling des hölliſchen Schlundes! Thu' auf den Rachen, und wiederhole, was Du geſagt!" Sofort, ohne Rückſicht zu nehmen auf die Prunkgewänder ſeines Knechts, ſtieß er denſelben zu Boden, behandelte ihn grauſam mit Fußtritten, und ſchlug ihn mit dem Stabe, der ihm zur Hand war, daß der Schwarze ſich heulend auf der Erde wälzte. Erſt dann, als der Herr müde vom Dreinſchlagen, erlaubte er dem Mißhandelten, auf den Knieen herzurutſchen, und ihm für die gnädige Strafe das Kleid zu küſſen. „**Gontar da Ripedo! Gontar da Ripedo!** Denke daran, du infernaliſche Brut!" ſchrie dem Flehenden der Doktor zu, ſtieß ihn von ſich, und befahl ihm, auf allen Vieren, wie ein unſauberer Köter, aus der Thüre zu kriechen. — Raphael war ſtumm vor ſolcher Härte, und im höchſten Maße erſtaunt über den urplötzlichen Wechſel von Sanftmuth und Ingrimm, der ſich ſo auffallend in des Doktors Reden und Handlungen geoffenbart hatte.

„Vergib mir meine Hitze," ſagte Fauſt, der augenblicklich wieder in ſeine ruhige Aufgeblaſenheit zurückgetreten war: „ich wäre aber mit all' meiner Autorität unter'm Joch des Teufelsburſchen, wenn ich ihm nur ein

Vaterunſer lang den Glauben hingehen ließe, als ſey er beſſer, denn ein Mauleſel.“ Fauſt ſetzte mit ſchlauem Lächeln hinzu: „Die Dämonen dürfen nicht anders traktirt werden. Sie wachſen gern ihrem ſterblichen Herrn über den Kopf.“ Nach einem langen Blick in die Augen Raphaels kehrte ſich der Doktor ſchnell zur Seite, und fragte hart, zur Erde hinhorchend: „Was ſoll's? Murrſt Du, böſer Geiſt? ſchmähſt Du, Elender, Deinen Meiſter?“ Nach einer Pauſe tönte durch den Fußboden ein fernes Geheul. Eine Stimme, wie Mephiſtophels, jammerte: „Weh mir! Fluch Dir! was ſchlägſt Du mich ſo unbarmherzig?“ — „Still, befehl' ich!“ donnerte Fauſt entgegen, und wendete ſich dann wieder zum Magiſter: „Jetzt wird er Ruhe geben. Ich hab' ihn in Gedanken magnetiſch gezüchtigt. Er wird daran denken!“ — Sich geberdend, als wiſche er den Schweiß der Mühe von der Stirne, ſchloß der Doktor mit den Worten: „Das Experiment macht mir ſtets mehr Arbeit, als der Höllenſohn werth iſt, doch hilft's, wie wenn man einen entſpringenden Hund mit einem Steinwurf trifft, worauf er gewöhnlich umkehrt, und zum Gehorſam kriecht, weil er verſpürt, daß er vor des Herrn Strafe auch in der Ferne nicht ſicher iſt. — Laß uns jetzo zur Erholung eine Kanne leeren, daß ich Dir's bringe auf langes fröhliches Beieinanderſeyn!“ —

Raphael folgte ſeinem wunderlichen Freunde und Gönner, mit allerlei Gedanken beſchäftigt. Die beſorglichſten derſelben wurden jedoch überwogen von dem Staunen, das in ihm des Doktors maßloſe Unverſchämtheit erregte, womit Letzterer ihm den vorigen Auftritt zum Beſten gegeben hatte. Der Magiſter hatte unſchwer errathen, daß der Schwarzkünſtler aus dem Bauche geredet, und nur eine Poſſe geriſſen, um ſeinem neuen Gehülfen einen großen Begriff von ſeinen geheimen Künſten beizubringen; daß er auf eine liſtige Art verſucht, in dem

Gehülfen den Glauben zu befeſtigen, als ſey der Schwarze wohl am Ende doch der Satan ſelbſt. Raphael war indeſſen von Stund an geneigter als je, den Mephiſtophel für einen Menſchen, und zwar für einen recht unglücklichen Menſchen zu halten, den irgend eine geheimnißvolle Begebenheit auf Gnad' und Ungnad' in eines barbariſchen Meiſters Gewalt geliefert.

Seines Staunens und Grübelns ungeachtet befand ſich Raphael nunmehr in derſelben Gewalt, wie Mephiſtophel, wie der Famulus Wagner. Er ſtand ſogar unter einer Doppelherrſchaft: Helena führte den Oberbefehl über ihn. Das ſchöne Weib hatte unauflösliche Ketten über ihn geworfen. Ihre dreiſte Aufrichtigkeit gewann ſtets den Sieg über Raphaels Verſtand, ſo wie ihre äußerliche Erſcheinung über ſein Herz und ſeine Sinne. Sie hatte zu ihm geſagt, da ſie zum erſtenmale mit ihm unter vier Augen ſeyn durfte: „Du biſt um meinetwillen hieher gekommen, ich weiß das. Du warſt mein, als ich Dich nur einmal angeſchaut hatte. Auch Du haſt mir gefallen, wie noch keiner von allen Männern, die ich geſehen. Du ſehnſt Dich nach mir, ich verlange nach Dir. Wir dürfen uns daher nicht trennen, damit wir beiſammen ſeyen, wenn die Sterne uns günſtig werden. Wir ſind jung; der Doktor wird alt, und, was bedeutender, gebrechlicher von Tag zu Tage. Er wird ungeheuere Reichthümer hinterlaſſen; ich erbe dieſelben; ich theile ſie dann mit Dir, denn was mein iſt, ſey von heute an Dein; wir werden noch lange glücklich ſeyn. Der Doktor prahlt und lügt; habe Geduld mit ſeinen Lügen; er weiß ſich viel mit ſeinen Künſten, und will den Schwarzen gern unter der Hand als den Teufel ſelber gelten laſſen; thue, als ob Du ihm glaubteſt. Lache nicht zu ſeinen Gaukeleien, hilf ihm darinnen; von mir unterſtützt, wirſt Du ſein Vertrauen immer mehr gewinnen. Sey nicht eiferſüchtig, wenn ich auf unſern Reiſen den

Männern zu gefallen ſuche. Der Doktor will's, und die Männer wiegen ein flüchtig Lächeln mit ſchwerem Golde auf, nicht wiſſend, daß ich ſie im Herzen verachte, und nur Einem, Dir angehöre. Folge mir jederzeit in Rath und That; wir werden, glaube mir, noch glücklich ſeyn."

So war Raphael alſo ein Unterthan geworden, und konnte nicht einmal erhalten, daß ihm Helena erlaubt hätte, noch einmal ſeine Eltern zu umarmen, bevor er ſich mit dem Schwarzkünſtler nach Heſſen auf den Weg machte. „Was willſt Du in der Heimath?" fragte Helena: „Kannſt Du ruhig ſeyn, wenn Du nicht an meiner Seite biſt? Achteſt Du nicht für verloren jeden Augenblick, den Du nicht mit mir verlebſt? Bin ich Dir nicht theurer als Vater und Mutter? Laß ſie, bis ich als Deine Braut Dich zu ihnen begleiten kann. Jetzt gönne ich Dich nicht den Eltern, nicht den Freunden, nicht ein Wort aus Deinem Munde allen Weibern dieſer Erde. Bleib' bei mir; eine Schönere findeſt Du nicht. Du findeſt auch nicht Eine, die Dich liebte, ſo wie ich."

Dieſe Sprache führte das ſtolze Weib, und ſchüchterte damit den Magiſter ein. Wenn er überlegen, wenn er prüfen wollte, ſtreckte ſie ihre zauberiſche Hand nach der ſeinigen, oder ſie ließ ihr Auge dem ſeinigen begegnen, und jeder Zweifel, jede Verdüſterung zerging in Seligkeit. Zuweilen legte ſich Helena auf's Scherzen, und jedes ihrer Worte erheiterte den Liebenden; oder ſie erzählte von ihren Reiſen, von ihrem Kinderleben, und er horchte auf, alles Andere vergeſſend. Dann ſang ſie etwa zur Laute oder zur Harfe, und Raphaels Ohr und Auge hing verzückt an ihren melodiſchen Lippen. Was ihn am meiſten begeiſterte, war eine zärtliche Hingebung, die manchmal Helena's Reize wunderſam verklärte; oder die kindliche Unbefangenheit, womit ſie ſich oft in ſein Herz ſchmeichelte, wenn ſie ihre Unwiſſenheit nicht bemäntelte,

ſondern alle Irrthümer und Verſtöße, die ein ſchlecht erzogenes Geſchöpf begehen kann, frei in die Welt laufen ließ, um des Geliebten Gelächter und Zurechtweiſung herauszufordern. Helena lebte nur im Kreiſe ihres Hauſes und ihrer Gefühle. Was darüber hinaus, war ihr fremd und gleichgültig. Ob Kriege die Erde verwüſteten, ob Religionszwiſte der Chriſten Herz verwildern machten, ob ein Kaiſer, ob ein Papſt vorhanden, — das kümmerte ſie nicht. Ob Polen über'm Meer, ob Wien eine Vorſtadt Jeruſalems, ob ſpaniſch deutſch, oder deutſch eigentlicher ſpaniſch ſey, — das wußte ſie nicht. Sie liebte des Lebens Bequemlichkeiten; nicht weniger liebte ſie ihren Raphael. Das genügte ihr; den Doktor mochte ſie leiden, weil ſie ihm den Wohlſtand und den Freund verdankte. — Der Magiſter ſah in allen ihren Eigenſchaften fort und fort ein reiches Gemüth, fort und fort ahnte er einen hoch über Jeglichem ſtehenden Geiſt in Helena's Leichtſinn. Er gefiel ſich im Selbſtbetrug.

Helena hätte übrigens unter des Doktors Händen nicht anders werden können. Fauſts Leichtſinn und Sorgloſigkeit ging in's Weite. Das ziehende Leben hatte den Abenteuerer, den Marktſchreier, den lockern Tafel-, Zech- und Spielbruder völlig reif gemacht. Im Beſitz vielfacher Kenntniſſe, ließ er dieſelben brach liegen, um Gaukelkünſte zu treiben, um vermittelſt unedler Praktiken ſeinen Säckel zu füllen. Mit den Jahren war er ein eigenſüchtiger Kopf geworden, der um Kleinigkeiten haderte, als ob das Reich ſelber auf dem Spiele ſtände; ein gieriger Selbſteſſer, der ſich kein Gewiſſen daraus machte, den armen Wagner ſchier verhungern zu laſſen, und den Mephiſtophel auf Schmarotzen und Raub auszuſchicken, damit er ſich ſättige. Trotz dieſer ſchnöden Kargheit jedoch verſchleuderte er das Geld bei Sang und Spiel, und trieb lächerliche Schwänke, die ihm nur Zeit raubten, wenn gleich ſie dem gemeinen Haufen gefielen.

Die ſchwächliche Geſtaltung ſeiner Sitten und ſeiner Gemüthsbeſchaffenheit bewog ihn, dem Beifall der Gemeinen nachzutrachten, mit jungen Leuten und mit Müßiggängern auf Du und Du zu ſtehen, kluge und gelehrte Männer zu meiden, den Reichen den Hof zu machen, den Vornehmen die Sohlen zu lecken. Was dem Gaukler im Laufe ſolcher Beſtrebungen etwa an Demüthigungen heimkam, ſuchte er an ſeiner Familie — wie er ächt römiſch ſeine Hausgenoſſen nannte — mit Grimm und Hoffart einzubringen. Weil nun Helena meiſtens ſeiner ſpottete, ſo blieben ihm als Sündenböcke nur der Schwarze und der Famulus; der letzte unbedingt; der andere aber ſehr bedingt, da er häufig den Spieß umkehrte.

Es beſtand ein eigenthümliches Verhältniß zwiſchen beiden; das war nicht zu läugnen. Sie buhlten wechſelſeitig um ihre Gunſt; ſie verfolgten ſich wechſelſeitig mit Haß und Widerſtand. Welch' ein Ding band wohl ſo feſt den großſprecheriſchen Herrn an den blutarmen Knecht? Was knüpfte den leicht gereizten Diener ſo beharrlich an den aufbrauſenden Tyrannen?

Auf den Hin- und Herzügen des fahrenden Doktors hatte Raphael einmal Gelegenheit, vermittelſt ſeines Dazwiſchentretens und ſeiner Körperkräfte den Schwarzen vor abſcheulichen Gewaltthätigkeiten, die ihm ſein Meiſter zugedacht, zu retten. Fauſt, nachdem er ſeinen Ingrimm ausgetobt in Worten, erzählte zu ſeiner Entſchuldigung ſeinem Gehülfen, daß Mephiſtophel kein Mitleid verdiene. „Seit langen Jahren ſchleppe ich mich mit dem Burſchen," ſagte er: „ich habe ihn aus Portugal mitgenommen, woſelbſt er der Sklave eines berühmten Magiers geweſen. Ein brauchbarer Sklave, ich muß es ſagen; in geheimen Wiſſenſchaften bewandert, und ein geſchickter Helfer bei allen Arbeiten ſolcher Art. Er gab vor, in Aegypten und Indien gelernt zu haben, was er wußte; der edle Portugieſe war mein Freund, und da

er zu ſterben kam, erbte ich von ihm ſeine Arcana, ſeine Habe und den Knecht. Was meinſt Du aber, Raphael? Ich ertappte den Höllenbraten, da er juſt ſeines Herrn Verlaſſenſchaft — mein Eigenthum alſo — beſtehlen wollte. Ich fand in ſeiner Taſche eine Büchſe von großem, großem Werthe. Was hätteſt Du hierauf gethan?" — „Ihn hängen laſſen, oder, nachdem ich ihm den Raub abgenommen, ihn davongejagt in die weite Welt," verſetzte der Magiſter, ohne ſich im Mindeſten zu beſinnen. — Fauſt machte hierauf ein ſaueres Geſicht, kratzte nach ſeiner Gewohnheit ſein linkes Ohr, und erwiederte kopfſchüttelnd: „Das hatte ſeinen Haken, ſeinen Nagel, ſeine Unbequemlichkeit. Ich konnte ihn brauchen, den Burſchen, der, ich bin's verſichert, keine ſterblichen Eltern gehabt hat. Und endlich trug er bei ſich, in ſich, in ſeinem Mohrenſchädel ein Geheimniß, das ich nicht gern hätte zum Verwittern in die freie Luft hängen, oder in die vier Winde einem Andern in die Küche jagen mögen. Das verwünſchte Geheimniß! das hat mich an den Schwarzen, Hand an Hand, Fuß an Fuß geſchmiedet." — „Nun," hob Raphael wieder an: „wenn Euch das Ding ſo wichtig, und wenn alſo Mephiſtophel, indem er's Euch offenbarte, Euer Wohlthäter geworden iſt, ſo begreife ich vollends nicht, warum Ihr ihn noch heute mit Eurem Zorn verfolgt?" — „Hm, hm, Du kannſt freilich nicht wiſſen . . . aber das Uebel iſt eben, daß er mir ſeit der langen Zeit noch nicht geoffenbart, was ich von ihm erwarte. Hab' ich ihn nicht gehätſchelt, wie ein Podagriſt dem Meerſchwein thut, das Gicht und Fluß von ihm nehmen ſoll? Freilich überläuft mich manchmal Galle und Verdruß, wenn der ſchwarze Kauz ſich erlaubt, grob und höhniſch mit mir zu reden; aber weder das Schmeichelwort, noch die Drohung, weder der Hunger mit Schlägen, noch der Ueberfluß mit ſchönen Verſprechungen und Belohnungen haben jemals an's

Licht fördern können, was der Schurke in ſeinem Gedächtnißkaſten trägt; was er mir immerdar verſpricht, ohne mir's auszuliefern." — „Das iſt zwar ſchlimm," meinte Raphael: „doch denk ich, Menſchlichkeit würde viel eher das Ziel erreichen, als die rohe Gewalt. Wie bald iſt's um einen Menſchen geſchehen? Ein Schlag von Eurer Hand vermag den Armen zu tödten, und Ihr hättet dann die Henne mit den goldenen Eiern geſchlachtet!" — Der Doktor wußte hierauf nur mit einem ſtummen Kopfnicken zu antworten.

Kurz nachher kam Mephiſtophel Abends zu dem Magiſter, kniete vor ihm nieder, ſetzte deſſen Fuß auf ſeinen Kopf, und ſprach: „Du ein Menſch; der Dicke nur ein Vieh. Ich diene Dir." — „Nicht doch, Stophel. Diene Deinem Herrn getreu, gib ihm nicht Anlaß, Dich zu ſtrafen. Er grollt Dir, — Du weißt, warum?" — „Ei wohl; ei wohl. Weil ich ein verſchwiegen Grab bin, von Schätzen voll, und weil ich mich nicht will beſtehlen laſſen. Ich weiß gar gut. Hätte er einmal, was er will, er würde mir nicht geben, was ich haben ſoll, was mein gehört. Da ſoll er alſo warten; mir iſt etwas in den Kopf geſchmiedet und geriegelt; wenn ich ſterbe, ſtirbt's mit mir. Mir ſelber hilft's nicht, da Er hat, was ich dazu gebrauche." — „Was hat er?" — „Mein Eigenthum hat er." — „Sieh' doch; und er beſchwört, Du hätteſt ihm das ſeinige rauben wollen." —

Mephiſtophel fletſchte die Zähne, machte einen häßlichen Rundſprung und verſetzte: „Dieb ſchilt Dieb den ehrlichen Mann. Luſtig, luſtig alſo in der verkehrten Welt! Du ſollſt aber wiſſen, Mann der Milde und des Rechts, daß er gelogen hat, der falſche Meiſter. Was ich aus dem goldenen Lande Bengalen herübergebracht in Portugal, hatte mir der gelehrte Gontar, mein Herr, aufbewahrt; ich war nicht ſein Sklave, ich bin nicht des Doktors Sklave. Wir haben einen Pakt ein Bündniß

mit einander. Schon allzuoft hat der Doktor es mit Gewalt erneuert. Mein alter Herr in Portugal war gut, und wenn ich zittere, ſo oft der Fauſt ſeinen Namen ausruft, ſo zittere ich nicht vor Entſetzen, wie er etwa meint, ſondern die Wehmuth wirft mich um, und macht mich heulen. Mein alter Herr hätte mir mein Kleinod zurückgegeben; da ſtarb er, und als ich nehmen wollte, was er mir nicht mehr zurückſtellen konnte, faßte mich der Fauſt als einen Dieb. Was konnt' ich thun? Ein ſchwarz Geſicht hat Unrecht im Land der Weißen. Des Doktors Klage und Eid wäre mein Tod geweſen. In meiner Herzensangſt verrieth ich Dummkopf, wozu ich meinen Schatz brauchen wollte! Wär' doch meine Zunge ſtumm geweſen! Der Herr bot mir den Tauſch an. Doch wollte nicht er, nicht ich zuerſt herausgeben, was wir haben und wiſſen. Er ſoll alſo warten in Ewigkeit; ich will jedoch nicht warten; ich kann nicht mehr; die Zeit läuft ſchnell über Häupter, die nicht mehr jung ſind. Ich muß mein Gut haben, des Meiſters Seele hängt daran; es iſt ſeine Seele, die Seele des Habgierigen, und ſie muß mir endlich werden, dieſe todte Seele, ſollte ich ihm dafür ſeine unſterbliche aus dem Leibe ſchütteln!" — Der Unhold ſpreizte ſeine Finger wie Krallen, und ſchwenkte ſich auf den Fußſpitzen, als wolle er Fittiche ausſpannen. Raphael ſchlug in Gedanken ein Kreuz. Der Mephiſtophel kam ihm zum erſten Mal wahrhaftig vor, wie die Fledermaus des Abgrunds.

„Hör' auf, hör' auf!" ermahnte er den Zornigen, das Geſicht abwendend: „Du biſt ein wüſter Geſell. Ich verſtehe Deine Gleichniſſe und Heimlichkeiten nicht; bringe aber Deine gräßlichen Gedanken nicht zur That, ſonſt will ich an Dir verrichten, was der Doktor an Dir verſäumte?" — Statt vor der drohenden Bewegung zu entfliehen, glitt der Schwarze an die Seite des Magiſters, ſetzte ſich vertraulich zu ſeinen Füßen auf den Schemel,

zupfte ihn am Mantel und begann: „Gib Dich nicht zum Schatten eines ſchlechten Körpers her; würge nicht, den Du beſchützt haſt. Sey nicht ein Lügner gegen Dich ſelbſt. Du liebſt ihn ja nicht, den Fauſt; Du liebſt die Helena, und ſchon deßwegen biſt Du ein Feind des verlogenen Schwarzkünſtlers, der weniger von der Magie verſteht als Nero, ſein Pudel. Der Hund findet doch den Spadi-Fantl aus der Trappolierkarte*), der Meiſter aber ſieht nicht Horn, nicht Klaue des Erzfeinds im Hauſe.

„Willſt Du ſchweigen!“ fuhr Raphael entrüſtet auf. Mephiſtophel machte eine demüthige Geberde, und ſtotterte: „Willſt Du ſtill ſeyn, Du Hund! Recht ſo. Der Fauſt nennt mich oft einen Hund, gar oft. Er hat auch dann und wann vor thörichten Leuten ſeinen Pudel für mich ausgegeben, und betheuert, er verwandle mich in das Vieh, ſobald ich etwas verbrochen oder verſäumt. Iſt das nicht fein und artig? Aber ich will's ihm gedenken. Der Hund, der Schatten eines Hundes, ſoll des Gauklers Verderben werden. Ich will den Jahalom befreien aus ſeinem Kerker. Ich ſelbſt will der Jahalom ſeyn, der des falſchen Zauberers Herz und Seele zermalmt!“

„Was redeſt Du? welch' einen Namen nennſt Du da?“ — „Ich rede von einem Stein, von einem Stein des Lebens, von einem vernichtenden Steine. Jahalom, Du ſollſt mein werden, weil Du mir gehörſt.**) Aber leider ſpreche ich hier zu einem Manne von Stein, denn Du wirſt mir nicht helfen wollen, mein Hab und

---

*) Fante di Spate: der Piquebube; — Spadi-Fantl: ein kleines Teufelchen. Carta di Trappola: das älteſte Kartenſpiel in Europa.

**) Jahalom, einer von den Edelſteinen im Bruſtſchilde des Hohenprieſters. Der Name gleichbedeutend mit „zerſtoßen, zermalmen.“ Daher auch die Annahme, daß der Jahalom den „Diamant,“ den härteſten Edelſtein, bedeute.

Gut wieder zu gewinnen?“ — Mephiſtophels Augen bohrten ſich ſo brennend und ſo dreiſt anfragend in Raphaels Blick, daß der Magiſter eine Hölle voll von blutigen Anſchlägen darinnen zu entdecken fürchtete, den Kopf wegdrehte und erwiederte: „O nein, o nein, Verſucher, hoffe nicht auf mich, nicht in Ewigkeit! Geh' hin, geh' hin, ich halte Dich nicht zurück; laß auch mich!“ — „Wenn auch ... wenn ſchon ... gleichviel! ....“ murmelte der Knecht: „Mein Geheimniß wäre Dein, meine Dienſte wären Dein, Helena wäre Dein; Alles, Alles! Wenn Du jedoch nicht willſt, kann ich nicht dafür. Will Geduld haben! Geduld! Auch Redſcheb wird kommen, wie die Katze über's Dach, ſo unvermerkt. Auch Redſcheb hat glückliche Tage, wie ſeine Brüder.*) Geduld!“ — Somit ging er hinaus, ohne ſeinem Gönner und Beſchützer eine weitere Mittheilung zu machen.

Raphael hatte die letzten Worte des Knechts überhört, beſchäftigt, wie er war, die finſtern und gierigen Gedanken, die Mephiſtophel wie eine Handvoll ſchwarzer Vögel in ſein Gehirn geworfen, mit Muth und Beharrlichkeit daraus zu vertreiben. Es gelang ihm nicht allzuwohl. Von Stund an dünkte ihm Helena ſchöner als vordem, Fauſt unerträglicher als je: nach ſeinen Schätzen, nach endlicher Selbſtſtändigkeit wäſſerte dem Selbſtſüchtigen der Mund. Jedoch war er zu ſchwach, die Verſuchung gänzlich aus dem Felde zu ſchlagen, ſo ſtand ihm ſein Gewiſſen bei, die Mittel von der Hand zu weiſen, die ihm die Verſuchung bot. Er vermied den ſchwarzen Knecht, und ſuchte ſich mit ſeines Handwerks Mühſeligkeit und in Helena's Geſellſchaft zu zerſtreuen. Redſcheb kam indeſſen auch ohne ſein Zuthun. —

---

*) Der türkiſche Monat „Redſcheb“ correſpondirt mit unſerm September Jeder Monat des türkiſchen Kalenders hat drei Tage, die als „glückliche“ bezeichnet ſind.

Doktor Fauſt hatte, nachdem er ſeine ſchwäbiſche Heimath Kundlingen beſucht, das Steuer ſeines wunderlichen Pilgerſchiffs gen Leipzig gewendet. Die reiche Stadt war von jeher des Doktors Paradies geweſen; er ſah ſie ſtets mit neuer Vorliebe wieder, indem er dort die fröhlichſten Jugendſtunden verlebt und die poſſierlichſten Schwänke getrieben hatte. Die alten Burſchen von Leipzig waren dem Tauſendkünſtler treu geblieben. Die alte Luſtigkeit, der Credit, die Gaſtfreundſchaft von ehemals, kurz, was immer das Leben erheitert, erwartete den fahrenden Magus. Sein Kopf und ſeine Hoffnungen wurden immer heller, je näher er dem vielgeliebten Leipzig rückte. Leider fühlte aber ſeine Geſundheit ſolchen Abtrag, daß er ſich genöthigt ſah, immer langſamer zu reiſen, und ſo geſchah es, daß er — noch manchen Tagemarſch vom Ziele entfernt — in einem ſchlechten Dorfe einſtellen mußte, obſchon der Abend noch nicht eingebrochen war. Das Wetter war jedoch abſcheulich, und der Doktor litt an Gliederſchmerzen, ſo wie der Famulus an heftigem Schnupfen. —

Das Wirthshaus war erbärmlich, wie das Dorf, die Koſt elend, wie die Schenke; es fanden ſich keine Gäſte vor, denn der wilde Regen bannte jedwedes Menſchenkind in ſeine Hütte. Die Laune des Doktors, der Geſellſchaft liebte und ſuchte, wurde in der Einſamkeit nicht beſſer. „Ich weiß nicht, wie mir iſt,“ ſagte er, bei dem mehr als beſcheidenen Nachtmahl ſitzend: „trotz meines Hungers quellen mir die Biſſen im Munde auf, und das Bier, — obſchon ein ziemlich guter „Hund“ aus Daſſel — will mir nicht die Kehle entlang; es macht mich huſten, und das Blut ſteigt mir dann zu Kopfe, daß ich feurige Kugeln vor meinen Augen ſehe.“ — „Kein Wunder,“ murmelte der Wirth den Seinen zu, „da er ſchon halb des Feuers und des Satans iſt!“ — Der Wirth kannte nämlich ſeinen Gaſt, zitterte vor dem

ſchwarzen Mephiſtophel, und würde gern, als ein Frommer im Lande, des Zauberers ganze Sippſchaft aus der Thüre gejagt haben, wenn er ſich's getraut hätte. — Ueber'm Eſſen, über'm Klagen und bei einſylbigem Geſpräch wurde aus dem Abend Nacht. Helena zog ſich voll Müdigkeit in einen wohl verriegelten Winkel zurück, und entſchlief feſt und tief auf dem ärmlichen Lager. Wagner that desgleichen in ſeiner Kammer unter'm Dach; neben ihm kehrte ſich der Magiſter unruhig und ſchlaflos auf der Streue hin und her. Ein dünner Dielenboden trennte ihn vom untern Gemache, worinnen noch Fauſt neben dem Gepäcke ſaß. — Der Wirth war im Begriff, ſeinem unlieben Gaſt eine gute Nacht zu wünſchen. — „Iſt der Knecht zur Ruhe?“ fragte Fauſt. „Bei den Pferden im Stalle,“ antwortete der Wirth, und betete ſtill in ſeine Mütze: „Erlöſe uns von dem Gottſeybeiuns!“ „Was heult der Hund?“ fuhr Fauſt, zum Fenſter horchend, fort. — „Der Wind iſt's, gnädiger Herr. Hört nur, wie er die Schindeln abräumt. Eine fürchterliche Nacht!“ — „Der Hund iſt's, der da heult; mein Pudel iſt's, ſage ich Dir. Was hat die Beſtie? Haſt Du einen Sterbenden im Hauſe?“ — „Nicht, daß ich wüßte.“ Aber der Wirth dachte hinzu: „Einen lebendig ſchon Verdammten könnte ich wohl eher mit Händen greifen.“ — „Packe Dich, und ſag' dem Schwarzen, daß er den Hund ſtille!“ befahl Fauſt. — „Daß ich ein Narr wäre, brummte im Fortgehen der Schenkwirth: „Wie käme ich um dieſe Stunde mit dem Teufel zuſammen? mit zweien ſogar? denn der Hund iſt der Satan, wie der Andere.“ Dieſes bei ſich überlegend, ſteckte er ſich in ſein Bett, und das Trommeln des Regens auf dem klappernden Dach lullte ihn neben ſeiner ſchnarchenden Familie geſchwinde ein.

Fauſt war der Einzige im Hauſe, der nicht ſchlief — den Magiſter ausgenommen. Er fühlte ſich unwohl;

das Geheul des Pudels, das immer fortdauerte, beläſtigte ſein Ohr. Seiner Ungeduld nachgebend, riß er endlich den Fenſterladen auf, und ſchrie dem abgelegenen Stalle zu: „Mephiſtophel! Mephiſtophel! Sohn des Drachen, hörſt Du nicht?“ — Der Wind nahm ihm die Worte zur Hälfte vom Munde weg; ſchon wollte er den Ruf wiederholen, da raſſelte hinter ihm die Thüre, und der ſich ſo gern für einen Geiſterbanner ausgegeben, ſchauerte vor Geſpenſterfurcht zuſammen, denn wie aus dem Boden geſtiegen ſtand Mephiſtophel in der Stube, und fragte mit gewohnter Unverſchämtheit: „Was ſoll's?“ —

Fauſt ließ ſich bebend auf den elenden Stuhl nieder, und ſtammelte: „Wie kommſt Du in der Geſchwindigkeit daher?“ — Der Schwarze grinste: „Haſt Du mich nicht ſelber oft ermahnt, ſo ſchnell zu ſeyn, wie Deine Gedanken? Da bin ich; aber auch die Zeit iſt da; da iſt die Zeit.“ — „Welche Zeit?“ — „Heute vor vier und zwanzig Jahren ... entſinnſt Du Dich?“ — „Leider; es fällt mir ein, daß um dieſe Zeit Ripedo ſtarb, und daß ...“ — „Seit jener Friſt behieltſt Du widerrechtlich mein Eigenthum. Von Jahr zu Jahr haſt Du mich gekirrt, noch länger Deinen Dienſt zu thun. Heute iſt meine Geduld am Ende. Gib heraus, was mir gehört. Du haſt's verſprochen.“ — „Was haſt Du mir verſprochen, Feuerbrand? Dein Geheimniß; gib's heraus, oder ...“ — „Mein Eigenthum oder Dein Leben!“ —

Mit einer entſetzlichen Geberde, obgleich waffenlos näherte ſich Mephiſtophel ſeinem Meiſter, der wild aufſprang und nach ſeinem Stocke haſchte. „Du wagſt, Du wagſt zu drohen, Knecht der Finſterniß?“ rief er voll Angſt und Wuth. Der Schwarze antwortete ihm mit einem gellenden Schrei. Der Sturm hielt inne vor dieſem Schrei. — „Mord. Mord, wer hilft!“ — ſtam-

melte der Doktor, ſich entgegenwerfend dem böſen Mahner. Aber ein plötzlich über ihn herfallender Taumel drehte ihn um und um, und ſtreckte ihn plump und ſchwer zur Erde. So eben klopfte Raphael, nachdem er der Teufelsfurcht, die in ihm mächtig aufgeſtiegen, Herr geworden war, auf den Fußboden ſeiner Kammer, um dem bedrängten Meiſter ein Zeichen der Hülfe zu geben. Gleich darauf ſtürzte er in Fauſts Stube, und fand den Hingeſtreckten allein, auf dem Geſichte liegend, neben dem umgeworfenen Lichte, das ſein Gewand ergriffen hatte. Mephiſtophel war von dannen gewichen. Auf Raphaels Geſchrei kamen die Wirthsleute, kam Helena, kam der Famulus. Aber kein Menſch, außer dem Magiſter, getraute ſich, eine Hand an den Körper zu legen. Als Raphael denſelben umgedreht hatte, fand man das Geſicht blauroth, ſchwarz unterlaufen, die Augen hervorgetreten, die Zunge aus dem ſtarren Munde ragend. Eine Verletzung war an dem Körper überall nicht zu finden. Dennoch war der Doktor todt; durch „Heimſuchung des Herrn“ hinweggenommen, wie man den ſchnellen Tod dazumal nannte. Aber die Hausleute zeterten, und traten ab von der Leiche und ſegneten ſich, indem ſie ſagten: „Der Satan hat ihn erwürgt; der Bund war abgelaufen! Seht, wie noch ſeine Kleider glimmen; riecht ihr den Brandgeruch? zu jenem Fenſter iſt der Schwarze mit der armen Seele hinausgefahren! und jetzo heult der Hund nicht mehr, und der Sturm hat ausgetobt: die böſen Zeichen haben das Strafgericht des Gottloſen verkündigt!“

Wenn auch Raphael nicht offen in's Geſchrei der Leute einſtimmte, ſo dachte er im Stillen faſt wie ſie; denn Mephiſtophel und der Pudel waren weg und nirgends zu finden. Wagner ſchaute zu der Geſchichte, wie ein herrenloſes Schaf. Helena war im Geiſte die Freieſte. Ihr liebedürſtendes Auge fragte den Magiſter: „Hab' ich

nicht Recht gehabt? Verſtehſt Du jetzo ganz Dein Glück und das meinige?“ Sie forderte ihn auf, die Hand auf Fauſtens Habe zu legen. Der Magiſter rief nach einem Amtmann oder Richter, nach einem Notarius zum Inventar. Der Wirth ſchüttelte den Kopf und antwortete mit dem unzweideutigſten Eckel und Entſetzen: „Behüte! was denkt Ihr? wer wird in dieſen Höllendingen wühlen? Daß wir Uebrige den Tod davon hätten? Nein, nein; zieht ab, und nehmt den ganzen Plunder mit euch; es wird euch Niemand hindern. Gott erbarme ſich, daß gerade unter meinem Dach die erſchreckliche Teufelsbegebenheit hat vorfallen müſſen! Aber geht nur geſchwind von dannen, und nehmt Alles, Alles mit euch; laßt nicht eine Faſer, nicht ein Stäublein eurer Fahrniß im Hauſe. Ich muß es reinigen, ſegnen, ausweihen laſſen, und der kleinſte Broſam, der von euren Kleidern fiele und zurückbliebe, brächte neues Unglück. Fort, fort, nicht eine Stunde lang' behalt' ich euch!“

Die Erben des Doktors mußten gehorchen. Raphael und Wagner trugen auf ihren Armen die Leiche auf die Gaſſe, und legten ſie dort nieder, bis Pfarrer und Gemeinde darüber entſcheiden würden. Dann luden ſie, der Hülfe des Knechts entbehrend, ihr Gepäck auf, und prieſen ſich glücklich, den Ort zu verlaſſen, ehe der Tag noch angebrochen war. Sie wären wohl ſchwerlich den ärgſten Mißhandlungen entgangen. Nach kurzer Berathung ſchlugen ſie alsbald wieder den Weg ein, den ſie gekommen waren; nach Frankfurt ſtatt nach Leipzig ziehend. Ein kluger Kopf hatte ſchon im voraus berechnet, daß ſie umkehren würden. Im erſten Nachtlager ſtellte ſich zu Raphaels Schrecken und Verwunderung der Mephiſtophel bei ihm ein. „Du hier?“ rief der Magiſter. — „Ja freilich. Laß uns unter vier Augen reden. Ich bin entſprungen, weil ich fürchtete, als ein Mörder feſtgenommen und beſtraft zu werden; dennoch hab' ich keinen Theil

an Fauſtens Tod. Die Sünde hat ihn erſtickt. Ich entkam durch's Fenſter, hab' mich in den naſſen Wald verkrochen, ſah euch auf der Straße dahinfahren, folgte von weitem, und bin nun da, um zu erfahren, ob die Erbin des Fauſt gerechter ſeyn werde, als der Meiſter ſelber." — „Wie meinſt Du das, ſeltſames Geſchöpf?" — „Du wirſt Helena's Mann und Herr ſeyn, eh' der Herbſt vorüber. Was ihr gehört, iſt Dein. Gib mir mein Eigenthum aus Fauſts Habſeligkeit heraus." — „Was denn? Laß hören." — „Die gelbe Büchſe, roth geflammt, mit einem Deckel von Metall. Sie ſteht verſchloſſen in der Kiſte, wo der Fauſt ſeine Kleinodien verwahrt." — Raphael holte die Büchſe auf der Stelle aus der erbärmlich beſtellten Geldtruhe. „Iſt's die?" — „Ja, ja; gib her!" erwiederte Mephiſtophel gierigfunkelnden Auges, und langte mit beiden Händen nach dem Behältniß. — „Nicht doch; noch nicht. Ich habe Deinen letzten Zank mit dem Herrn vernommen, Wort für Wort. Wenn ich auch glauben wollte, daß dieſe Büchſe Dein Eigenthum ... wirſt Du mir nicht dafür geben, was Du dem harten Meiſter verſprochen? Fauſt hielt auf Dein Geheimniß große Stücke. Du ſelber haſt mir vertraut, es würde mein Glück machen, wenn's mir bekannt wäre. Sag' mir's, und die Büchſe iſt Dein, ſobald Du nicht gelogen." — „Ich ſage Dir's; Du biſt ein Menſch; Jener war ein Vieh. Ich ſage Dir's, und will Dir dienen, wie ich kann. Laß nur zuvor ſehen, ob das Siegel unverletzt?" — Beide beſchauten das Siegel; dem Raphael ſchien es wohl in Ordnung. Mephiſtophel dagegen ſchnitt eine Fratze, kläglich ausrufend: „O weh, weh, 's iſt nicht das alte! — Wie leicht, wie leicht!" ſetzte er hinzu, die Büchſe auf der Hand wiegend: Oeffnen wir's, Herr? ich gebe nicht her, was ich weiß, bevor ich nicht geſehen, ob in der Büchſe Alles wohl aufgehoben oder nicht?" — „Gut; ich auch ſchenke Dir nicht im blinden

Muth, was ich ſelber nicht kenne.“ — Nach vielem Suchen fand ſich der Schlüſſel zur Büchſe. Sie ging auf: außer einigen Lappen von Leder und Leinwand war nicht das Geringſte darinnen. — Raphael war überraſcht, aber den Schwarzen ſchlug dieſer Anblick zu Boden. Er zerkratzte ſich Geſicht und Bruſt, er rollte ſich im Staube, als hätte er Feuer an ſich, und aus heiſerer Kehle ſtieß er, ohnmächtigen Grimmes voll, die Worte: „Verwünſcht ſey der Schurke Fauſt; der Böſewicht müſſe reiten auf glühenden Scheermeſſern, Häringe eſſen in Ewigkeit, dürſten dabei in Ewigkeit! Jaholom! Jaholom! wo biſt Du? wo ſind Deine Brüder, Jaholom?“ Er knirſchte, er lachte, klapperte mit den Zähnen vor Kälte, keuchte vor Hitze. — „Der Teufel wird wahnwitzig,“ dachte Raphael, und ſah ihm mit Beſtürzung zu.

Endlich kam der Schwarze wieder zu ſich; richtete ſich empor, und ſprach zum Magiſter: „Ich bin kahl und arm; kannſt Du mich noch brauchen als einen Knecht?“ — „Warum nicht? Du kannſt mir dienen, ſo Dir's beliebt, kannſt auch von mir ſcheiden, wann Du willſt. Sag' mir aber, was ſollte in der Büchſe ſeyn?“ — „Reiner Edelſtein, reiner Edelſtein!“ murrte Mephiſtophel. — „Hängſt Du ſo innig an Juwelen? ſollten ſie Dir in Deine Heimath zurückhelfen?“ — „Heimath, Heimath? kenn' ich ſie noch? Ich hab' ſie lang' vergeſſen. Aber Jahalom ſollte mir viel mehr geben, als Heimath und heißes Vaterland, die Jugend, die Unſterblichkeit!“

Raphael fuhr zuſammen. Sein Körper und ſeine Seele waren erſchüttert. Die Lieblingshoffnung ſeines Daſeyns blitzte auf einmal wieder empor. „Stille!“ flüſterte er, dem Mephiſtophel den Mund verſchließend: „ich glaube zu wiſſen, wovon Du redeſt . . .; meinſt Du nicht den flüſſigen Diamant?“ — Mephiſtophel nickte ſeinerſeits, verwundert, einem Wiſſenden zu begeg-

nen. Raſch fragte nun Raphael den Starrblickenden: „Haſt Du das Recept?“ — „Ja.“ — „Wo?“ — Der Mohr deutete auf ſeine Stirne. — „Wenn Du's vergeſſen hätteſt . . .?“ — „Hab' ein gut Gedächtniß.“ — „Wenn Du's niederſchriebſt . . .?“ — Unſchwer errieth Mephiſtophel, daß der Magiſter das Geheimniß nicht beſaß; daß er darnach lechzte. Darum antwortete der Knecht ungeſchlacht: „Dann hätteſt Du's, dann hätte es die ganze Welt . . . und ich allein hätte es im Grunde nicht, denn mir fehlt der Edelſtein, der Edelſtein, der Jahalom!“ — „Geduld, Geduld, mein ſchwarzer Freund! Wenn wir zuſammen arbeiteten? Du gäbſt die Formel; ich brächte Dir die Diamanten zu?“ — „Du? Haſt Du ſie denn, die Diamanten?“ — „Des Doktors Schätze . . . ſein Erbe, ſeine Güter werden unermeßlich ſeyn und gewißlich an Juwelen reich.“ — Mephiſtophel lachte hell auf: „Des Doktors Schätze? und dieſe Büchſe leer? Der Verſchwender hat ſie verſchwelgt, hat ſich gemäſtet von dem Raube; hat den reichen König geſpielt, und iſt darüber zum Bettler geworden! Lauf' nach, lauf' nach! Wo meine Diamanten liegen, liegt auch das Gold des Fauſt. Nebel ſind ſeine Paläſte, Dampf und Rauch ſind ſeine Güter! Verwünſcht ſey er, der Dieb! Sein Leib ſey dem Züchtiger, und ſeine Seele, wohin ſie gehört!“

Viertes Kapitel.

In Mainz.
1542 — 1572.

Raphael ſchlug ſeinen Wohnſitz in Mainz auf. Sein Leben, ſo wollte er, ſollte endlich, nach oftmaligem Wechſel, dem ruhig dahinſtrömenden Rheinſtrom gleichen, ſollte breit, wohlgefällig, ſegensreich und geſichert ſeyn. Wie Mephiſtophel, der ſchlimme Prophet, vorhergeſagt, war freilich der Reichthum des Fauſt nur Schaum und Lüge geweſen. Der Leichtſinnige hatte Alles vergeudet, und die Schlöſſer und Herrſchaften, womit er geprahlt, niemals beſeſſen. Außer ſeiner verbrauchten Gaukeltaſche, außer ſeiner Zauberlaterne und dem cylindriſchen Hohlſpiegel, womit er ſeine Geiſter citirte, fand ſich nichts von Werth in ſeinem Nachlaſſe, und auch die genannten Apparate überließ der Magiſter ſeinem Freund Wagner als eine Ausſtattung zum weitern Fortkommen. Wagner ging auf eigene Gefahr in die Welt, das Handwerk ſeines hingeſchiedenen Meiſters fortzuſetzen. Raphael widmete ſich der Arzneikunde mit allem Fleiße. Wenn die Namen der Menſchen eine ächte Bedeutung haben, ſo ziemte ſich für den Magiſter der ſeinige: „Heilung durch Gott.“ Wohin er kam, floh die Krankheit von dannen. Doch war der Lohn nicht eben reichlich. Helena's Beſitz — Raphael hatte die Strahlende geehlicht — verſüßte ihm aber die Stunden der Sorge. Im Honigmond ſchien

ihm ſein Glück unſäglich, reichend bis an die Sterne; er wartete ſeines Glücks im Verborgenen. Im folgenden Mond zeigte er die Gattin ſtolz vor allem Volke, und erfreute ſich des allgemeinen Lobes. Im dritten Monat bemerkte er mit Verwunderung auf der blanken Stirne und neben den majeſtätiſchen Augen ſeiner Gattin den leiſen Schatten von feingezeichneten Fältchen. Kaum traute er ſeinen Blicken, dennoch waren die Fältchen da, und zu Raphaels Aerger ſchienen ſie tiefer einzuſchneiden Tag für Tag. „Hab' ich doch vor der Hochzeit keine Spur davon geſehen!“ zürnte er in ſich hinein. „Unterliegt denn auch die überirdiſche Schönheit meines Weibes dem Geſetz der Zeit?“ fügte er hinzu. — Da fiel ihm bei, daß er die Eltern ſo lange nicht geſehen, daß er ihnen, ſeinem Vorſatze zum Trotz, die Braut, die Gattin noch nicht gezeigt. Er beſann ſich auf die Flaſche, wunderbaren Inhalts voll, die er in ſeiner Mutter Verwahrung gelaſſen. In jener Flaſche ſchlummerte die ewige Jugend, die er ſeinem Weibe mitzutheilen willens war. Er beſchloß, die Flaſche zu holen. Helena, die auf ihre Schwiegereltern im rauhen Odenwald nicht ſehr neugierig war, brauchte die Mutterhoffnung, die ihr blühte, zum Vorwande, von der Reiſe ſich loszumachen. Raphael ging denn ohne ſie, von ſeinem Schwarzen begleitet, auf die Fahrt. — Sie war nicht glücklich. Vor Darmſtadt warf das Pferdlein den Magiſter ab, daß er ſich das Bein verrenkte. Er mußte in einer Herberge liegen bleiben. Unwillig aber ſchnell entſchloſſen, ſchrieb Raphael einen Zettel an den Bruder, Grüße an die Eltern, und die Bitte, ihm die Silberflaſche wohlverwahrt zu ſchicken. Zugleich lud er den Bruder ein, ſelber zu kommen, und ihn auf ſeinem Siechenlager zu tröſten. Mephiſtophel eilte mit dem Zettel nach dem Walde. Nach zwei ewig langen Tagen kam der Mohr zurück und meldete: „Dein Bruder wird nicht ſäumen, Dich heimzuſuchen.“ — „Das

erwarte ich von meinem wackern Dietrich." — „Er läßt Dir aber berichten, daß ihm leid thue, in Trauerkleidern kommen zu müſſen." — „Trauer, was gibt's? Wer iſt von ihm geſchieden?" — „Von ihm und auch von Dir die Eltern; was mehr?" — „Der Vater todt, die Mutter ihm gefolgt?" — „Sie ſeyen Hand in Hand geſtorben, ſagt Dein Bruder; ohne Schmerzen, ohne Leid, einen ſchönen Tod, wie die Leute ſagen." — „Und ich habe ſie nicht wiedergeſehen vor ihrem Ende!" klagte der troſtloſe Sohn, und floß in Thränen über. — Da kam der Bruder gerade recht, den Gram ſeines Raphael zu lindern, ihm weinen zu helfen. Diether erzählte viel vom Hintritt der alten Leute, die unverſehens mit einem leichten Seufzer in die Ewigkeit gegangen waren, den Segen für ihre Kinder auf der Zunge. „Sie haben Gott gedankt für ihr langes Leben; ſie haben ſich innig gefreut auf's jenſeitige; ſie haben lächelnd, ſpielend überwunden," ſetzte Diether hinzu, und die Brüder umarmten ſich alsbald gefaßt und voll Vertrauen auf den Schöpfer. Einen leiſen liebevollen Vorwurf mochte Raphael dem Dietrich nicht erſparen: „Hätteſt Du von dem Wundertrank ... Du weißt in jener Silberflaſche? ... hätteſt Du der Eltern Lippen damit befeuchtet, ſie lebten noch!" — „Das wagt' ich nicht; Du haſt geſagt, das Waſſer ſey für Schäden aller Art; und ſieh', da ich's einmal gebrauchte, eine Wunde zu verbinden, die ich mir ſelber mit dem Jagdmeſſer beigebracht, — meiner Treu! die Wunde wurde ſchlimmer, iſt noch jetzt nicht verharrſcht." — „Das glaub' ich, mein Diether. Dennoch möcht' ich Dich recht brüderlich bitten, mir zu Gefallen gleich jetzt von jenem Trank zu koſten. Du glaubſt nicht, wie herrlich er auf Menſchenherz und Menſchenhirn zu wirken pflegt. Mephiſtophel, wo iſt die Flaſche? — „Mag ſeyn," verſetzte Diether; „hm, ja, ganz wohl. Ich würde Dir zu liebe und auf Dein Wort blindlings davon

trinken, wenn ich ſchon geſund bin, wie ein friſches Ei, allein . . .“ Der junge Förſter ſah den Mohren verlegen an; der Mohr zuckte die Achſeln, und ſah nicht weniger verlegen ſeinen Herrn an. „Was habt Ihr denn?“ fragte Raphael, der aufmerkſam wurde, und zwar voll Herzensangſt. —

Die Sache iſt,“ erwiederte Mephiſtophel trocken, daß nicht mehr vorhanden iſt, was Du verlangſt, Herr.“ — „Die Eſſenz, das Elixir?“ — „Nicht ein Tropfen der Eſſenz, nicht ein Staub der Flaſche.“ — „Nicht möglich! Diether, Diether, ſtrafe ihn Lügen.“ — „Ich kann nicht, Bruder. 's iſt wirklich nichts mehr da. Wohin der ſilberne Kürbis gerathen, — ich weiß es nicht. Die Mutter hatte ihn im Schranke verwahrt. Nachdem ich daraus genommen — ein Unglück, daß ich's that — hab' ich das Behältniß wieder an ſeinen Ort geſtellt. Als Dein Bote angelangt, hieß ich ihn das Verlangte ſelber nehmen, weil juſt der Graf erſchien, und mir befahl, ihm in den Wald zu folgen. Er ſollte nur mit der Flaſche vorausgehen, ſagte ich dem ſchwarzen Menſchen da. Ich ſäumte nicht, ihm zu folgen. Aber ſeine Hände waren leer. Er hatte die Arznei nicht gefunden. Ich lief zurück, ich ſuchte ſelbſt, aber vergeblich. Nun denke ich nicht anders, als daß irgend Jemand von den Leuten, die nach dem Tod der Eltern aus- und eingegangen ſind im Hauſe, um der ſilbernen Flaſche willen die Arznei entwendet haben mag. Es thut mir von Herzen leid, liebſter Bruder, und ich bin bereit, Dir den Werth des Silbers völlig zu erſetzen. Was die Eſſenz werth ſeyn mag, das weiß ich freilich nicht. Aber zürne mir nicht lange. Meine Nachläßigkeit iſt vielleicht verzeihlich, wenn Du bedenkſt, wie beſtürzt ich nach der Eltern Hintritt war. Mein Weib und unſere Schweſter heulten mir die Ohren voll, und ich wußte nicht, wo mir der Kopf ſtand.“ —

Die Biederkeit des Bruders und ſein unverſtellter

Kummer entwaffneten allerdings den Zorn des Magiſters, der den Diether liebte, wie ſein Auge. Um ſo herriſcher redete er den Schwarzen an, und fragte immer heftiger, ob derſelbe nicht wiſſe, wohin der kleine Schatz gekommen? Mephiſtophel betheuerte ruhig, die Flaſche gar nicht geſehen zu haben. „Haſt Du ein Gewiſſen Burſche?“ drang Raphael voll Verdruß und Schmerz in ihn: „Glaubſt Du an irgend Heiliges auf Erden und im Himmel? Kannſt Du beſchwören, was Du ſagſt? Wie heißt der Eid, dem Du gehorſam und getreu biſt?“ — „Glaube mir und meinem Wort,“ entgegnete Mephiſtophel kalt: „es iſt das Wort eines armen, aber ehrlichen Teufels.“ — „Der Teufel lügt, guter Freund. Geſtehe: iſt Dir wirklich gar nichts, gar nichts von der Flaſche bekannt?“ — „Willſt Du mich des Diebſtahls beſchuldigen?“ fragte Mephiſtophel ungeſtüm entgegen, und entwickelte die ganze Lebendigkeit afrikaniſcher Aufregung: „was ſollt' ich ſtehlen? was war denn in der Flaſche? Haſt Du mir denn geſagt, was darinnen? Was ſollte mich denn reizen, ein Ding zu ſtehlen, das ich nicht kenne, das ich nicht abgeſchätzt? Ich höre, daß die Flaſche von Silber geweſen. Pah! was frage ich nach Silber, ich, der den Jahalom beſeſſen? Unterſuche mich jedoch, meine Lumpen, meinen armen Leib; ſuche ob Du ſo viel edeln Metalls bei mir findeſt, als die Feile des Probmeiſters mit einem Zuge von einem Schlickethaler zu raſpeln vermag. Ich will gehenkt ſeyn, wenn ich die vermaledeite Flaſche geſehen habe; gehenkt will ich ſeyn!“ — „Genug alſo, genug. So muß ich mich denn beſcheiden. Denke aber an dieſen Tag, Mephiſtophel, und wenn Du Uebles gethan, ſo mache es wieder gut, Dein Gewiſſen zu erleichtern.“ — Mephiſtophel grinste: „Wenn nur jedwedes Gewiſſen auf Erden ſo leicht wäre, wie das meinige; es iſt ein leerer Bettelſack. Aber denken will ich

dieſes Tags, weil ich nun weiß, daß Du eben ſo falſch und grauſam biſt, wie der unſelige Fauſt.“ —

Raphael verlängerte nicht den unnützen Wortſtreit. Er bezwang ſeinen Aerger, um nicht die Stunden zu entweihen, die er in Geſellſchaft des Bruders dem Andenken der geliebten Eltern widmete. Von ſeinem Gebrechen geneſen, pilgerte er noch zu dem Grabe der theuern Todten, ſchenkte dem Bruder ſeinen Theil am ſchmalen Erbe, ſegnete Diethers Haus, letzte ſich mit ihm, und kehrte dann nach Mainz zurück. — Auf dem Wege drängte ſich ihm leider abermals der ſchwarze Kummer um den Verluſt ſeines Kleinods unwiderſtehlich auf. Seines Weibes ewige Schönheit, ſeines Lebens unvergängliche Dauer, die endloſe Jugend, die er ſeinem vielgeliebten Bruder zugedacht, der Reichthum, der aus jener Wunderflaſche hätte ſproſſen können: — Alles verkümmert, verloren, auf immer dahin! So lange er, in Liebesbande verſtrickt, dem Doktor Fauſt gefolgt war, hatte er des Elixirs vergeſſen. Nun aber machte er ſich die bitterſten Vorwürfe darüber. Beinebſt ging das weibliche Geſchlecht nicht leer aus. Euphemia, die ihn verblendet, daß er ſeinen Meiſter ſterben ließ, Euphemia, die ihn von Salzburg hinweg gejagt, und ihn hernach verrathen, daß er, ein aufgegebener Mann, in das Netz der Helena taumelte, Helena ſelbſt, die ihn ſo gewaltig unterjocht, daß er des höchſten Guts ſeines Lebens ſchnöde und knabenhaft vergeſſen...! wie zürnte er der Meineidigen, wie zürnte er der Zauberin! — In ſeinem Unmuth torquirte er den Mephiſtophel mit neuen Fragen, mit neuem Argwohn. Dagegen blieb der Knecht auf ſeinem alten unerſchütterlichen Verneinen. „Ich meine es ehrlich mit Dir,“ ſagte er zum Schluß unwillig: „ehrlich immerdar. Ich will gehenkt ſeyn, wenn ich lüge.“ — „Wenn das iſt,“ warf Raphael in einem andern Tone ein, „ſo beweiſe mir's. Das Gefäß, um welches ich ſo traurig

gekommen bin, enthielt das Elixir von Diamanten ... Du weißt?“ — „So? ei! Schade darum!“ — „Ich kann den Verluſt kaum verſchmerzen. Erſetze ihn mir, und theile mir das Recept mit, das Du kennſt?“ — Mephiſtophel ſchüttelte den Kopf: „Mit nichten, Herr.“ — „Elender! Grauſamer, warum weigerſt Du Dich?“ — „Weil ich mich nicht von dem Gedanken losmachen kann, daß Du meine Diamanten haſt.“ — „Wie? hör' ich recht?“ — „Vollkommen. Du biſt falſch und hart, wie der Fauſt; ich glaube, daß Du mir nicht die Wahrheit geſagt; ich befürchte, Du habeſt die bengaliſche Büchſe in Deine Taſche ausgeleert, und verlangſt nun nach meinem Geheimniß, um mit meinen Schätzen Dein Glück zu begründen.“ — „O Du Nichtswürdiger! dieſes mir, Deinem Wohlthäter?“ — „Zu Zeiten leckt der Hund, zu Zeiten beißt er,“ lachte Mephiſtophel bitter. — „Schweige, Du böſer Geiſt!“ fuhr ihn Raphael an: „ich will Dir ſagen, was ich von Dir denke: Du weißt nicht das Arcanum, womit Du Dich brüſteſt. Deine Weisheit iſt nur leere Spiegelfechterei. Armſeliger Tropf, der mich mit einer Lüge bis an's Ende der Tage foppen möchte!“ — Die Trauben ſind ſauer, ſagte der Fuchs,“ — alſo höhnte Mephiſtophel entgegen: „ich will Dir nun ebenfalls wiederholen, was ich von Dir denke: Du haſt meine Edelſteine; ja, Du haſt ſie; Du biſt ſchlimmer als der erſte Dieb. Gehenkt will ich ſeyn, wenn Du den Jahalom nicht haſt; aber auch gehenkt, wenn ich Dir jemals die Hand biete, um mein Eigenthum als ein ewig junges Blut in Deine und der Deinigen Adern zu flößen, oder als ein immerdar wachſendes Gold in Deine Schatzkammer zu ſäen!“ — Die Folge dieſes böſen Zwiſtes zwiſchen Herr und Diener war, daß ſie ſich, noch dieſſeits des Rheins, trennten; daß Raphael allein nach Weſten, Mephiſtophel gen Oſten zog. — —

So war denn die Wunderwelt, von der Raphael ſo

viel geträumt, ſeinen Händen entrückt; ſo war er auf das dürre Alltagsleben einzig angewieſen. Er durfte nicht mehr erwarten, ſein Haus und ſeinen Stamm zu ewigen zu machen, oder von Königen und Kaiſern für ſeine Lebenstinktur überſchwenglich belohnt zu werden. — Er nahm anfangs die Sache leicht und muthig auf die Schultern. Wohnte er doch am üppigen Ufer des Rheins, im Theil des Vaterlandes, den er am meiſten liebte. Der Strom, der als ein fernes Silberband das Auge des Unmündigen erfreut, in deſſen Fluthen der Schüler ſich geſpiegelt, ſpiegelte nun ſein ſtill behagliches Paradies wieder: ſein einfaches Haus, ſeinen kleinen, aber wohlgeordneten Garten, aus deſſen Blumenfülle Helena, Alles überſtrahlend, emporleuchtete, eine ſtolze Rolandsroſe. — Raphael war geliebt von ſeinem Weibe. Sie hing an ihm mit dem Ungeſtüm, der leidenſchaftlichen und wenig ausgebildeten Menſchen eigen iſt. Sie kannte nur Ihn; aber dafür nahm ſie jede Spanne ſeiner Zeit, jeden ſeiner Blicke, jede ſeiner Geberden in Anſpruch. Was er that und ſagte, mußte ſich auf ſie beziehen, für ſie gethan und geredet ſeyn. Das einzelne Haar auf Raphaels Haupte gehörte der Gattin. So wollte es Helena, und ſie errang, was ſie wollte, unwiderſtehlich, ob ſie nun ſchmeichelte, oder ob ſie zürnte. Anfangs gehorchte der Mann mit Freuden. Später faßte er ſich in Geduld; noch ſpäter litt er ungeduldig die Stürme der eigenſüchtigſten Liebe.

Helena ſchenkte dem Magiſter einen Sohn. Deſſen muthige Augen und tapfer aufgeworfener Mund machten, daß er den kriegeriſchen Namen „Bertram“ in der Taufe erhielt. — Mehrere Jahre darauf kam eine Tochter; ſie wurde Suſanne geheißen, weil ſie weiß wie Lilien war; vielleicht auch, weil des Vaters und der Mutter Liebe nicht mehr grünte. Und als, wieder nach etlichen Jahren, noch ein Sohn von Gott beſcheert wurde, taufte ihn der Vater: „Joachim,“ eine „Hoffnung auf Gott.“ Bertram

war ein Kind der goldenen Wochen geweſen. Suſanne, eine Tochter der Zeit, die mild und lau, aber auch zweifelhaft erſcheint, wie Mondnächte im Gefolg von Sonnentagen. Joachim fiel in die ehernen Jahre, die Venus nicht mehr regiert mit grünem Scepter, die aber dem Mars gehören und ſeinem rothen Eiſen, bis endlich der grämliche Saturnus ſo Lieb' als Haß, ſo Freud' als Leid in ſeinen ſchwarzen Bleiſarg niedermäht. — Wer trug aber die Schuld des kummervollen Wechſels in den Geſinnungen eng- und langvertrauter Herzen? Was in aller Welt hatte Helena's liebenswürdige Laune in die unleidlichſte verkehrt? was hatte ſogar den leidenſchaftlichſten Aeußerungen ihrer Zärtlichkeit den Stempel tiefwurzelnder Erbitterung aufgedrückt, daß ſie den Gatten erſchreckten, ſtatt ihm wohl zu thun? Raphael ſelber begriff lange nicht den Urſprung des Uebels, bis endlich und endlich hingeworfene Worte, unwillkürlich herausgeſprochene Vorwürfe und Klagen des Weibes ihm Alles enthüllten. — Seufzend ermaß er den Umfang ſeines Unglücks, deſſen Dauer nicht zu berechnen, deſſen Ende nicht abzuſehen war.

Auch Helena hatte, wie alle Frauen, ihren Spiegel. Sie hatte, wie alle Frauen, gewiſſe Stunden, die dem glatten zierlichen Freunde gewidmet waren, dem Freunde, der, gleich ſo manchen im Leben, ein Schmeichler iſt, ſo lange Alles gut im Hauſe ſteht, und wiederum ein kalter ſchonungsloſer Hiobsfreund, wann die Zeiten da ſind, die uns nicht gefallen. Viele Jahre hindurch war der Spiegel eifrig geweſen, zu ſagen: „Helena, geſegnet ſeyſt Du, Schönſte aller Weiber!“ Dann hatte er angefangen, an ihren Reizen zu mäkeln; dann hatte er täglich mehr und mehr ihrer Bemühungen, ihm Unrecht zu geben, geſpottet; dann war er plötzlich müde geworden, ſie zu loben, ſie zu tröſten, und hatte ihr dürr herausgeſagt: „Dein Herbſt iſt gekommen!“ — Wäre

Helena ein Weib geweſen, wie viele Tauſende leben, eine Magd der Demuth und Ergebung in's Unvermeidliche, — ſie hätte dem Spiegel mit einem Seufzer etwa den Rücken gekehrt, hätte die Matronenhaube aufgeſetzt, und ſich gewöhnt, lächelnd zu ſagen: „Geweſen!“ — Die arme Helena jedoch, die keinen andern Schatz beſaß, als die Schönheit, wandelte ihr leichtes Blut in Galle um, und wurde „jeder Zoll“ eine Furie, da ſie mit Grauen bemerkte und mit dem beſten Willen nicht mehr läugnen mochte, daß ihr Gatte unverändert ſtehen geblieben war im Strom der Zeit. Schöner, jünger, kräftiger war er nicht geweſen, als er zum erſten Male ihr erſchienen und ihr Herz mit einem einzigen Blick erobert. Noch mehr: es kam ihr vor, als ſey ſein Auge feuriger und ſtolzer, ſein Lächeln ſüßer und zuverſichtlicher, ſeines Körpers Prangen, ſeiner Glieder Ebenmaß noch untadelhafter und triumphirender geworden. — Wie gerne hätte ſie die Wahrnehmung für eine Gaukelei gehalten, die ihre Liebe zu Raphael ihren Sinnen vorgemacht! aber grauſame Freundinnen ſagten ihr mit begeiſterter Bewunderung gerade das, was ſie ſchon mit Eiferſucht geſehen. Von Stund' an knüpfte ſich in Helena's Kopf und Bruſt Erkenntniß an Erkenntniß, Argwohn an Argwohn, Furcht an Furcht. Verglich ſie im Spiegel dann und wann des Gatten Antlitz mit dem ihrigen, ſo verlor ſie alles Vertrauen zu ſich ſelbſt und auch jegliches zum Gemahl. „Welch' ein Magnet in ſeinen Blicken, aber nur mehr für Andere!“ klagte ſie oft, allein mit ſeinem Bilde und ihrem Spiegel: „welch' ein Lächeln, doch ſucht er nicht mehr, mich zu gewinnen! Wie ſüß und lockend der Mund, der jetzt nur ſelten meine Wange berührt, ſo kalt und leiſe! Der wunderbare Mann iſt zum Lieben geſchaffen! geſchaffen, um Liebe zu verlangen, doch verlangt er ſie nicht mehr von mir! Ich bin freilich alt gegen ſeine Jugend, ich bin zwar häßlich, ſeiner Schönheit

gegenüber, aber dennoch brennt in mir der Jugend Glut, und er iſt kalt, ſo kalt wie Eis geworden! Das iſt nicht natürlich, das iſt ... weh mir, daß ich's ſagen muß ... das iſt Treuloſigkeit! Er verſchmäht mich, nachdem er meine Blüthen geſammelt; gewiß ſchmückt er Andere, Glücklichere, mit den Liebeskränzen, die mir gebühren. Sie wären aber *mein*, gewiß noch heute mein, wenn nicht die Schönheit mir früher treulos geworden wäre, als der grauſame Gatte!" —

Nachdem ſie der Thränen viele heimlich vergoſſen, ging ſie wohl zu ihren Kindern, aber deren Anblick erinnerte ſie entweder an die Zeiten, die nicht mehr waren, oder deren Züge malten ihr mit verdoppeltem Reiz das Antlitz des Mannes, den ſie immerdar liebte, und zwar mit Trotz und Eigenſinn liebte, aber den ſie wiederum fürchtete und verdächtigte, dem ſie zürnte aus Eiferſucht jeglicher Art. Sie beneidete ihn um ſeine Jugend, um die Gunſt von Männern und Frauen, um den Ruhm, der ſeiner Kunſt gezollt wurde, ſelbſt um die Liebe der Kinder. Sie ſchalt ſich eine Elende, eine Verlaſſene, wähnte ſich von ihrer ganzen Familie zurückgeſtoßen, und floh daher nur zu oft aus der beſeligenden Nähe der Kindheit. Wohin? zu dem Manne, der die räthſelhafteſten und entgegengeſetzteſten Empfindungen, ohne es zu wollen, in ihrer Bruſt aufregte. Bald fiel ſie ihn an mit Tadel und Vorwurf mit Beſchuldigungen; bald peinigte ſie ihn mit Thränen, mit Klagen, mit dem leiſen, herbverwundenden Spott, womit Tiefgekränkte ihre Gegner zu necken verſtehen; bald umſchlang ſie ihn mit fieberhafter Zärtlichkeit, von ihm verlangend die Sehnſucht früherer Jahre, Liebe fordernd für Liebe, Wonne für Wonne, Taumel für Taumel! — Dergeſtalt nach der Reihe den Gatten erſchreckend, verletzend und überwältigend, gelang ihr nur, ihn zum klaren Bewußtſeyn ſeines Leidens zu bringen, und zur troſtloſen Erkenntniß ſeiner

Lage. Die Folgen blieben nicht aus, und waren der mit ſich ſelber zerfallenen Helena nicht günſtig. Sie zerriß mit eigenen Händen den roſenſchimmernden Schleier, der in jedem Alter das Weib umhüllen ſoll, damit es liebenswerth bleibe. Am Tage hadernd und meiſternd mit unbeſonnenem Munde, glich Helena zur Nachtzeit einem Geiſte, der das Grab ſeiner Lieben trauernd umkreist. Wie oft ſaß ſie, während Raphael vor Müdigkeit tief ſchlummerte, an ſeinem Lager und betrachtete ſeine Züge, bald mit Wehmuth, bald mit Zorn. Immer dieſelben jugendlichen Züge; immer daſſelbe roſige Geſicht, daſſelbe Lächeln um den Mund! Unzähligemal ſuchte Helena ängſtlich, die Lampe haltend, eine Runzel auf der glatten Stirne, eine Falte auf der vollen Wange, eine eingeſunkene Stelle am Halſe oder auf der Hand. Umſonſt. Keine Spur des Alters auf dem Marmor dieſes Leibes; kein Freithofblümchen im Barte *), keine lichte Stelle im Lockenhaare Raphaels! — Helena hätte Alles darum gegeben, ein Zeichen zu finden, daß Raphael anfange, ihrem Beiſpiel und dem Geſetz der Zeit zu folgen. Aber Alles war vergeblich. Leider hatte ſie Muße genug zu ihren nächtlichen Forſchungen. Der leiſeſte Hauch ihres Mundes, über Raphaels Wange ſtreifend, hätte ihn vordem geweckt; jetzo vermochte es nicht einmal der grelle Schein der Lampe. — Helena's Leben gehörte der Verzweiflung.

Auch über Raphaels Haupt und Seele zogen ſich indeſſen ſchwarze Wetter zuſammen. Die Launen und Grillen, Verfolgungen und Vorwürfe ſeines Weibes hatten ihn nicht verleitet, ſie zu mißhandeln, ſie zu haſſen, oder ſich ſelber zwecklos zu quälen. Was ihn ernſthafter beunruhigte, war der Vorwurf, den er ſich machte, die Ordnung der Natur verrückt zu haben, indem er von dem

*) Weißes Haar.

Elixir genoſſen, deſſen Wirkungen ſich jetzt, nach ſo vielen Jahren, kräftig beurkundeten. — Er ahnte, wie redlich des unbekannten griechiſchen Chemiſten Ermahnung geweſen, den Wundertrank nur erſt nach reiflicher Ueberlegung zu verſuchen. Raphael erkannte mit Staunen, daß ſein Herz nicht jung geblieben war, daß ſein Verſtand nicht minder die Roſen, die blendenden Gaukelbilder der Jugend, abgeſtreift hatte. Die ſchönſten Täuſchungen waren weg. Raphael belachte ſie, und ſtreckte nun des erfahrnern Mannes Arme aus, um andere Beſitzthümer zu erhaſchen. Das Verlangen war ihm geblieben, aber nach Neuem begann er zu verlangen. So hatte ſein Ehrgeiz zu wenig an ſeinem beſcheidenen Glück; ſo wurde ihm das Vaterland zu enge; darum ſah er nicht mehr in ſeiner Helena alle Weiber, ſondern Helena in jedem Weibe.“ — Er ſchmähte ſich deßhalb, aber er konnte nicht anders. — Was ſeine Unruhe und ſein unbeſtimmtes Sehnen noch vergrößerte, war die Stellung, die rund um ihn her die Welt, worinnen er ſich bewegte, einnahm.

Nahe an dreißig Jahre waren verfloſſen. Bertram, der aufgewachſen, während der ſchmalkaldiſche Krieg und des Kurfürſten Moritz Auflehnung gegen den Kaiſer ganz Deutſchland mit Sturm erfüllte, hatte ſich zum Waffenhandwerk entſchloſſen, war in des Kaiſers, dann in ſpaniſche Dienſte gegangen, und kämpfte unter dem Herzog Alba in den aufrühreriſchen Niederlanden. Suſanne hatte ſich noch nicht entſchieden, in den Stand der Ehe treten zu wollen. Manchmal neigte ſie ſich ſogar zum Kloſterleben hin, und ihrem andächtigen Beiſpiel folgte Joachim, der ſich vornahm, in dem Jeſuitenorden, welcher zu jener Friſt anfing, ſich wacker auszubreiten, Profeß zu thun. — Neben des Magiſters Familie war ein neues Geſchlecht herangewachſen, in's bürgerliche Leben eingetreten, zum Theil ſchon wieder einer jüngern Nachkom-

menſchaft Erzeuger geworden. Das Volk, das zu Raphaels Ankunftszeit in Mainz und am Rhein in der Blüthe geweſen, war ſchon lange aus der Frucht in die Dürre gegangen. Dennoch lebten noch die Meiſten, und aus ihren grauen und weißen Häuptern ragte ſtolz der Schwarzkopf Raphaels in die Höhe, und Keiner von Allen hatte den Magiſter anders geſehen, als er noch jetzo war. Anfänglich hatten ſie ihn freundlich gegrüßt auf ſeinen Wegen, hatten ihm zugelächelt, die Hände geſchüttelt, und herzlichſt geſagt: „Ihr ſeht ſo wohl aus!“ „Du erhalteſt Dich ſo gut!“ — „Da ſieht man, was ein Arzt an ihm ſelber vermag!“ — „Wir werden ja von Tag zu Tag jünger?“ und was dem mehr iſt. — In der Folge waren ſie mißgünſtig geworden, kopfſchüttelnde Frager und Neugierige: „Was macht Ihr denn, daß Ihr beſtändig ausſeht, wie vor zwanzig Jahren?“ — „Das heiß' ich Glück; Du alterſt nie!“ — „Dürfte ich nicht wiſſen, womit die Haare ſich ſo dunkel färben laſſen, die Backen ſich ſo prall erhalten, und womit ſie geſchminkt werden?“ — „Wir ſind ein wahrer Meiſter Immergrün; das muß ich ſagen, meiner Treu!“ und Aehnliches die Fülle. Endlich aber ſprachen und fragten ſie nicht mehr; ſchüttelten nicht mehr des Arztes Hände, grüßten ihn ſcheu und ſelten, flüſterten aber unter einander: „Was meint ihr wohl? Sechszig Jahre hat er wenigſtens, und iſt noch jung, wie mit dreißig? Sein Weib — gedenkt ihr noch ihrer Schönheit? — ſie iſt eine alte Sara; ſeine Kinder ſind groß, und er . . . 's iſt unbegreiflich!“ — „Wie zu erklären? Wißt ihr noch, daß er beim weiland Doktor Fauſt, beim Teufelsbanner, gedient? daß er ſelber den Satan eine Weile bei ſich gehabt? Kein Wunder, daß er jung bleibt in Ewigkeit!“ — „In Ewigkeit? ja, bis der Pakt zu Ende; das wird böſe Dinge abſetzen!“ — „Mit rechten Dingen geht's einmal nicht zu, wenn er auch täglich in der Kirche

ſeine Meſſe hört.“ — „Und ſeine Hände möchte ich nicht mehr anrühren; wer weiß, ob nicht ein Stigma des Böſen darauf?“ — „Und mein Haus ſoll er nicht mehr betreten; er verhexte etwa meine Kranken.“ — „Wir fürchten uns vor ihm, wie vor einem, dem der Schatten abgeht; wollen nichts mehr mit ihm zu thun haben.“ — „Lieber will ich mit Gott an einer ehrlichen Krankheit ſterben, als davon geneſen auf unehrliche Weiſe mit des Teufels Hülfe!“

So redeten die Männer. Die Frauen machten's ſchlimmer. Die Betagten, die einſt nach dem ſchönen Manne geäugelt, buhleriſch vor ihm einher getänzelt, und all' der Liebe Müh' umſonſt an ihn verſchleudert, ſie haßten ihn von Grund der Seele, und warnten alle Jüngere vor ihm: „Der Menſch treibt übernatürliche Künſte, das ſieht man wohl; er zehrt vom Leben ſeiner Frau, die hinſiecht voll von Kummer, während er gedeiht und wächst an frevelhaft gewonnener Jugend. Sobald er das arme Weib zur Erde beſtattet, wird er eine Andere angeln wollen, um ihr gerade zu thun wie der Erſten. Hütet euch darum; traut nicht dem böſen Feinde, der aus ſeinen Augen ſchaut. Nicht einen Finger reicht dem Gottvergeſſenen!“

Die Jungen merkten ſich's, und die Väter und die Brüder und Vettern der Jungfrauen, und als wirklich eines Tages die arme Helena zum Sterben kam, mehr dem Gram erliegend als den Jahren, da waren auf einmal alle Häuſer vor Raphael verſchloſſen. Die Patienten blieben aus, die Prieſter predigten auf Kanzeln und in Beichtſtühlen von dem dreiſten Frevler, der ſich unterſtehe, nicht alt werden zu wollen. Die Richter berathſchlagten, ob nicht an ſie die Reihe gekommen ſey, den ſündhaften Arzt mit Schwefel und Zangen zu curiren. — Raphael erfuhr dies Alles bald. Daß er zur guten Stunde nach Mainz gekommen, war gewiß; aber noch

gewiſſer, daß die Stunde abgelaufen war. Er beſtellte daher ſein Haus, verſorgte die Tochter als Koſtgängerin in einem Kloſter, den Jüngling Joachim in einem Collegium der Jeſuiten, und ſuchte für ſeinen Ehrgeiz und ſeine Hoffnungen einen größern Schauplatz in Paris. Es war im Jahre 1572.

Fünftes Kapitel.

In Paris. Die Bartholomäusnacht.

1572.

Nach langen Bürger- und Glaubenskriegen hatten die Franzoſen einmal wieder Ruhe gegeben. Katholiſche und Proteſtanten hatten zu **St. Germain-en-Laye** einen Vertrag abgeſchloſſen, der den letztern viele Vortheile gewährte. Sie nannten's einen Frieden, doch war's nur ein Waffenſtillſtand, ein Halt in den blutigen Geleiſen des Krieges, wie die Folge mit Schrecken lehren ſollte. Mittlerweile brachten die Partheien die Zeit mit Feſtlichkeiten zu; die Treuloſigkeit wand ſchimmernde Kränze, um damit die Stirne ihrer bethörten Opfer zu ſchmücken. Der königliche Hof hatte einen Anlaß gefunden, die vornehmſten Häupter der Calviniſten nach Paris zu locken, indem er den jungen König von Navarra mit der Schweſter Carls des Neunten vermählte; eine Feierlichkeit, die durch den Tod der Mutter des Bräutigams um einige Monate hinausgeſchoben worden war. Dieſes Bündniß, das vorgeblich die vollkommenſte Eintracht in Frankreich

begründen ſollte, wurde auf's Glänzendſte vorbereitet. Die erſten Familien des Landes, ohne Unterſchied der Religion, ſtrömten herbei, um Zeugen der freudigen Begebenheit zu ſeyn, um an den Herrlichkeiten von Paris ſich zu ergötzen, und den Hofſtaat, ſowohl Margarethens als Heinrichs, zu verherrlichen. Die Hauptſtadt war überfüllt von Neugierigen und Geſchäftigen jeglicher Art.

Unter den erlauchten Namen, womit die Parthei der Reformirten ſich ſchmückte, war der des Grafen von Thiars keiner der letzten. Die Tapferkeit, ſo wie die Gewandtheit in Unterhandlungen, deren der Graf ſich rühmen durfte, hatten ihn zum Rang eines Vertrauten des Admirals Coligny erhoben. Ungefähr zur ſelben Zeit, wie der Admiral, war auch Thiars, von ſeiner Gattin und ſeiner ſchönen einzigen Tochter begleitet, an's Hoflager gekommen, und der Bewohner eines Hauſes in der Straße Bethizy geworden, das einem berühmten Goldſchmied und Juwelier als Eigenthum gehörte. Der Juwelier Düfaure hatte das Erdgeſchoß inne, und ſein Gaſt bewohnte die oberen Gemächer. Wenige Häuſer weiter befand ſich die Wohnung des Admirals. Der Graf von Thiars war von dem letztern veranlaßt worden, eine Reiſe nach Montauban zu machen, welche Stadt eine von denjenigen war, die der König den Hugenotten als Friedenspfänder eingeräumt hatte. Des Grafen Güter lagen nahe bei Montauban. Er konnte zu gleicher Zeit des Admirals Aufträge beſorgen, und ſeine eigene lang vernachläßigte Ernte einbringen, und dennoch zum Tage der Vermählung wieder in Paris eintreffen.

Es war am Vorabend des Hochzeitfeſtes. Die Gräfin Thiars und ihre Tochter ſaßen in ihrem Gemach und hörten einem ſchönen jungen Manne zu, der ihnen von den prachtvollen Zurüſtungen in Paris erzählte. Die Gräfin, eine Frau von ſtrengen Zügen und im Spätherbſt des Lebens, horchte zerſtreut, im Innern mit ganz

andern Dingen beſchäftigt. Die ſchöne Tochter ſchenkte dagegen dem Cavalier die völligſte Aufmerkſamkeit. Ein Fremder im Hauſe würde unſchwer auf den erſten Blick errathen haben, daß ein geheimes, aber um ſo innigeres Verſtändniß zwiſchen den jungen Leuten obwaltete. In der That war der Ritter von Beauſire, ein Edelmann im Dienſte der Königin Katharina, ſo würdig, von dem Fräulein Thiars geliebt zu werden, wie das Fräulein ſelber der zärtlichſten Liebe des Ritters werth war.

Der junge Edelmann blickte mit dem feſteſten Vertrauen in das Auge der Schönen; ſeufzend forſchte er dann und wann im blaſſen Geſichte der Mutter, die ihren Ernſt nicht einen Augenblick verläugnete. Es redete zwar aus dem Antlitz der Gräfin kein Unwille, wenn ſie auf den Erzähler ihre Blicke richtete; aber ihre Haltung machte ihn ſchüchtern und verwirrt. — Nachdem er Alles, was er wußte, berichtet hatte, welchen Bericht er gefliſſentlich in die Länge gezogen hatte, um ſeines geliebten Mädchen Nähe noch länger zu genießen, ſchloß er mit der höflichen und verlegenen Frage, ob ihm erlaubt ſeyn würde, ſeine freundlichen Zuhörerinnen am folgenden Tage auf das Schaugerüſt begleiten zu dürfen, das für die Ceremonie vor der Liebfrauenkirche errichtet worden ſey. Er habe, fügte Beauſire bei, über einige Plätze zu verfügen, und wiſſe ſie nicht beſſer zu vergeben. — Die helle Röthe auf der Tochter Antlitz verrieth ihm allerdings deren Zuſage, aber die Mutter antwortete trocken: „Ich erwarte den Grafen beſtimmt noch dieſe Nacht, und es ſchickt ſich, daß er ſelber unſer Führer zu dem Feſte ſey. Empfangt indeſſen meinen Dank, junger Herr. Eure Höflichkeit iſt zu loben, und ich wünſchte, Euch in etwas dienen zu können.“

Beauſire that ſchnell den Mund auf, um die Matrone beim Wort zu nehmen; aber eine Bewegung des

Fräuleins, als ob ſie den Kühnen von einer Unbeſonnenheit zurückhalten wollte, verbot ihm zu ſagen, was ſo tiefgefühlt aus warmem Herzen aufquellen wollte. — Er ſtotterte einen demüthigen Gruß, ein ehrlich gemeintes Bedauern, und beurlaubte ſich ſo anſtändig, als von einem armen Menſchen zu erwarten iſt, der Seele und Verſtand zurückläßt in dem Hauſe, aus dem er geht.

Nachdem er ſich ſchon eine Weile entfernt hatte, ſaßen die beiden Damen noch immer einander gegenüber, ohne ein Wort zu ſprechen. Die Tochter brach zuerſt das Stillſchweigen. „Ich glaube," ſagte ſie, „daß meine Mutter den armen Herrn von Beauſire doch allzuſtreng behandelt. Wäre es denn ein Verbrechen, mir gut zu ſeyn? wahrlich, beſte Mutter: der zarte Dienſt, den jener Ritter mir weiht, gefällt meinem Herzen beſſer, als die leeren Huldigungen alle, die ich Tag für Tag bei Hof und anderswo von den zierlichen Herren dieſer Hauptſtadt anzunehmen habe." — Die Gräfin erwiederte nach einer Pauſe: „Ich bin es nicht, die Deinem jungen Herzen und Deinen friſch aufgeblühten Gefühlen zürnen möchte. Es iſt ſo natürlich, daß Jugend nach Jugend trachtet. Die Schwärmerei der Empfindungen iſt ein Reiz der jungen Jahre." — Die Gräfin begleitete dieſe Worte mit einem Seufzer, ſchaute auf ihren Gürtel nieder, und ſtellte ſich an, als wollte ſie nicht fortfahren. Die Tochter dagegen redete ihr mit liebevollem Ungeſtüm zu, indem ſie ſagte: „O halte nicht inne, beſte Mutter! erſticke nicht die Bewegung, welche Dich ergriffen hat. Enthülle mir nur gerade und aufrichtig Dein Innerſtes, und laß mich den ganzen Umfang Deiner Mutterliebe ermeſſen. Gewiß, gewiß: Du biſt nicht blind gegen die Vorzüge des Ritters Beauſire; gewiß: ich bin Dir allzuwerth, als daß Du nicht meine Zukunft ſo glücklich geſtalten möchteſt, wie das trockene Leben überhaupt es zuläßt. Deine Kälte gegen Beauſire iſt nur erkünſtelt,

Dein Sträuben gegen meine Wünſche iſt nur ein vorgebliches. Warum alſo die Kälte, warum das Sträuben? Sie vergällen mir mit tagelanger Bitterkeit die Freude einer halben Stunde, die ich an Beaufire's Seite verlebte, ſo herzlich, ſo fröhlich, wie ich das ganze Leben zubringen möchte!"

Eine Thräne ſchlich aus dem Auge der Gräfin über ihre bleiche Wange; der Tochter Kuß trocknete die Thräne auf. Nicht fähig, dieſem Zeichen der Liebe zu widerſtehen, ſammelte ſich die Matrone, nahm den holden Kopf ihres Kindes, das vor ihr kniete, in beide Hände, und redete mit Ernſt, mit Sanftmuth, und zugleich mit der zärtlichſten Hingebung: „Nein, ich bin nicht gefühllos; nein, ich will Dein Glück nicht im Keim erſticken. Was den Ritter auszeichnet ... ich weiß es. Er iſt wohlgebildet von Geſtalt und Geſinnungen, er ſtammt aus altem Adel, er iſt reich genug, um ſeines Hauſes Würde aufrecht zu erhalten; ſeine Tapferkeit iſt ein Sprichwort im Lande, ſeine königlichen Gebieter haben keinen treuern Diener; das Vertrauen, das ihn ſchon jetzt bei Hofe umgibt, iſt ihm eine gewiſſe Bürgſchaft für die glänzendſte Zukunft. In ſo ferne es bei mir ſtände, mit meinem Jawort Deine Wünſche zu erfüllen, ſollteſt Du nicht einen Augenblick darum betteln müſſen. Aber Dein Vater ...?" — Bei der Erwähnung des ſtrengen Herrn fuhr das Mädchen zuſammen, verbarg ihr Haupt im Schooß der Mutter, und ſchluchzte: „Ich weiß ... er liebt mich nicht; er iſt auch Dir nicht hold — aber ſterben muß ich, wenn ich von Beaufire laſſen ſoll!" — Worauf die Mutter die trotzig Weinende emporrichtete, und mit bewegter Stimme anhob: „Wie ſchmerzlich fühl' ich meine Bruſt erſchüttert, wenn mir in Deiner Heftigkeit mein eigenes Jugendbild entgegentritt! O, hüte Dich vor ſolchem Eigenſinn! jage Dich nicht muthwillig in eine Ver-

zweiflung, die nicht Deines Alters, die gewißlich in Deiner Seele nicht iſt! Wenn die Jugend ſchon verzweifelnd den Tod ruft, ſie vom Eckel dieſer Erde zu erlöſen, was ſollen wir thun, deren Freuden immer ſeltener, deren Leiden immer bitterer werden? Du haſt Unrecht, den Vater der Liebloſigkeit zu beſchuldigen. Er will uns wohl, wir ſind ihm Beide theuer, wenn ſchon er dieſes nicht zeigt, wie jüngere Leute zu thun pflegen." Nach einer abermaligen Pauſe, die von der Gräfin ſchmerzlichſüßen Erinnerungen gewidmet wurde, ſprach ſie weiter: „Soll ich Dir jedoch erſt ſagen, was ihm theurer iſt, als unſer Leben, als unſer Glück, als unſere Liebe? Sein Glaube iſt ihm das ſchätzbarſte Kleinod. Ohne ſich zu beſinnen, würde er uns demſelben aufopfern. Bedenke nun ſelbſt: Beauſire gehört der alten Kirche an; der Graf Thiars iſt ein eifriger Bekenner, ja ein Feldhauptmann der neuen Kirche. Fürwahr: wie ich ihn kenne, würde er uns, Weib und Kind, mit ſeinen eigenen Händen tödten, ehe er zugäbe, daß wir ihm einen katholiſchen Schwiegerſohn brächten. In dem Fall verſehe ich mich des Schlimmſten zu ihm." — „Und Du nennſt ihn nicht grauſam, allzunachſichtige Mutter?" fragte die Tochter entrüſtet: „um einiger Formeln, um einiger Gebräuche willen würde er uns dem tiefſten Leiden bloßſtellen dürfen! O wie haſſe ich unſere Lehre, ſeitdem ihre Unduldſamkeit mir ſo bekannt geworden! Sie ſchreit Wehe über den Haß ihrer Feinde, und doch birgt ſie in ihrem Schooße nicht minder den Blitz und den Fluch gegen Alle, die ſich ihr nicht unterwerfen." — „Halt' ein, halt' ein!" bat die Mutter, zurückſinkend in den Lehnſtuhl, und die Hände vor's Geſicht ſchlagend: „Du ahnſt nicht, wie Du mein Gewiſſen peinigſt! läſtere nicht die Kirche, ſey nicht abtrünnig Deinem Glauben?" — „Würde mir der Himmel zürnen, wenn ich, der edelſten Liebe voll, vor den Heiligen kniete,

die der Mann verehrt, den ich, der mich gewählt für das ganze Leben?“ nahm die Tochter leidenſchaftlicher das Wort: „doch nein; es bedarf ja nicht des Uebertritts. Frankreich hat den Frieden, der alte und der neue Glaube reichen ſich die Hände. Das Beiſpiel, das der König von Navarra und ſeine Braut morgen geben werden, indem ſie ſich vermählen, obſchon verſchiedener Lehre zugethan, dieſes Beiſpiel wird und darf für Frankreich nicht verloren ſeyn. Warum ſollte nicht der Graf von Thiars meine Ehe mit dem Ritter ſegnen, wenn doch die großherzige und fromme Johanna von Albrecht die Vermählung ihres Sohnes mit der Katholikin ſegnete?“ — „Du irrſt, mein Kind. Es iſt kein wohlgemeintes Beiſpiel, das der König von Navarra und Margarethe zu geben gedenken. Es iſt ein gezwungenes, ein ſelbſtſüchtiges, ein vom Vortheil beider Partheien vorgeſchriebenes. Vergleiche Deine unſchuldige Liebe nicht mit dem ſchnöden Kauf- und Tauſchhandel, der jenem fürſtlichen Paare den Brautkranz auf die Locken drückt. Möge Dich der Allmächtige allezeit vor dem Unheil bewahren, welches dieſer Hochzeit auf dem Fuße folgen wird!“ — „Deine Einbildungskraft malt düſtere Bilder, liebe Mutter. Wenn Du aber für mein Wohl beteſt, wenn Du zitterſt vor dem Unglück, das mir einſt begegnen dürfte, warum willſt Du mich trennen von dem Manne meiner Wahl? Iſt Deine Furcht vor dem Grafen, meinem Vater, ſo unüberwindlich? Soll ich Dir geſtehen, daß ich, das ſchwache und unerfahrene Mädchen, mich ſtärker fühle, als Du es biſt? Sieh', ich ſchwöre Dir: kein Anderer als Beauſire ſoll mein Gatte werden, und müßte ich mit Liſt oder Gewalt die Ketten brechen, die ein Mann, der weniger mein Vater als mein Zwingherr iſt, an meine Hände und Füße ſchmieden möchte!“ — „Kind, Du redeſt vermeſſen, frevelhaft. Wie verſtehe ich Deine Worte? Sie ſcheinen mir entſetzlich; ſie bergen in ſich eine verdammliche, un-

dankbare That!“ — „Die Gewalt des Vaters hat ihre Gränzen, Mutter. Es iſt ein höheres Geſetz, von dem ſie beherrſcht wird; könnteſt Du mich im Ernſte tadeln, könnteſt Du mir fluchen, wenn ich der Tyrannei mich zu entziehen ſuchte? Es gibt ſchnelle Pferde, die dem Winde gleichen; es gibt Schiffe, die nach fernen Küſten ſegeln, wohin die Hand des gewaltigen Thiars nicht reicht; es gibt auf jenen fernen Küſten irgend ein Schloß, ein Haus, eine Hütte, worinnen die Liebe zweier Menſchen, die einander ewig treu ſind, ſich verbergen kann.“ — „Hör' auf, mich zu quälen mit den abenteuerlichen Träumen und Drohungen einer wilden Leidenſchaft. Du weißt nicht, was es heißt, die Eltern trotzig und grauſam zu verlaſſen. Du weißt nicht, welche Dornen Du in Dein Herz ſäen würdeſt, wäreſt Du auch noch ſo glücklich; wie Du aufregen würdeſt die finſtere Pein des Gewiſſens, die nimmer raſtet, die nimmer ruht in Ewigkeit! Höre Deine ſchmerzerfüllte Mutter; glaube ihr ... ſie weiß nur zu genau, daß ſie die fürchterlichſte Wahrheit ſagt. Und lägſt Du auf dem weichſten Pfühle, des verlaſſenen Vaters Andenken würde Dich mit Neſſeln peitſchen; und ſäßeſt Du zwiſchen goldenen Wänden, — wie eine ſchwarze ungeheuerliche Spinne würde die Reue Deinen Palaſt beſudeln, und ſich täglich auf's Neue in Dein Herz einnagen bis zur letzten Stunde, die der Anfang ſeyn wird ewiger Foltern!“ —

Vor dem außerordentlichen Schmerz, der ſich unaufhaltſam Bahn nach außen machte in den Thränen und jammervollen Geberden der Gräfin, ſtand die Tochter verſteinert. Da trabten Pferde durch die Gaſſe, das Hofthor wurde geöffnet, die Diener ſchrieen: „Glück zu! Glück zu dem tapfern Grafen, unſerm gnädigen Herrn!“ — Thiars war angelangt; es war nicht zu ſcherzen mit ſeinen Launen und mit ſeinem Jähzorn. Daher verwiſchte die Gräfin, ſo ſchnell ſie konnte, die Spuren ihrer Zäh-

ren, die Tochter faßte ſich mit Mühe, und Beide gingen, den Herrn zu bewillkommen, obgleich mit ſchwerbeklommenem Herzen. — —

Bei den Hochzeitfeierlichkeiten war der Graf von Thiars einer der Nächſten an der Perſon des Königs von Navarra und des Admirals. Beaufire war dafür der allernächſte bei der jungen Gräfin, die mit ihrer Mutter auf der Tribüne ſaß. Des Grafen Falkenauge hatte die Annäherung bemerkt. Sobald die Ceremonie vorüber, begleitete Thiars ſeine Damen nach Hauſe, während in Notre-Dame das Hochamt für die Braut gehalten wurde. „Wer iſt der junge Menſch, der nicht von Deiner Seite wich?“ fragte Thiars ſeine Tochter mit mißvergnügten Mienen. — Sie ſagte ihm zögernd, was ihm zu wiſſen nöthig war. „Er laſſe ab, Dir den Hof zu machen,“ drohte der Graf: „zum Spielwerk eines Katholiſchen biſt Du viel zu gut.“ — „Er meint es ernſtlich, denke ich,“ verſetzte die Mutter ſchüchtern. Worauf der Graf mit wildem und hoffärtigem Ausdruck ſagte: „Entſchuldigſt Du ihn? Iſt das die Sprache der reformirten Frau von Thiars? Spucken nicht etwa die alten katholiſchen Geſpenſter in Deinem Gehirn? Ernſtlich? Er ſollte es wagen, der Fant! Eher gäbe ich mein Kind dem Großtürken, als einem katholiſchen Edelmann der falſchen Königin!“ — Die Tochter erblaßte vor Schrecken und Zorn. „Warum wieder ſo heftig, mein Gemahl?“ fragte die Gräfin unterthänig. — „Warum? weil mir das Blut ſiedet, wenn ich daran denke, daß ein Päpſtlicher ſich einbilden könnte, meine Tochter heimzuführen. Redet nicht ein Wort mehr, Madame. Euer deutſcher Kopf begreift nicht, was die Ehre eines proteſtantiſchen Edelmanns in Frankreich bedeutet. Seyd jedoch verſichert, — Du nicht minder, meine Tochter, daß ich die Augen offen halten werde, als ein ſtrenger Wächter meines Hauſes!“

Der Graf fügte, zu ſeiner Gattin gewendet, leiſer, aber nicht minder drohend, hinzu: „Ich merke, daß ihr Beide den Hofſchranz begünſtigt. Hütet euch vor mir! Dem Burſchen ſoll nicht einfallen, in meinem Hauſe den Larogue ſpielen zu wollen!“ — „Herr, Ihr ſeyd grauſam!“ entgegnete die Gräfin tief verletzt. Thiars lächelte hierauf nur höhniſch, und die Folge des Geſprächs war, daß er die Frauen im Hauſe verſperrte. — Die Luſtbarkeiten der folgenden Tage waren ihnen verboten von nun an. Der Graf betrieb die Anſtalten zu ſeiner Abreiſe. Doch war er gezwungen, die Befehle des Admirals abzuwarten. — Die Gräfin litt ohne Murren die Mißhandlung des ſtarrſinnigen Thiars. Die Tochter dagegen ſchuf in ihrer Einſamkeit die wunderlichſten Entwürfe, um ihrem Geſchick eine andere, ihr erwünſchtere Richtung zu geben. Dem armen Beauſire war der Eintritt in das Haus ſtrenge verwehrt; kaum daß er von Zeit zu Zeit ſchüchternen Schrittes durch die Straße gehen durfte, der Geliebten, wenn ſie hehlings an's Fenſter kam, ein Zeichen zu geben; denn der gefürchtete Thiars hielt ſich den ganzen Tag mit den übrigen Edelleuten des Admirals auf deſſen Schwelle oder an deſſen Fenſtern, und bewachte von dort ſein Haus und ſeine Frauen auf's ſchärfſte. —

Da begab ſich, daß Coligny, wenige Tage nach der königlichen Hochzeit, als er eben vom Hofe heimkehrte, durch einen Schuß aus einem Hauſe der Gaſſe **Fossés-St.-Germain** verwundet wurde. Die Beſtürzung ſeiner Freunde war groß. Alle eingeſchlummerte Befürchtungen erwachten in den Calviniſten auf's neue. Der König Carl, der Herzog von Guiſe, die Königin Mutter, die ganze katholiſche Partei wurde der meuchleriſchen That beſchuldigt. Man bezeichnete ziemlich allgemein den gewöhnlichen Soldmörder des Königs, den gefährlichen Maurevel, als den Vollſtrecker eines blutigen

Befehls, der von der Höhe des Thrones ausgegangen. Doch wurde der Thäter nicht ergriffen, und der König, in eigener Perſon mit beiden Königinnen, ſeiner Gattin und ſeiner Mutter, begleitet vom ganzen Hofſtaat, kam zum Admiral, ihm ſein Beileid zu bezeigen, und das Gerücht, das der Majeſtät den Mordverſuch aufbürdete, der Lüge zu zeihen.

Da Coligny, von ſeinen bewaffneten Anhängern umgeben, den König empfing, ſo durfte Thiars unter denſelben nicht fehlen, und Beauſtre, der ſeinerſeits mit Katharina von Medicis zur Straße Bethizy gekommen war, benützte den glücklichen Umſtand, ſchlüpfte in Dufaure's Haus, drang, vertrauend ſeiner Kühnheit, in's Gemach der Frauen. Die Gräfin war getheilt zwiſchen Ueberraſchung und Zorn. Ihre Tochter flog dem Geliebten entgegen. Der Zwang der letzten Tage hatte das Mädchen und den Jüngling vertrauter gemacht, als eine weit längere ungeſtörte Bekanntſchaft hätte thun können. Sie umarmten ſich vor der Mutter Augen, ſie gelobten ſich unverletzliche Leibe, und Beauſtre, ehe noch die Gräfin ihrem Unwillen Worte zu leihen vermocht, ſagte Beiden mit allen Merkmalen tiefſter Angſt und Erbitterung: „Es iſt etwas im Werke; Gott lenke es zum Beſten! Geht am Sonntag nicht vom Hauſe. Schließt euch ein; enthaltet euch des Schlafs, und wenn man euch zu ſtören käme, ſo öffnet eure Thüren nicht, was auch geſchehe. Wartet, bis meine Stimme euch zuruft. Mir mögt ihr öffnen; ich bin euer Freund, ich bringe euch Hülfe. Aber behaltet für euch, was ich hier ſage. Ich wäre eine Leiche, ehe der nächſte Abend kömmt, wenn ihr mich verriethet.“ — Noch einen Kuß raubte er dem Fräulein, eine Schleife von ihrer Stirne, und verſchwand flüchtig, wie er gekommen. — Seine dunkeln Worte, die ein Unheil weiſſagten, waren bei dem Fräulein wohl aufgehoben. Die Gräfin aber, von widerlichen Ahnungen durch-

ſchauert, wagte, ihren Gatten vorſichtig, ohne Beauſire's Dazwiſchenkunft zu veroffenbaren, zu warnen. Thiars jedoch, ein Schatten und Echo des Admirals, nahm ihre Warnungen ungefällig auf, ſpottete ihrer, behauptete, der König meine es ehrlich; der Admiral zweifle nicht daran, und er, Thiars, werde in Paris verweilen, ſo lange es Coligny für gut finden würde, ſtatt dem Beiſpiel der Feigen zu folgen, deren etliche die Flucht ergriffen hatten.

Das Schickſal macht blind, wen es verderben will. Als der Sonntag kam, hatten ſich alle Calviniſten über den Mordanſchlag auf Coligny beruhigt. Sie hielten ihren Sabbath ſtill bei Hauſe, und legten ſich friedlich unter Gebet und Singen zu Bett, verhoffend einen ſanften Schlaf zu genießen bis zum Morgen. — Da gab die Glocke von **St.-Germain-l'Auxerrois** das Zeichen zum allbekannten Gemetzel der Bartholomäusnacht . . . ! — Die Gräuel jener Mördereien gehören nicht hieher. Es iſt nur zu berichten, daß in dem Augenblick, als der Admiral, eine blutige Leiche, aus den Fenſtern ſeines Hauſes vor die Füße der Herzoge von Angouleme und Guiſe geworfen wurde, ein Trupp von Waffenleuten an Dufaure's Haus pochte. Beauſire's Stimme überſchrie das Getöſe: „Im Namen des Königs! macht auf und zündet Lichter an!" — Der Graf bewehrte ſich ſchnell und eilte, ſeine Thüre zu vertheidigen. Ein Schuß in's Schloß ſprengte die Pforte. Des Königs Leute mit weißen Armbinden und Kreuzen quollen in's Haus und hieben auf Thiars und ſeine Diener ein. „Schont den Herrn, ſchont die Seinen!" bat und befahl der Anführer Beauſire. Ihm folgte auf dem Fuße der Graf Coconis, ein Günſtling des Hofes, der mit vieler Prahlerei auf Thiars eindrang und demſelben zurief: „Ergebt Euch, tapferer Herr. Es iſt ein Mißverſtändniß; ergebt Euch, und folgt mir zum Herzog von Anjou, der vor dem Hauſe wartet und Euch zu ſehen wünſcht!" Thiars

ſenkte vor dieſer biedern Anrede ſeinen Degen, erklärte ſich bereit, und fragte nur ungeduldig nach Frau und Tochter. „Sie ſind wohl aufgehoben," antwortete Coconas, und zog den unentſchloſſenen Grafen, ſeinem Zaudern zum Trotz, nach ſich die Treppe hinunter. — Bald hierauf hatte Beauſire die im Schlafgemach verſteckten Frauen gefunden und ihnen ſeine Hände gereicht. „Heftet dieſe weißen Kreuze ſchnell mit einer Nadel auf eure Nachtmäntel! befahl er ihnen, hinzuſetzend: „Hängt euch feſt an mich; der Mord iſt los auf den Gaſſen. Dennoch will ich euch in Sicherheit bringen!" Zitternd vor Angſt und lautlos gehorchten die armen Weiber, und Beauſire nebſt einigen Leuten mit Fackeln, die ſeine Diener zu ſeyn ſchienen, führte ſie tapfer durch Gedräng' und Gefahr. „Achtung, Achtung!" ſagte er ſorgſam: „tretet nicht auf die Leichen, ſie ſind voll Blut . . . verſteckt euer Geſicht, und zeigt dafür die Kreuze auf euern Mänteln . . .! Das war ein Büchſenſchuß in der Gaſſe nebenan . . . das war eine Petarde . . .! fürchtet nichts . . . weicht aus, laßt den Haufen von Menſchen vorüber . . . es ſind Fliehende . . . Achtung! . . . raſtet hier ein Bischen . . . keine Sorge! . . . die Schüſſe treffen uns nicht . . . Da ſind wir an der Seine. Marcel, wo biſt Du?"

Ein Schiffer richtete ſich in dem Kahne auf, den plötzlich die Fackeln der Diener beleuchteten. „Geſchwind hinein, an's jenſeitige Ufer!" fuhr Beauſire fort, und ſchob die Damen in's Boot. Sie ſanken halb ohnmächtig darinnen zuſammen. Mehr als ein Schuß donnerte ihrem Schifflein nach. König Carl in eigener Perſon ſchoß aus den Fenſtern des Louvre ein paar Kugeln auf die weit von ihm entfernten Schnellruderer. Die Flüchtlinge entkamen in der Mitte von vielen Böten, die mit Reformirten und Katholiken angefüllt waren. Die Unordnung das Geſchrei des fliehenden Volks war unbe-

ſchreiblich. Die Katholiſchen glaubten ſich von den Calviniſten angegriffen, und die Letztern ſchalten die Katholiſchen ihre Mörder. Die größte Beſorgniß von Allen war, wie es wohl drüben ausſehen möchte; ob Sicherheit dort zu finden, oder ein nur verzögerter Tod? Mit jedem Ruderſchlag wuchs die Angſt der Schiffenden; denn ſo viele Wellen, ſo viele Leichen rollten die Seine dahin. —

Endlich — endlich war das Geſtade erreicht. In der Vorſtadt, da nur wenige Proteſtanten ſie bewohnten, herrſchte, wenn nicht Ruhe, doch des Getümmels unendlich weniger, als auf der andern Seite. An den Brücken zwar, die aus der Cité und den übrigen Stadttheilen herüberführten, und von aufpaſſenden Mordbanden beſetzt waren, gab's Tumult und Metzelei; aber die Gaſſen waren ſtiller. — Ein Freund, den Beauſire beſtellt hatte, erwartete am Landeplatz die Fliehenden. Beauſire ſchwang ſein Tuch und rief ein verabredetes Feldgeſchrei, woran der Freund ihn unter der Menge erkannte. „Da bin ich," ſagte der Mann, der einen weiten ſchwarzen Mantel mit heraufgezogener Kapuze trug. — „Hab' Dank," verſetzte Beauſire jubelnd, „da, nimm die Frauen unter den Arm und führe ſie in Deine ſtille Herberge. Geht muthig hin, meine werthen Damen. Ich fahre zurück; es iſt nun an der Zeit, den Grafen aufzuſuchen. Sobald ich Kunde von ihm habe, bin ich wieder bei euch, und wenn zehntauſend Teufel mir den Weg verrennen möchten. — Weine nicht, verzage nicht, geliebtes Mädchen; Ihr, würdige Mutter mißtrauet dieſem Manne nicht. Er iſt ein Biederherz und Euer Landsmann obendrein, wie ich denke." — Mit dieſen Worten ſprang Beauſire in den Nachen zurück und ſteuerte dem großen Mordplatz zu. Seine Fahrt war diesmal wenigſtens gefahrloſer, indem die Würgengel des Königs nur auf die ſich Entfernenden, nicht auf die Kommenden feuerten.

Die beiden Frauen eilten ſtumm dem Hauſe zu, das ſie aufnehmen ſollte. Ihr Führer ſchlug ein paar enge Straßen ein; bald befanden ſie ſich zwiſchen Gartenmauern und ländlichen Gebäuden. Die Sturmglocken heulten nicht mehr ſo laut; das Mordgeſchrei war nicht mehr zu vernehmen; nur hie und da eines wachſamen Hundes Bellen. „Wir ſind zur Stelle, Gott ſey Dank!“ ſprach der Kapuzenträger plötzlich, und hielt vor einer Hofthüre ſtill. Die Frauen athmeten ihre Angſt und Haſt aus; während deſſen erſchien auf das Klopfen des Mannes ein Licht hinter dem Gitterchen in der Thüre, und neben dem Licht ein äußerſt niedliches Mädchengeſicht, und aus deſſen Mund ertönte ein überaus freudiges: „Ach willkommen, mein lieber Meiſter! ach, Ihr befreit mich von der entſetzlichſten Furcht! Ach, ich habe in der Verwirrung den Schlüſſel verloren ... ich finde den Riegel nicht.“ — Eine langſame und ſchläfrige Stimme, die eines Mannes, ſetzte bei: „Ich ſchlage Dich todt, Louiſon, wenn Du den Profeſſor lange warten läſſeſt. Uebereile Dich aber nicht, gutes Mädchen!“ —

Die Thürriegel gehorchten endlich den runden und weißen Fingern der artigen Louiſon, und wie der Profeſſor in den Hofraum trat, ergriff die Dirne ſeine Hand, um ſie zu küſſen, und ihre Bewegung, ſo reich an kindlicher Freude, verrieth den herzinnigen Antheil, den ſie an dem Heimkehrenden nahm. Doch zog ſie ſcheu wie eine Spinne ſich zurück, da ſie gewahrte, wer in Geſellſchaft des Profeſſors kam. Der letztere ſchloß ſorgfältig das Haus, und ſprach: Louiſon, führe geſchwinde dieſe Damen in mein Gemach. Ich folge bald, meine edeln Frauen; ruht aus und faßt Muth. Vater Bardou, ich habe mit Euch zu reden.“

Die letzten Worte waren an einen kleinen dachsbeinigen Mann gerichtet, der ein lächerlich-ernſthaftes Geſicht und eine närriſch-martialiſche Haltung zur Schau

trug: der Eſel in der Haut des Löwen. — Die Gräfin und ihre Tochter folgten der vorleuchtenden Louiſon, die, von Zeit zu Zeit hinter ſich ſchauend, ein etwas mißfälliges Auge über die ſtolze Schönheit des Fräuleins gleiten ließ, und im Stillen ſich verwunderte über den ſeltſamen Gaſtbeſuch und den wunderlichen Aufzug der Fremden.

Ein reizend behagliches „Bei Hauſe“ empfing die armen Weiber, als ſie in ihres Beſchützers Stube traten. Vögel von fremder Art ſaßen tiefſchlummernd in großen Käfigen, ein ſchlanker Jagdhund kam wedelnd und ohne Laut der Louiſon entgegen. Ein Kruzifix, mit Immergrün umkränzt, ſchaute von der Wand; auf den Geſimſen ſtanden Blumen zwiſchen Büchern; ſogar der ernſte Arbeitstiſch war mit einem mächtigen Roſenſtrauß verziert. Durch die offenen Fenſter ſpielte aus dem Garten gewürzreicher Duft und das Wehen der lauen Hochſommernacht. Die wohlbeſorgte Lampe, der zurecht gerückte Polſterſtuhl und Schemel, der blanke Deckelbecher mit dem Nachttrunk, das reinliche Bett mit zurückgeſchlagenen Teppichen, warteten des Herrn. — Die Gräfin, die ſich vor Müdigkeit kaum aufrecht halten konnte, nahm den Lehnſtuhl ein; ihre Tochter ſank mit gefalteten Händen auf das Tabouret am Fenſter. „Eine furchtbare Nacht!“ ſeufzten Beide, wie aus einem Munde, dann ſchwiegen ſie lange, in ihre Betrachtungen verſunken; bis die Mutter wieder anhob: „Was mag aus dem Grafen geworden ſeyn?“ — Das Fräulein zuckte die Achſeln und entgegnete eintönig: „Gottes Gericht iſt unerforſchlich. Ich habe keine Hoffnung.“ — „Unglückliche! die Liebe zum Vater redet nicht aus Dir!“ ſprach wieder die Mutter mit leiſem Vorwurf; und da das Mädchen nicht antwortete, wendete ſich die Gräfin an Louiſon mit der Frage: „Bei wem ſind wir zu dieſer Stunde, mein gutes Kind?“ — Die Befragte, die bis dahin ſtill in einem Winkel geſtanden, erwiederte ſchüch-

tern: „In einem ehrlichen Hauſe, Madame. Es gehört meinem Oheim Bardou, der ein Gärtner iſt, und unbeweibt. Ich führe ſein Hauswesen, und in dieſem Zimmer wohnt der Profeſſor Paracelſe. Er iſt ein Deutſcher von Geburt, befindet ſich erſt ſeit einigen Monaten zu Paris und iſt ein Lehrer — ich weiß nicht, von was — an den Schulen. Er ſoll tief gelehrt ſeyn, treibt wunderliche Arbeiten, von denen ich nichts verſtehe, und lebt ganz eingezogen. Er iſt ein lieber ſanfter Mann, der nicht ein Kind beleidigt, und den wir zu beherbergen uns glücklich ſchätzen.“ — Das Mädchen hätte vielleicht die Lobrede mit Vergnügen weiter ausgeſponnen, doch unterbrach ſie die Gräfin mit dem ſchnellen Ausruf: „Ein Deutſcher? mein Gott, wirklich ein Deutſcher?“ —

Louiſon konnte ſich nicht erklären, warum dieſes der Dame ſo ſehr auffiel. Zu jener Zeit waren in Frankreich deutſche Gelehrte, Buchdrucker, Pulvermüller und Reiter eben nichts Seltenes. Die Verwunderung der hübſchen Dirne wurde verhindert, ſich in Worten auszudrücken, da ſich von außen Jemand eilfertig der Thüre näherte. „Er iſt's!“ ſagte Louiſon und wurde bluthroth. Der gaſtfreundliche Bewohner des Gemachs erſchien. „Womit kann ich dienen?“ fragte er mit großer Zuvorkommenheit: „Vergeßt, edle Frauen, die Schreckensauftritte, deren Zeugen ihr geweſen ſeyd. Was auch die Urſache derſelben ſeyn mag, glaubt ſicherlich, daß ſie nicht dauern werden. Jedenfalls ſeyd ihr, wie ich hoffe, bei mir gut aufgehoben; Vater Bardou wacht an der Thüre und würde beim geringſten Lärm ein warnend Zeichen geben. Was indeſſen meine geringe Wohnung darbieten kann, verfügt darüber, wie über euer Eigenthum, und laßt es euch unter meinem Schutz gefallen.“

Während dieſer freundlichen Anrede, die der Profeſſor, von der Schönheit des Fräuleins angezogen, zur größern Hälfte an die Letztere gerichtet, hatte die Gräfin mit wach-

ſendem Erſtaunen Zug für Zug auf des Gelehrten Geſicht gemuſtert Ungeduldig erhob ſie ſich, trat ihm einen Schritt näher und fragte mit bebender Zunge, und in deutſcher Sprache: Seyd Ihr wohl ein deutſches Landskind, Herr?" — Ueberraſcht antwortete Jener: „Mit Freuden hör' ich meine Mutterſprache aus dem Munde der edeln Dame; mit Freuden antworte ich in deutſchen Lauten. Ja, ich bin unfern des Rheins geboren. Am Saum des Odenwaldes ſtand meiner Eltern Haus. Wenn ich den verwälſchten Namen Paracelſe angenommen, ſo geſchah es blos einem geliebten Meiſter zu Ehren, deſſen chymiſche Kunſt und Wiſſenſchaft zu lehren ich hier bei den Schulen angenommen wurde; was mir auch das Vergnügen verſchaffte, den edeln Beauſire kennen zu lernen und ſein Freund zu werden. In der Heimath aber, in Mainz, in Köln, Rhein auf und ab, wie auch in fernern Ländern, bin ich als Magiſter Raphael wohl bekannt . . ." — „Jeſus, Maria! Mutter aller Gnaden!" ſchrie die Gräfin auf, die bis jetzt mit weit offenen Augen und wogender Bruſt dageſtanden, als ſähe ſie einem Geſpenſt in die hohlen Augen. „Jeſus, Maria!" wiederholte ſie, dem calviniſtiſchen Lehrbegriff zum Trotz: „Raphael, Raphael! Alle Heilige ſtehen mir bei! Raphael!" — Und indem ſie die Hand ausſtreckte, um außer ſich nach Raphaels Schulter zu greifen, ſtürzte ſie in den Seſſel zurück, von todblaſſer Ohnmacht überwältigt.

Die Tochter, die, ohne ein Wort zu verſtehen, begierig zugehorcht und kein Auge von dem Magiſter gelaſſen, ſchreckte von ihrem Sitze empor, da ſie ihrer Mutter Erſchütterung inne wurde, und fing die Ohnmächtige in ihren Armen auf. Louiſon, mit der Theilnahme, die der Weiblichkeit und der Jugend ſo eigen iſt, ſprang dem Fräulein bei, netzte mit Wein die Schläfe der Gräfin, klopfte, nach dem Volksgebrauch, in die kalten Hände derſelben, ſparte keine Mühe, die unerfahrene adeliche Jungfrau im Amt

der Hülfe zu belehren und zu unterſtützen. — Raphael aber, der Arzt, der beſonnene Mann, ſtand, ohne ſich zu rühren. Sein Blick ſchweifte von der Mutter zur Tochter; ſein Gedächtniß grübelte in alten Erinnerungen. Er murmelte vor ſich hin: „Das Geſicht iſt's nicht mehr ... die Stimme hat noch etwas von dem alten Klang ... die Fülle der Geſtalt iſt dahin ... aber Geſtalt und Geſicht ſind neu und täuſchend aufgewachſen in dem Mädchen!“ Unwillkührlich rief der Magiſter, erwachend zur ſeligen Vorzeit, aus: „Euphemia!“

Und ſiehe: das Fräulein ſchaute ſchnell empor, und auch die Gräfin erwachte alſobald, und fragte, während ihre Augenliede ſich langſam öffneten: „Du rufſt mich, ſüße Stimme! Erlebe ich denn wahrhaftig, was ich vor mir ſehe?“ — Raphael antwortete nicht; er ſtarrte jedoch die Gräfin an, bis ſie fortfuhr, indem ſie ſich die Augen verhüllte: „Ach nein, die Zeit der Wunder iſt nicht mehr. Dein Sohn iſt's, den ich geſehen. Er kann den Vater nicht verläugnen; zum Erſchrecken iſt die Aehnlichkeit!“ Dann ſchaute ſie den Magiſter wieder an, zitterte, und wendete das Geſicht ab, wenn ſie ſchon fragte: „Lebt Euer Vater noch, oder ...?“ — „Mein Vater iſt heimgegangen,“ entgegnete Raphael langſam: „doch meinſt Du einen Andern, der da noch lebt und vor Dir ſteht. Zweifle nicht, Euphemia. Ich bin des Paracelſus Schüler; ich bin es ſelbſt, den Du um des Franzoſen willen verlaſſen haſt.“

Die Gräfin zuckte zuſammen, als hätte eine heiße Klaue ſie berührt. Nach einem ſcheuen Blick auf den Magiſter rief ſie mit gerungenen Händen: „Geſpenſter lügen, Blendwerke äffen die Welt. Hab' ich mit meiner Treuloſigkeit Deine grauenhafte Geſellſchaft verdient, Geiſt aus dem Grabe, ſo verſtelle Dich nicht vor mir. Der Leiden gewohnt geworden, will ich meine Strafe ohne Murren aushalten!“ —

„Mutter, was bedeuten Deine Geberden? was haſt Du?“ fragte das Fräulein, für ihrer Mutter Verſtand beſorgt. „Was hat die Frau, lieber Meiſter?“ fragte auch Louiſon beſtürzt. Raphael hörte nicht auf ſie, ſondern ging dem athemlos hereinſtolpernden Bardou entgegen. Der Mann war weiß wie Mehl. Er meldete: „Wir ſind verloren, aber fürchten wir uns nicht. Alles hin, aber beruhigt Euch; es iſt nicht gar arg. Ich habe die Feinde abgehalten ... da kommen ſie ſchon. Ich habe ihnen bereits geſagt, daß ich ihren Einbruch in's Haus nicht leiden würde, und ſomit hab' ich ſie hereingelaſſen.“

Bardou, der ein ungeheures Kreuz von weißem Papier auf ſeine Bruſt geheftet hatte, fällte, da ſich Getöſe von Bewaffneten hören ließ, ſeine Partiſane, und trat hinter den Magiſter zurück. — „Die Mörder!“ kreiſchten die Weiber auf. Die junge Gräfin deckte mit ihrem Leibe die Mutter; Louiſon, von wunderbarem Muthe beſeelt, umklammerte den Magiſter einen Augenblick, und warf ſich hierauf den Hellebarten und Arquebuſen entgegen, die von dem anlaufenden Trupp der Vorſtadtbewohner geführt wurden. „Tödtet mich, aber verſchont meinen Herrn!“ ſchrie Louiſon, und der Haufe blieb verwundert gaffend ſtehen, in die Thüröffnung gedrängt. — „Wer hat denn Krieg mit Dir, Louiſon?“ fragte der Vordermann, ein Nachbar des tapfern Bardou: „Geh' weg von da, geh' weg. Dir ſoll nichts geſchehen. Aber der König will, daß die Ketzer ausgerottet werden. So eben haben ſeine Trommler den Befehl verkündet und zum Bürger-Aufgebot umgeſchlagen. Wir ſind gute Unterthanen, wie die über der Seine drüben, und der Deutſche da ſoll herausſagen, weß Glaubens er iſt, und ob die Weiber, die man hereingehen ſah, hugenott'ſche Weiber oder nicht.“

„Unverſchämt! ich leid' es nicht,“ ſchrie Bardou,

ſetzte aber alſogleich hinzu: „Die Leute haben Recht, Herr Profeſſor. Packt Euern Roſenkranz aus!“

Ohne des Prahlers Rath abzuwarten, hatte Raphael ſchon das Kruzifix in die Hände genommen und vor den Augen des Volkes geküßt. Feierliches Beifallgemurmel lief durch die Menge, die ſich immer vermehrte. — „Nimm hin, Abtrünnige!“ ſagte der Magiſter halblaut, indem er der Gräfin das Bild des Gekreuzigten hinreichte: „rette Dein Leben, auf daß Deine Seele wieder gerettet werde!“ — Nach einigem Zögern empfing die Gräfin mit überſtrömenden Augen das Bild, und that wie Raphael. „Für mich und meine Tochter!“ rief die Mutter, und betete das Credo mit lauter Stimme. Das Fräulein legte die Hand auf das Kruzifix und ſprach: „Amen!“ — Die Spießbürger waren zufrieden und entfernten ſich. Louiſons Freude kannte keine Gränzen. Dagegen verſank die Gräfin in plötzliche Schwermuth. „Wie's auch kömmt, ich habe mein Todesurtheil gebetet;“ ſagte ſie voll Kummer. „Die Altgläubigen haben mir verziehen, aber mein Gemahl wird es nicht. Wenn jemals der Graf Thiars erfahren ſollte, was ich gethan, um mein und ſeines Kindes Leben zu beſchirmen, ſo wird er mich umbringen mit eigener Hand!“ — Die Tochter ſchüttelte bitterlächelnd den Kopf. Raphael fragte: „Wer iſt der Graf?“ — „Mein Gatte,“ verſetzte Euphemia, vor dem Auge des Magiſters auf's neue erſchreckend. — „Wie iſt Larogue zur Grafenkrone gelangt?“ forſchte Raphael weiter. — „Du fragſt, Du Uebernatürlicher, als ob Dir irgend etwas auf Erden verborgen wäre? Du ſammelſt glühende Kohlen auf mein Haupt. Weißt Du nicht, daß Larogue ſchon längſt zur Ruhe gegangen iſt? daß er, mit grundloſer Eiferſucht den Grafen verfolgend, von dem Schwerte des Letztern gefallen? daß Thiars großmüthig ſich meiner Hülfloſigkeit erbarmt, und, meine Ehre vor der Welt zu retten, mir ſeine Hand gereicht? Grauſamer Schatten

des unverſöhnlichen Raphael! weißt Du denn nicht die Qualen, die ich mir beſcheert habe, als ich meiner Liebe den Eid gebrochen? Wüßteſt Du denn nicht die Kette von Leiden, die Larogue und Thiars um mein Herz und Leben gewunden haben? Ach, meines Vaters zürnende Geſtalt hat mir in meinen Träumen unglückliche Tage ohne Zahl vorhergeſagt; aber der unglücklichſte von allen iſt der Tag geweſen, an dem der harte Thiars mir ſeinen Ring gereicht!"

Die aufgehende Sonne zückte ihre erſten brandrothen Strahlen in's Gemach. Als wie beſchieden, um der Gräfin eine Antwort auf ihre Frage zu geben, ſtand Beaufire vor ihr, vom Laufen verſtört und erhitzt, und ſagte: „Gott hat euch geſegnet, werthe Damen, indem er euch rettete. Er tröſte euch zu dieſer Stunde. Ich ſag' es frei heraus: Ihr werdet den Herrn Vater nimmer ſehen. Graf Coconas hat ihn, ſo wie noch mehrere Andere, vor dem plötzlichen Tode bewahrt, um ihn langſamern Qualen aufzuſparen. Vor einer Stunde erſt habe ich ſeinen Leib gefunden und in der Seine begraben, damit er eure Augen nicht mehr erſchrecke. Als ein Wahrzeichen und Andenken hab' ich für die Wittwe dieſen Ring von des Todten Finger genommen!" — Als Beaufire den Ring hinreichte und die Gräfin denſelben haſtig mit dem ihrigen verglich, von dem ſie juſt vor einer kleinen Weile geredet, ſahen alle Anweſende tief ergriffen auf dieſe Ehepfänder, von denen das eine ſo roth und rauh von Blut, das andere wie von Freude ſtrahlend in den Sonnenflammen. „Ich hab's erwartet," ſagte die junge Euphemia mit Ergebung. „Seine Seele iſt bei Gott!" betete die Matrone. — Erſchüttert waren Alle; doch begingen ſie nicht ſowohl eine Handlung der Trauer, als vielmehr ein Feſt der Freiheit. Der böſe Zauberer hatte ſeinen Talisman, der Tyrann ſeinen Sklaven die Kette ausliefern müſſen.

Beaufire aber hatte für Alles geſorgt. Seine Freunde und Diener hatten das Haus des Juweliers Düfaure vor Plünderung geſchützt und das Eigenthum der Gräfin erhalten. Er ſelber hatte für die Damen frei Geleit vom König ausgewirkt. Dennoch war nicht rathſam, ſchon jetzt zur Stadt umzukehren. Die Mördereien dauerten fort; der Pöbel berauſchte ſich, trotz des königlichen ſchwach gehandhabten Verbots, in Ausſchweifungen aller Art. Es wurde darum beſchloſſen, des kriegeriſchen Bardou Haus einige Tage zu behaupten. Auf Raphaels Vorſchlag in dieſem Sinne bewies ſich Bardou anfänglich, wie es bei ihm Brauch war, äußerſt ungeberdig; betheuerte, die größte Gefahr dabei zu laufen und zu viele Unannehmlichkeiten dadurch zu haben. „Ich thu's wahrhaftig nicht; ich wäre ein Narr," ſagte er: „mein Haus hat ſchon für dieſe Frauen ſeine Schuldigkeit gethan; jede Gefälligkeit hat ein Ziel; ich leid's durchaus nicht. Ihr müßt euch aber behelfen, und Du wirſt ſorgen, Louiſon, daß dieſes ſchmucke Fräulein bei Dir ein leidlich Unterkommen finde. Ich könnte es wirklich nicht mit anſehen, wenn unſer biederer Herr Paracelſe in ſeiner Wohnung geſtört und beunruhigt würde. Ein Gelehrter braucht Ruhe vor Allem, und was dazu gehört. Aber, Herr Doktor und Profeſſor, ich kann Euch wahrhaftig nicht helfen. Ihr müßt die alte Dame in Euerm Zimmer laſſen und unterm Dache ſchlafen. Seht ſelbſt, Herr Cavalier, Frau Gräfin und Tochter: ich müßte meinen braven Herrn Paracelſe aus dem Hauſe werfen, um euch Platz zu machen, wenn ich euch bei mir behielte. Das geht alſo nicht, ihr ſeht's. Aber auf ein paar Tage kömmt's nicht an, und laſſet's euch wohl ſeyn bei mir. Der alte Bardou weiß ſeine Gäſte zu behandeln, und hat Geduld, bis ſie ihm ausgeht, und es iſt ihm lieb, wenn ihr ein Jahr bei ihm verweilen wollt; vorausgeſetzt, daß ihr etwa übermorgen abzieht, was mir

Freude machen wird, denn ich habe wirklich keinen Platz."

Louiſon ging mit dem Fräulein hinweg, um daſſelbe zu bekleiden, ſo gut als ſie es im Stande war. Bardou führte den Junker Beauſire in den Garten, um ihm deſſen Schätze zu zeigen. „Es iſt gut," ſagte er, „wenn der König erfährt, daß ein Mann, wie Bardou, an den Thoren von Paris wohnt. Nicht, als ob ich nach einer Auszeichnung, oder nach einem Titel, oder nach Geldbelohnung ſtrebte. Pfui! das Alles könnte ich gar nicht ertragen, wenn mir's auch der König aus freien Stücken ſchenkte. Aber wenn er mich zum königlichen Gärtner machte, wenn ich ein ſchönes Wappen auf mein Thor ſetzen dürfte ... das ließe ich mir gefallen, ſo wie eine kleine Zulage an baarem Gelde; denn das Handwerk koſtet viel, und bringt doch wenig ein ..."

Die Gräfin und Raphael waren allein. Euphemia ſtützte den Kopf in die Hände und ſagte: „Iſt mir doch, als müßte mir das Gehirn zerſpringen. Meine Lage iſt mir wie ein Traum, wie ein verworrenes Gebilde, das die Fieberhitze erzeugt hätte! — Biſt Du noch immer hier, Räthſelhafter?" fragte ſie auffahrend, und Raphael anſtaunend: „Sey gnädig; weiche, o weiche von mir! Grauſamer, umſonſt iſt mein Bitten? Ha, muß denn der Tagesſchein, je mehr er wächst, die bezaubernd̈ſte, die ſchreckbarſte Aehnlichkeit, die ich je geſehen, immer genauer ausbilden?"

„Beruhige Dich," antwortete Raphael ſanft: „ich bin's ja wirklich. Dieſe Hand war's, die einſt vertraulich in der Deinigen lag, dieſe Arme haben Dich umfangen, dieſer Mund hat Dich einſt geküßt. Ich lebe, Euphemia, wenn auch jene ſchöne Zeit, die bitter enden ſollte, längſt vorüber iſt. Der Himmel hat ein Wunder an meinem Aeußern gethan, das ich ſelber nicht begreife. Wer weiß, wozu Saturnus mich aufſpart, weil er ſpurlos an mir vorüberging!"

„Du biſt es ſelbſt?“ fragte Euphemia träumeriſch. Dann trat ſie raſch, wie in einer Verzückung, vor den Mann, ergriff ſeine Hände und rief: „Ja, Du biſt's; o freilich, Du biſt's, und die Liebe rührt noch einmal in wonniger Erinnerung mein vertrocknetes Herz. Ich bin Deiner nicht würdig geweſen... ich habe Dich betrogen.. aber glaube mir, ich habe ſchwer gebüßt; noch mehr: ich habe mich gebeſſert in der Buße. Ich bin nicht mehr das leichtſinnige Weib, dem ein Schwur geweſen wie ein leerer Hauch. Ich bin ſtark geworden im Leide, ich habe mich kennen gelernt; ich darf mich wieder achten. Wenn ein Gott mir gnädig wäre, ich wollte Dir Alles ſeyn, meine Welt nur in Dir finden, Du Theurer, und verlangte dafür nur Deine Verzeihung! Ein Wetterſchlag vom Himmel hat mich frei gemacht... was würde ich mit meiner Freiheit beginnen, wenn Alles wäre, wie ſonſt? Dir ſie ſchenken, Dein ſeyn... das wollte ich, und von Herz und Habe nichts, gar nichts für mich behalten!“ — Sie umarmte und küßte Raphael mit Heftigkeit und Inbrunſt. Eine Wendung des Abwehrenden brachte die Entzückte vor den Spiegel des Gemachs. Sie blickte hinein. Mit einem Weheruf taumelte ſie von Raphael hinweg, und mühſam arbeiteten ſich aus ihrer Bruſt die Worte hervor: „Du biſt's; ja, Du biſt's, aber ich bin's nicht mehr, ich Unglückſelige!“ ... —

Raphael verſuchte einige Troſtſprüche, bat die Matrone, ſich zu faſſen. Ermattet wies ſie ſeine Hand von ſich, indem ſie verſetzte: „Laß ab mit Troſt und Beileid. Du weißt nicht, wie kalt die Worte aus Deinem Munde gehen! Mich friert in Deiner Nähe! O, laß mich einſam trauern um die Jugend! wär' ich, wie ich einſt geweſen, Dein Gefühl würde mich warm umſchließen. O ſage mir, wo haſt Du den Quell der Jugend gefunden? Reiche mir von der Wunderarznei, die verjüngt; laß mich wieder aufblühen an Deiner Seite, daß ich Dir vergelten kann, daß ich

mich vor meinem Ende ſelig preiſen darf; daß ich mich rühmen mag, wenigſtens einmal das Glück der Erde genoſſen zu haben!" —

Raphael litt unter der Matrone Erregung, die ihrem Alter ſo wenig anſtand. Ernſthafter gebot er: „Laß doch die wilde Schwärmerei. Jene Zeiten kommen nicht mehr. Todtes wird nicht lebendig. Denk' an Deinen Wittwenſchleier, Euphemia!"

Die ſtrenge Rede brachte die beabſichtigte Wirkung hervor, indem die Gräfin plötzlich in tiefes Schweigen verſank. Zugleich bemerkte indeſſen Raphael, daß die Unterredung nicht ohne Zeugen geweſen war. Die junge Euphemia und Louiſon, beide blaß und mit unverwendeten Augen, lauſchten an der halbgeöffneten Thüre. — „Nur herein!" rief der Magiſter ſchnell gefaßt: „es war eine kleine Kriſis. Die Mutter wird ſich ſchnell erholen. Wenn Ihr erlaubt, Frau Gräfin, werd' ich fortfahren, Euch in Kürze zu erzählen, was ſich im Vaterlande zugetragen!"

Die Gräfin, ſeine Abſicht verſtehend, nickte ihm zu, und Raphael hob an zu erzählen, was ihm gerade beliebte, und geeignet ſchien, die Mädchen zu zerſtreuen und auf andere Gedanken zu bringen. Aber das weibliche Geſchlecht vergißt am allerwenigſten, was es verſtohlen ſieht und hört. Wenn Louiſon und das Fräulein auch nicht verſtanden hatten, was deutſch geſprochen worden war, ſo hatten ſie doch genug geſehen, um die wunderlichſten Vermuthungen und Zweifel in ihrem Kopfe anzupflanzen.

Fortſetzung im nächſten Bande.

Der Koch des Cornaro.

1.

Unter der Menge von wohlgebildeten Frauen, die an einem Frühlingsmorgen in der Venediger Hauptkirche des heiligen Markus ſich zuſammengefunden hatten, war gar bald zu bemerken ein liebliches Mädchengeſicht, das wie eine Roſe aus dem weißen Schleier hervorſchaute und die Augen nur zerſtreut nach dem Altar, aufmerkſamer jedoch nach einem Pfeiler wandeln ließ, wo kerzengerade ein junger Mann ſtand, der ſeinerſeits die Blicke nicht von der Roſe verwendete. Zur Seite des Mädchens befand ſich eine alte Frau, die, ganz wider die Gewohnheit der Duennen, ein frohmüthiges Antlitz zeigte und nicht ſelten dem Pfeilerheiligen einen Augenwink zuwarf, wohlwollend und mütterlich. Die Tracht der beiden Frauen war die bürgerliche; der junge Mann an der Säule ſtreifte mit ſeiner Kleidung an den Nobile, doch war ſein Mantel abgetragen, und es ſchien unter demſelben nicht viel beſſer auszuſehen, denn der Liebesritter hielt ihn feſt zuſammen und verbarg in ſeinen Falten ſo gut als möglich den kahlen Hut mit der geflickten Straußfeder. — Dafür war ſein Geſicht ein blendendes Juwel von Treuherzigkeit und Milde, ſein Haar ein blinkendes Gold und verwandt mit den hellen Locken der Jungfrau. Man würde beide ſchwerlich für

Italiens Kinder gehalten haben, wenn nicht die Augen den ſüdlichen Urſprung verrathen hätten. Das Pärchen wurde des Anſchauens nicht ſatt; die Duenna ermunterte flüſternd bald das Mädchen, nickend bald den Jüngling, und die Meſſe ging zu Ende und die Verſammlung löste ſich auf, und ſchon näherte ſich der junge Mann vorſichtig ſeinen Freundinnen, um einen „glücklichen Morgen“ zu bieten und ſeine Begleitung anzutragen, als dieſe Hoffnung dreier Herzen mit einem Male zu nichte gemacht wurde durch das Hinzutreten eines großen, ſtarken Mannes, der mit väterlicher Vertraulichkeit die Hand auf Giulia's Schulter legte. Die Tochter erſchrack ein wenig, dann lächelte ſie etwas verlegen, dann neigte ſie ſich vor dem Vater mit dem ſtattlichen Bart freundlich und küßte ihm ſchmeichelnd die fette Hand. — Der Anbeter verſchwand auf eine Handbewegung der guten Mamma Reſa wie ein Schatten, und die Matrone ſagte mit Heiterkeit zu dem Alten: „Seyd geſegnet, Meiſter Bartolo. Wir waren Eurer Ankunft heute nicht gewärtig.“ — „Das glaub' ich wohl, beim Bacchus! ich ſiede wie das Oel in der Fiſchpfanne. Mein Kopf ſoll zur Artiſchocke werden, wenn ich geſtern Abend mir träumen ließ, daß ich heute euch ſehen würde, liebe Giulia, liebe Mamma Reſa. Kommt indeſſen mit mir; führt mich in euer Haus, wo ich ſchon vergeblich angeklopft habe. Laßt mich ausruhen im weichen Polſterſtuhl und ſchwatzen, weil ich denn doch einmal da bin, und während Tommalà die Einkäufe beſorgt.“

Sie gingen, wie der Vater wünſchte. Giulia ſah noch einmal ſcheu zur Seite, um des geliebten Ritters anſichtig zu werden. Bartolo drehte ihr aber mit pfiffigem Lächeln den Kopf zurecht, indem er ſagte: „Schaue vor dich hin, mein Töchterchen. Dies ſteht den Mädchen beſſer an, als nach den leichtſinnigen Junggeſellen blinzeln.“ — In Reſas Wohnung, nachdem er auf dem

Polſterſtuhle Platz genommen, fuhr er zur unbehaglichen Verwunderung der Frauen im Texte fort, ſprechend: „Ich habe, als ich in der Kirche hinter euch ſtand, ohne bemerkt zu werden, wohl geſehen, was meine Giulietta im Sinne hat, und ich zanke weniger mit ihr, als mit der Baſe. Bei Gott, Mamma Reſa, habe ich dich angeſtellt, um mein Kind einem jungen Laffen entgegenzuführen? Mamma Reſa, ich hoffe, das wird nicht ferner geſchehen. Ihr kennt nicht die Welt, nicht die Leute; ihr glaubt gar ſchnell, Dieſe und Jener paſſen zuſammen, wie Milch und Zucker, und beim Licht beſehen ſtimmen ſie wie Milch und Eſſig, die ſich zu Tode beißen, oder wie Waſſer und Oel, die ſich nimmermehr vereinigen. Darum noch einmal: unterlaßt das Getändel, oder das behagliche Leben wird aufhören, Mamma Reſa. Ich würde mein Kind von dir nehmen und anderswo unterbringen müſſen, und du könnteſt dann abermals Mützen ſtricken und Plunder feil haben, um dein Leben zu friſten, Mamma Reſa. Grobes Brod nach Marzipan, verdorrte Kaldaunen nach Schildkrötenbrühe — wie ſchmeckt das?“

Weil die Frauen keine Sylbe erwiederten, fuhr Bartolo fort: „Wer iſt der Menſch? Er ſieht kahl aus, wie ein abgeſchuppter Karpfen. Sein Tiſch muß ſchmal beſtellt ſeyn, und woher nähme er da eine wohlbeleibte Seele? Der Menſch iſt immer nur, was ſein Magen aus ihm macht. Der Hunger macht ſchwach und ſchlecht.“ — „Hm,“ verſetzte Reſa etwas verlegen, „der Doktor Marjolin hat allerdings nicht viel übrig, aber ſeine Nüchternheit wird die Mutter ſeiner Weisheit ſeyn und ihm mit der Zeit gewiß die reichſten Patienten beſcheeren. Aller Anfang iſt ſchwer, und beſſer, mein' ich, eine Armuth voll Ehren, als der Reichthum eines lockern und herzloſen Praſſers, der nur ſich ſelber kennt auf Erden. Glaubt mir, Vetter Bartolo, dergleichen Leute ſind ſchon

der Giulia tapfer nachgeſchlichen, und ich habe ſie noch tapferer abgewieſen." — „Da haſt Du wacker gethan, Mamma Reſa. Den reichen Gleißnern iſt ebenfalls nicht zu trauen. Sie lecken gern die ſüße Brühe und laſſen den Brocken trocken liegen. Sie gleichen den in franzöſiſchem Wein geſottenen Krebſen, ſchön roth und glänzend mit vergoldeten Scheeren und Schweifen; nur ſind ſie dabei lebendig und kneipen tüchtig."

Nachdem er dieſe Worte geredet, verſank Bartolo unvermuthet in tiefes Nachdenken, während deſſen die Frauen, ſich gegenſeitig zuwinkend, mäuschenſtill blieben. Bald richtete ſich Bartolo mit ſorgefinſterem Antlitz auf, und begann mit völlig verändertem, gravitätiſchem Tone: „Krebſe, Seekrebſe, mit vergoldeten Scheeren und Schweifen, ein Peterſilienblatt vor der Schnauze — beinahe hätte ich dieſe wahrhaft königliche Schüſſel auf meiner Liſte vergeſſen." — Er machte einen Knoten in ſeinen Gürtel, und ſprach zu Mamma Reſa weiter: „Eine Freude wär's für Dich, Muhme, das leckere Gaſtmahl anzuſchauen, das mein Herr morgen auf ſeinem Landhauſe gibt. Was meinſt Du? Sieben Trachten aus der Küche, viere aus der Kredenz! Königlich, ſage ich Dir. Unſer Fiſchlieferant, der Auſternfänger, der Zuckerbäcker, ſie können nicht genug Vorrath herbeiſchaffen; Tommalà, mein Küchenburſche, läuft umher, wie ein Mordbrenner. Ich brauche wenigſtens ſechs Laſtträger, um die koſtbaren Dinge in mein Schiff zu liefern. Nur einem Bartolomeo Scappi iſt es gegeben, in ſo kurzer Zeit Wunderdinge zu verrichten. — Wunderdinge, denn dem edlen Herrn Luigi iſt erſt geſtern ſpät am Abend eingefallen, den Schmaus zu geben. Ich werde dabei faſt zu Grunde gehen; die ganze erlauchte Republik Venedig iſt nicht im Stande, meinen Schweiß mir zu vergelten; aber die Ehre, die Ehre und das Anſehen meines Herrn — ſie geht mir über Alles." — Worauf Reſa lächelnd verſetzte:

„Der edle Cornaro muß eine Zauberquelle beſitzen, die unaufhörlich Zechinen ſprudelt. Der Aufwand wäre ſonſt nicht möglich.“

Bartolo legte den Finger auf den Mund. „Pſt, Mamma Reſa! keinen Spott getrieben mit dem Reichthum meines Herrn! Gott ſegne ihn und ſeine Freigebigkeit! Ich habe hier gelernt bei den Giuſtiniani, ich habe zu Rom gearbeitet bei dem Kardinal Aleſſandri, ich habe ehrenvoll gedient beim Herzog Bracciano; aber alle dieſe vornehmen Fürſten und Herren ſind Geizhälſe und Schmutzlappen geweſen im Vergleich mit meinem jetzigen edlen Herrn Cornaro, der Zierde des Adels. Gott ſegne ihn und ſchenke ihm einmal eine beſſere Geſundheit! Ich thue mein Möglichſtes, ſeinen kränklichen Leib aufzurichten, und zweifle nicht, endlich doch die Panacee zu erfinden, die ihm Stärke und Jugend zurückgeben wird.“ — „Leider ſoll er die ſchöne Zeit der Jugend leichtſinnig vergeudet haben,“ bemerkte Reſa. — „Stille, noch einmal! Er hat ſie zugebracht, wie Edelleute zu thun pflegen. Er hat Vergnügen geſucht, und Vergnügen gefunden. Genug, er ſteht jetzt an den Vierzigen. Da ändert ſich des Menſchen ganze Beſchaffenheit. Ich bin einer Salſe auf der Spur, die Alles dahinten laſſen wird, was an Küchenrecepten in der Welt zu finden: eine Salſe der Unſterblichkeit! Herr Luigi ſoll nicht vergebens einen Künſtler, wie ich bin, in ſeine Dienſte genommen haben.“ — „Beſſer wär's, einen gelehrten Arzt zu Rathe zu ziehen.“ — „Einen Arzt? Pfui, Mamma Reſa! Vor einem Mundkoch eines Edelmanns von Aerzten zu reden! Sind dieſe nicht unſere geſchwornen Feinde? Haſſen ſie uns nicht und müſſen wir ſie nicht haſſen, die unſere Herrſchaft mit ihren Tränken und Pulvern dergeſtalt ruiniren, daß wir Jahrelang zu thun haben, um ſie wieder aufzubringen, die armen Kranken? Pfui noch einmal! Eine faule Auſter

iſt eine unangenehme Speiſe; dennoch ſchlucke ich ſie lieber, als daß ich von einem Arzt höre, und Herr Luigi iſt ganz und gar meiner Meinung. — Was mir einfällt. — Giulia, wo haſt du deine Gedanken? Giulia, iſt nicht der kahle Ritter von S. Marco auch ein Doktor der Quackſalberei?" — Giulia nickte traurig. — „Unterſteh' dich, nur noch ein Wort mit dem Todtſchläger zu reden!" — „Er hat mir in ſchwerer Krankheit das Leben gerettet; wißt Ihr noch, Bartolo?" ſprach Reſa, „vor einem Jahre war's. Ihr wart auf Reiſen mit der Herrſchaft." — „Ja," verſetzte Scappi mit verklärtem Angeſicht, „im Königreich Neapel waren wir, zu Capua. Dort jagte Herr Luigi ſeinen Haushofmeiſter von dannen und ſetzte mich zum Oberhaupt ſeines Hauſes ein. Niemals iſt einem Koch ſolche Ehre widerfahren, und ich genieße ſie noch heute. Tafelmeiſter, Kredenzer, Vorſchneider, Garderobemeiſter, Dispenſirer, Küchenſchreiber, Kellerverwalter, Burſche und Jungen, Stallknecht und Maulthiertreiber — Alle ſtehen unter meinem Befehl. Aber ich meine, daß ich die Auszeichnung verdiene. Welche Ordnung, welche Regelmäßigkeit im Dienſt! Gott lege mir noch hundert Jahre zu! meines Freundes Sohn, der Tommalà, wird ein Koch, nicht ſchlechter als ich. Ich habe ihn dir zum Mann beſtimmt, Giulietta." — „Heilige Mutter! den Dickkopf!" — „Bah, was thut's, daß er einem Stör nicht unähnlich ſieht, und noch ähnlicher einem ſauber geputzten Kalbskopf? Der Menſch iſt wacker und anſtellig; er hat dabei vom Seinigen, iſt nicht ſo arm, wie der abgetragene Doktor, der den Edelmann ſpielen möchte. Stand er nicht bei der Wandlung ſo nachläſſig da, als wie ein Jäger, der ein Häslein ſchießen will? machte er nicht alle Augenblicke das Kavalierkreuz, indem er den Haarſtrauß in die Höhe, den Schnurrbart nach beiden Seiten, den Kinnſchopf nach unten ſtrich? Ich hatte ihn gleich weg, den ſtolzen armen Schlucker."

Der gute Scappi würde ſich zum Schrecken ſeiner Zuhörerinnen noch weit energiſcher ausgeſprochen haben, wenn nicht Tommalà's Eintritt ihn unterbrochen hätte. Dieſer plumpe Geſell, einem ungeſchlachten Kalbe in der That zu vergleichen, erſchien mit beſchmutzten Schuhen und naſſen Kleidern, denn er kam aus der Fiſchhalle, von Pontius und Pilatus. Am rechten Aermel trug er die Spuren eines Eierdotters, den ihm ein ſpaßhafter Küchenfreund nachgeworfen, am linken einen großen Rußfleck. Seine rothen Hände zogen verlegen die Mütze von dem kurzgeſchorenen Haupte, ſeine Füße ſcharrten ungeſchickt aus, da er Giulietta erblickte. Das Mädchen lief vor dem Popanz davon. Als der Vater, ein Polterer ohne Nachhaltigkeit, von der Tochter Abſchied nahm, um mit ſeinen Vorräthen nach Hauſe zurückzukehren, ſagte er gutmüthig: „Stelle dich nur nicht an wie eine wilde Ziege, Kind, und verziehe deine Lippen nicht, als hätteſt du Wermuth gekoſtet. Der Tommalà wird dir ſchon einmal gefallen, auf mein Wort. Aber — bei'm Bacchus! — laß mir den Quackſalber bei Seite! Ich habe dich nicht von dem Hauſe meines Herrn und von den vielen Männern darin entfernt gehalten, um dich einem Habenichts zu überlaſſen. Mamma Reſa weiß um meinen ganzen Willen, und ich hab' ihr mit einem ewigen Quatember gedroht, wenn ſie nicht Alles befolgen würde, was ich ihr gebiete. Richte dich auch darnach; in acht bis zehn Tagen ſiehſt du mich wieder. — Aber halt, damit ich's nicht vergeſſe: Bereite geſchwinde ein Dutzend Sträußer und köſtliche Blumen, auf Stengeln von Seide und Goldfäden; taufe ſie wacker mit wohlriechender Eſſenz und ſchicke ſie mir morgen früh mit dem Poſtſchiff, ohne Fehl. Deine Arbeit ſoll mir bei der Tafel Ehre machen, hörſt du?"

2.

Als das Boot auf ſpiegelheller Fluth von Venedigs Ufermauern abfuhr und ſeinen Lauf nach dem feſten Lande nahm, hob Bartolomeo Scappi, wie ein König thronend zwiſchen Fiſchbehältern und Auſternkörben, zu ſeinem Küchenzögling an: „Betrübe dich nicht, guter Tommalà, über des Mädchens Eigenſinn. So ſind ſie Alle, wenn ihnen der Bräutigam vorgeſtellt wird. Der Sprödigkeit folgt die Zärtlichkeit im vollen Maße. Mit der gehörigen Beize von Eſſig, Pfeffer und Gewürznägelein wird der Rabe ſo zart wie eine Taube, die von der Maſt kömmt. Sogar das Wildſchwein nimmt Geſchmeidigkeit und Milde an, wenn man ihm gehörig mit Sengen und Dünſten, mit Spezerei und Fett zuſetzt. Auch mein Herz hat einſt über den Kohlen der Liebe geſchmort und geziſcht wie ein geſpicktes vom Schöpſen; dennoch iſt es von dem Roſenwaſſer der Gegenliebe erfriſcht worden. Verzweifle nicht, mein Junge.“ — „Ihr habt gut reden, Meiſter Koch,“ antwortete der blöde Burſche, indem er ſich die Thränen aus den Augen wiſchte. „Ihr ſeyd im Trocknen, habt das Heirathen ſchon lange überſtanden. Die ganze Welt preist Euren Ruhm, wie Ihr ſelber, und zwar tauſendmal, geſagt. Ich bin aber noch ein Lehrling, und Eure Tochter, die Tochter eines ſo berühmten Mannes, wird den ungeſchickten Tommalà niemals zum Bräutigam wollen.“ — „Kinderei, nichts weiter, Tommalà! Ihre Mutter, Friede ſey mit ihr! war eine ſteife Illyrierin, mit einem Kopf, ſo hart wie ein Mörſer. Giulia hat etwas von ihrem Kopf geerbt. Aber ich will ſie ſchon gar kochen am Feuer der Sehnſucht, würzen mit dem Pfeffer väterlicher Autorität, und euch beide zuſammenbringen, friedlich, wie zwei Goldfaſanen auf einer Schüſſel.“

Bei dieſen Worten verfiel Bartolo abermals in je-

nes Nachdenken, das ihn ſchon in Reſas ſtiller Kammer überraſcht hatte, und er ſagte, ſchnell emporfahrend: „Wie ſchade, daß Morgen ein Faſttag ſeyn muß, Tommalà! Der Schmauß wird zwar nichtsdeſtoweniger herrlich ſeyn; denn das ganze Meer und die Flüſſe weit und breit ſpenden mir dazu ihre Schätze, aber die Abwechslung leidet unter'm Faſtengebot, und wir haben ſo herrliches Geflügel in unſerer Diſpenſa!"

Tommalà ſtemmte die Ellenbogen auf die Knie und fragte: „Wie iſt wohl dem Herrn ſo plötzlich eingefallen, eine große Mahlzeit zu geben? Kaum haben wir ausgeruht von der letzten Schmauſerei und alsbald wird eine andere ausgerichtet?" — Der Meiſter Koch zuckte mit geheimnißvoller Miene die Achſeln und erwiderte: „Wenn du mir verſprichſt es nicht weiter zu ſagen, ſo werde ich dir meine Vermuthungen anvertrauen. Vermuthungen, wirſt du ſagen, aber du magſt wiſſen, daß ich niemals falſche Vorherſagungen ausgegeben habe, ebenſowenig als falſche Thaler. Daher iſt als ſicher und zuverläſſig anzunehmen, was ich vermuthe; und dieſes iſt wieder nichts Geringeres als Folgendes: Herr Luigi Cornaro will Doge werden." — „Jeſu Maria, Doge!" ſchrie Tommalà; der Koch hielt ihm jedoch den Mund zu, in ſein Ohr raunend: „Um der Liebe Gottes Willen! ſchweige, Unbeſonnener, damit nicht unſere Ruderer das wichtigſte Geheimniß vernehmen, das zu dieſer Friſt auf dem Boden der erlauchten Republik ausgebrütet wird. Die Schurken von Schiffern ſind alleſammt im Dienſt der Polizei, und ich möchte nicht gern vor die Zehner kommen."

Tommalà, vor Freuden außer ſich, rieb ſeine Hände, ſtrich ſeine Stirne, zappelte mit den Füßen und murmelte zwiſchen den vor Begierde klappernden Zähnen: „Doge, Doge! das wäre herrlich! Welch ein Glück für uns! Ihr würdet Majordomus, Meiſter Bartolo; ich

würde ein Küchengehülfe erſten Ranges, wir trügen auf unſern Kleidern das Wappen und die Farben der Republik; Trompeter würden das Zeichen zur Tafel geben; Ihr führtet einen ſilbernen Marſchallſtab und ich ein Meſſer mit vergoldetem Heft — ach, wie ſchön!" — Bartolo nahm voll Würdigkeit die Glückwünſche ſeines Zöglings hin und ſagte herablaſſend: „Du haſt Ehrgefühl im Leibe, guter Junge. Das iſt mehr als Gold und Edelſtein werth. Ein Menſch ohne Ehrgefühl iſt, was der Pfau ohne Schweif. — Ach, erinnerſt du dich noch, mein Knabe, wie beim Feſtmahl am letzten Weihnachtstage mein Pfau ſo ſchön ausſah? Ich wette, daß auf der kaiſerlichen Tafel etwas Schöneres nie geſehen worden." — „Gewißlich, Meiſter. Er ſtand auf der Schüſſel, der Pfau, wie ein lebendiger mit Krone und Schweif." — „Nicht wahr, Tommalà? Die Füße und der Schnabel waren verſilbert —" — „Und im Schnabel hielt er das wohlriechende Feuer von Kampher und Aquavit —" — „Und als der Vorſchneider das Meſſer anſetzte, Tommalà, und den Flügel des Pfauen aufhob —" — „Flogen die lebendigen Vögel empor, die Ihr in den Pfau geſetzt hattet, Meiſter Bartolo. Dieſe Erfindung macht Euch unſterblich für alle Ewigkeit." — „Nicht doch, nicht doch, mein guter Junge Tommalà. Sie kam aus einem ſchlichten ſterblichen Schädel, nichts weiter, Tommalà. Was ich aber ferner ſagen wollte: weißt du auch, warum du heute gehen mußteſt, den edeln Herrn Camillo Muzenigo einzuladen?" — „Hm, vermuthlich gerade nur, um ihn zur Tafel zu bitten." — „Nicht doch. Es ſteckt eine kleine Bosheit unſeres Herrn dahinter. Jener Edelmann hat nämlich geſagt, Cornaro ſitze auf den Hefen, indem er Alles verſchwendet habe, und einen Dogen, wie er ſeyn würde, könne die Republik nicht brauchen. Darum hat ihn der Herr eingeladen und will ihm die mißgünſtigen Augen verblenden mit allem Gewicht ſeines Reichthums."

— „Bravo, Meiſter. Wollen wir nicht eine von dieſen Foglietten da auf Herrn Luigis Geſundheit leeren?“ — „Meinethalben, liebſter Tommalà, 's iſt Wein, der über's Meer gekommen, ein leichter von Iſchia. Trinke herzhaft. Alle Verläumder ſollen zu Schanden werden, wie wir's morgen an dem Mucenigo erleben werden. Wer einen Kopf von Glas hat, ſoll ſich nicht Steinwürfen ausſetzen, wenn er klug iſt.“

„Welche Gäſte werden morgen beim Herrn ſpeiſen?“ — „Nicht gar viele, aber wunderliche Leute mitunter: Der deutſche General, der in Padua kommandirt; ein Deutſcher, obendrein ein Schweizer, damit iſt ſchon Alles geſagt: ein Leckermaul, und immer durſtig, und ſtets grob, und ewig unzufrieden, ein raufſüchtiges Gemüth. Ich lieb' ihn nicht; warum auch die Republik immer ſolche Leute im Dienſte haben muß? — Sodann nenne ich den Spanier Don Arias; er iſt ſo ſteif wie Stockfiſch und aufgeblaſen wie ein indianiſcher Hahn. Ich mag ihn nicht leiden. Wen haben wir noch? Ja, den Franzoſen, einen gewiſſen ſpaßhaften Ritter Goriflé; du kennſt ihn ja, den Schalksnarren. Sind ſie lächerlich, die Franzoſen? he? Mir eckelt vor den Späßen des Goriflé. Ferner der Pater Felix; ein gutes Männchen, aber ein grober Bergamasker ohne alle Manieren. Ich könnte ſeiner wohl entbehren. Endlich kommt noch der Schlimmſte von Allen: ein Raguſaner, Guaſtobolco geheißen: eine widerliche Natur, die ich nicht ausſtehen kann. Da haſt du die ganze Geſellſchaft.“ — „Danke, Meiſter Bartolo. Wie kommt es aber, daß Ihr ſtets gegen dieſe Leute ſo höflich und unterthänig ſeyd, während Ihr ſie doch nicht leiden könnt?“ — „Mein liebſter Tommalà, es iſt die Pflicht eines jeden Dieners, diejenigen aufmerkſam zu behandeln, die der Herr begünſtigt. Eine beſſere Geſellſchaft habe ich freilich längſt dem Herrn gewünſcht; denn ſitzen nicht gerade immer die Genannten an ſeinem

Tiſche, ſo ſind's andere, die nicht beſſer ſind. Aber das Feuer brennt mich nicht. Nur ärgere ich mich höchlich über den General, den Franzoſen und den Raguſaner. Sie eſſen für dreißig, und man kann nicht genug für ſie aufbringen. — Schau, ſchau jedoch, Tommalà, wie eine angenehme Unterhaltung verſtändigen Leuten die langweiligſte Fahrt verkürzt. Schon haben wir die Lagunen verlaſſen. Dort liegt das feſte Land. In einer Stunde, guter Knabe, ſind wir zu Hauſe."

3.

Die Finger der jungen Blumenmacherin in Reſa's Wohnung gingen flink und kunſtfertig hin und her mit Scheere, Draht, Nadel und Farben. Was Giulia im Kloſter gelernt, übte ſie mit fröhlichem Muthe, um ihrem Vater zu gefallen, den ſie von Herzen liebte, und deſſen Drohungen wenig Furcht in ihr erregten, die eine ausgenommen, womit er ihr den Tommalà zum Mann verſprochen. — Darum unterbrach ſie manchmal das luſtige Liedchen, das ſie vor ſich hinſummte, während ſie arbeitete, mit einem ſchweren Seufzer und minutenlangen Schweigen; aber ſodann ſchnell wieder ein Herz faſſend, ſang ſie weiter. — „Es freut mich," ſprach Reſa, da ſie das kleine Mittagmahl auf den Tiſch ſtellte, „daß du fröhlich und guter Dinge biſt. Es wird noch Alles gut ablaufen, wenn wir ſtandhaft ſind." — „Ich bin's," ſagte hierauf Giulia, „ſtandhaft und heiter. Wenn ich mir den dicken Tommalà und daneben den ſchlanken Carlo vorſtelle, kann ich's gar nicht für möglich achten, daß nicht der letztere mein Gatte werden ſollte." — „Sey getroſt; es hat mir von euch ſchon geträumt. Ihr ſtandet am Altar und Pater Benedetto band euch

mit der Stola zuſammen. Solche Träume prophezeien immer die Wahrheit, wenn ich ſie habe. Als ich vor fünfzehn Jahren —“ — „Liebſte Mamma Roſa, erlaſſe mir die Geſchichte; ich weiß ſie ſchon lange auswendig. Sprechen wir von der Wirklichkeit und nicht von Träumen. Ich liebe nicht Geſpenſter, und wenn es die ſchönſten Engelgeiſter wären. Carlo iſt ſchon zweimal vorübergegangen. Wie gern hätte ich ihm den erſten Strauß, den ich fertig hatte — ſieh, wie er prunkt und glänzt! — wie gern hätte ich ihm den Strauß vor die Füße fallen laſſen, wenn nur unſere Gaſſen hier in Venedig nicht ſo enge wären. Der Geigenmacher ſchaut uns gerade in die Fenſter herein, der vorwitzige Geſell. Kaum, daß ich dem guten Carlo einen Gruß nicken konnte. Hat er nicht mit dir geſprochen, als du vorhin über die Gaſſe gingſt, den Fenchel einzukaufen?“ — „Doch, doch mein Täubchen, meine zierliche Königin, meine artige Prinzeſſin. Er wird kommen, ſobald es grau wird. Im Zwielicht kommt er, wie gewöhnlich. Wie gerne ſchenkt er uns ein Stündchen! Wie wohl thut ihm die Zerſtreuung, wenn er ſein Tagwerk vollendet hat, und aus den Hütten der Armuth und des Jammers zurückkehrt, in denen er erſcheint wie ein Engel des Troſts und des Lichts! Viele hundert Zungen preiſen ſchon des jungen Mannes Weisheit und Edelmuth; er hat ſeit den paar Jahren, die er ſich hier aufhält, wahre Wunder gethan; aber in die Häuſer der reicheren Bürger, in die Paläſte des Adels iſt ſein Ruf noch nicht gedrungen. Bis heute ſind nur Bettelleute ſeine Kunden, denen er Unterſtützung verleiht, ſo weit ſeine geringen Kräfte es erlauben, ſtatt daß er von ſeinen Kranken leben ſollte. So geht es aber in der Welt! Das Verdienſt ſchmachtet im Staube, während der Unwerth auf dem Throne des Lebens ſitzt. Doch wird es bei dem lieben Herrn Carlo ſchon einkehren, das Glück. Denke immerhin,

ich habe es geſagt, und die alte Reſa war nie eine ſchlechte Prophetin.“

Giulia drückte der Muhme freundlich die Hand und ſprach: „Ich halte dich beim Wort, und will dir ein hübſches Geſchenk machen, wenn Alles ſich begibt, wie du geſagt. Carlo verdient allerdings jedes Glück, und folglich meine Hand, denn ich werd' ihn glücklich machen. Es ſoll in Venedig nicht ein Paar ſeyn, das ſo zufrieden wäre, als wir. Wenn ich mir nun das Glück von außen dazudenke, — mein Gott, mir ſchwindelt. Wenn wir wohnten in einem Marmorpalaſt am großen Kanal, wenn der Palaſt unſer wäre, und die Säle und Zimmer ſo ſchön, wie im Dogenpalaſte, und alle Vorzimmer voll von Bedienten und vornehmen Beſuchern! Dann hätten wir auch ein Landhaus an der Brenta, ſo gut wie Herr Cornaro, und eine Gondel mit Gondolieren in Livree, und ein Wappen über der Pforte, denn gewiß iſt der Doktor Marjolin von gutem Hauſe; man ſieht's an ſeinem Anſtand, an ſeinen Manieren. Wir lebten wie Fürſten ſo froh, und ich würde unter den Hallen des Markusplatzes ſitzen dürfen ohne Maske, mitten unter all den ſtolzen Damen, die jetzt geringſchätzig auf die arme Tochter des Meiſter Scappi herabſehen!“ — „Du bauſt Luftſchlöſſer, aber ſie werden ſich in marmorne verwandeln; ich ſage es dir,“ lächelte Reſa mit prophetiſch erhobenem Zeigefinger. Da wurde das Mädchen ſtill, ernſthaft ihr Geſicht, und ihre Stimme wankte, da ſie nach einigem Schweigen fortfuhr: „Wenn Carlo glücklich und reich wäre, wie ich geſagt, würde er mich dann noch lieben? das Kind eines Mundkochs? — Ach, ich mag darüber nicht grübeln; ich will nicht wiſſen, was er thäte; aber daß ich ihn von ganzer Seele liebe, und wäre er noch ärmer, als er jetzt iſt, das weiß ich und kann's beſchwören. Wozu einen Palaſt, ein Landhaus, eine Gondel, ein Wappen? Mit ihm vereint,

genügt mir das kleinſte Zimmerchen, eine einzige Schüſſel, das geringſte Stümpfchen Licht. Und wären wir noch ſo jämmerlich beſtellt in unſerm Hauſe, wahrhaftig, ich wollte ihn glücklicher machen, als der reichſte Venetianer es iſt, denn ich habe die Kraft dazu in meinem Herzen."

Bei dieſen Worten fühlte ſich Giulia umſchloſſen von zart umſtrickenden Armen und ein weicher Mund drückte ſich in ihren Nacken. Erſtaunt ſich umdrehend, ſchaute ſie in des Doktors wonnetrunkenes Antlitz. „Welche Freiheit!" ſchmähte ſie mit trotzigem Munde, doch lächelte ihr Auge. — Carlo erwiderte zuverſichtlich: „Mit dieſem erſten Kuſſe habe ich mich erſt ernſthaft mit dir verlobt, als mit meiner Braut in Freud und Leid. Ich habe Alles gehört, mein ſüßer Schatz, und das Herz des armen Freiers klopft nun ritterlich der Zukunft entgegen. Ja, wir werden arm ſeyn, und dennoch überſchwenglich reich. Ein Weib wie du, iſt mit Indiens Perlen nicht zu kaufen. Und was die Zukunft betrifft, ſo laß uns der Muhme vertrauen. Ich ahne ſelbſt etwas dergleichen: entweder meine Kunſt, oder ein Mann, der mir zwar feindlich geſinnt iſt, deſſen Sinn ſich jedoch ändern kann, wird den Grundſtein zu unſerm Wohlſtand legen, und alsdann will ich auch das Wappen wieder hervorholen, das ich vergrub, und zu der Heimath, zum Namen meiner Väter mich bekennen, die ich verließ, um dem genannten Mann nah zu ſeyn, um die Stunde zu erwarten, die ſeinen Haß zertrümmern und ſeine Gunſt hervorzaubern wird, wenn anders die Mächte des Himmels mir gnädig ſind." — „O laß das Wappen ruhen, o laß ihn ſchlafen, den Namen deiner Väter!" bat Giulia, an ſeine Bruſt ſinkend.

Es folgten nun der Worte viele, des ſüßeſten Vertrauens, der edelſten Gelöbniſſe voll. Die wachſende Nacht erinnerte endlich den Doktor, heimzukehren. Da

Reſa mit der Lampe zurückkam, ſprach ſie zu Giulia: „Der Tommalà iſt hin und aufgegeben, wenn du ein bischen Muth haben wollteſt.“ — „Wie das, liebe Muhme?“ — „Wir wollen am Sonntag deinen Vater drüben überraſchen.“ — „Nun? und dann?“ — „Dann ſtelle ich dem Herrn Cornaro in den Weg, ohne daß Meiſter Bartolo etwas davon ahnt, und bitte ihn, beim Vater dein Fürſprecher ſeyn zu wollen. Ein Wort von ihm, und dein Alter iſt wie umgekehrt; ich weiß das ganz genau.“ — „Ach, wie ſollt' ich wagen, bei dem edeln Herrn —? ich habe ihn noch nie geſprochen, kaum geſehen.“ — „Eben darum, kindiſches Mädchen. Wir wollen über dieſen Anſchlag ſchlafen und der nächſte Morgen ſey unſer Rathgeber. Auch haben wir nicht zu eilen. Morgen Freitag, übermorgen Samſtag; der Sonntag iſt noch weit von uns und Zeit zur Ueberlegung hinlänglich vorhanden.“

4.

Cornaros Landhaus an der Brenta war ein ſtattliches Gebäude. Eherne Löwen ſtanden zwar drohend und die Zungen reckend am Eingang; nichtsdeſtoweniger war die Villa die gaſtlichſte in Venedigs Umgebungen. Ein heiterer Glanz überſtrahlte die offenen Galerien, die Balkone, das fernhinſchimmernde Dach. Ueber einen kleinen Vorhof, beſtreut mit vielfarbigem Sande, ſchritt man bequem zur blanken Doppeltreppe von Marmor, die, an der luftigen Säulenhalle lehnend, hinaufführte in die Prunkgemächer, hinter welchen die Wohnzimmer des Beſitzers ſich verbargen. Sie waren geſchmückt, dieſe letztern, mit aller Bequemlichkeit und jedem Ueberfluß, den Reichthum und Geſchmack zuſammenzubringen vermocht hatten. Feine Teppiche aus dem Orient bedeckten die

Fußböden, die Plafonds waren aus künſtlich gefügtem Cederholz hergeſtellt; Gemälde berühmter Meiſter zierten die Wände und große Spiegel erhellten die Gemächer überall, wo nicht gigantiſche Fenſter ſich nach dem reizend geordneten Garten öffneten. Vorhänge von durchſichtigem Goldgewebe verhüllten im Schlafzimmer die wunderſchöne Ausſicht in's Freie; das Bett des Eigenthümers blähte ſich in üppiger Pracht unter ſchweren Decken von niederländiſchem Sammet und Damaſt. Aber in dieſem koſtbaren Bette, unter den reichen Sammethüllen lag ein armer, blaſſer Mann, deſſen Nächte ohne Schlaf, deſſen Morgenſtunden ohne Erquickung waren. Vergebens verſuchte er, mit freigebigen Libationen ſpaniſcher und griechiſcher Weine die Geiſter des Schlummers zu rufen; vergebens ſchlürfte er alle Abende die Eſſenz der leckerſten morgenländiſchen Gewürze: die Hinfälligkeit eines im Wohlleben verbrauchten Körpers und ein ſchleichendes Fieber, das ſtets zur Mitternachtzeit den hinſchwindenden Leib zu quälen kam, verſcheuchten die Ruhe von Cornaros Lager. Glühend von Ueberreiz, neigte er das Haupt auf ſein Kiſſen; ein Bild der blaſſen Verzehrung erhob er ſich am Morgen. Die Unzufriedenheit ſeines Gemüths verdoppelte noch ſeine körperlichen Leiden; denn jeder erwachende Tag war ihm ein nagender Vorwurf geworden, ſo wie jeder Abend ein unnützer Taumel.

Cornaro befand ſich am Tage des Schmauſes, wovon Bartolomeo geredet, nicht um ein Haar beſſer, nicht um eine Feder leichter, als gewöhnlich. Mürriſch, mit gefurchter Stirne, und mattklopfendem Herzen ſah er in die Morgenröthe, die jenſeits ſeiner Goldvorhänge aufgeſtiegen war, durchzittert von dem mächtigern Golde der kommenden Sonne. „Abermals eine heiße Nacht dahin!“ ſeufzte der arme reiche Praſſer; „die Vögel ſingen, die Bäume und Blumen rauſchen und wehen; die ganze

Natur iſt beſeligt und erfriſcht, nur ich allein bin unempfänglich für den Balſam, den der Himmel durch die ganze Schöpfung verſchwenderiſch ausſtreut! Welch ein Elend! und wie lange noch wird es dauern? Die Quellen der Jugend und Kraft ſind mir verſiegt, und alle meine reiche Habe vermag nicht, ſie auf's Neue ſtrömen zu machen! Ich Unglücklicher!"

Das Frühſtück, das ihm gebracht wurde, zerſtreute und ermunterte ihn ein wenig. Er bemerkte, daß ſein Diener ein ſehr betrübtes Geſicht machte, und befragte ihn um die Urſache. „Ich bin heute ein Bischen verſchlafen," antwortete der Menſch, „und Meiſter Scappi hat mich unerbittlich vor allen Andern ausgeſcholten." — „Er hat Urſache dazu gehabt," erwiederte der Herr; doch beneidete er im Stillen den Langſchläfer von ganzer Seele. „Laß mir Scappi kommen," befahl er, den Reſt der Morgenſuppe behaglich auslöffelnd. — Nach einigen Minuten kam der Gerufene mit ſchweißtriefendem Angeſicht und unruhigen Geberden. „Ew. Herrlichkeit verzeihe, daß ich in unanſtändigem Aufzug erſcheine," ſagte er eilig; „aber meine Mühwaltung iſt heute groß und die Zeit ſehr gemeſſen." — „Schon gut; ich wollte dir nur eine Belobung ertheilen. Dieſe Suppe ſchmeckt mir trefflich; Du biſt ein erfinderiſcher Kopf. Wie nennſt du dieſe Brühe?" — „Brodo Apoſtolorum," verſetzte der Koch geſchmeichelt; „ich habe ſie erfunden, da ich beim Kardinal Aleſſandri Eminenz in Dienſten ſtand, und berühmt iſt ſie geworden in ganz Rom, ohne Prahlerei." — „Sie iſt köſtlich, auf mein Wort. Ich bedurfte wahrlich der Erquickung. Guter Scappi, es geht mit mir von Tag zu Tag mehr bergunter." — „Geduld, Geduld, Ew. Herrlichkeit und Gnaden. Sobald ich erſt mit meiner Salſe im Reinen ſeyn werde — " — „Geduld? Sie geht mir aus, lieber Bartolo. Ich befand mich heute ſo übel, wie faſt noch niemals. Ich wollte

ſchon das ganze Feſtin abbeſtellen." — „Wie? nachdem wir ſo viele Anſtalten gemacht, ſo viele Mühe gehabt? beim Bacchus, Herr, das iſt nicht Euer Ernſt." — „Zum Glück befinde ich mich jetzt wieder beſſer." — „Gott ſey Dank!"

„Aber ſieh, wie elend ich bin, wie ich aus den Kleidern falle, wie hohl meine Wangen, wie matt meine Augen ſind!" — „Leider, leider, beſter Herr Luigi! doch iſt es nicht ſo arg, ſollte ich meinen. Bei Tiſch wird man nicht alt, und die heutige Tafel — Ew. Herrlichkeit werden heute lauter Meiſterſtücke ſpeiſen." — „Ich zweifle nicht; aber ich werde mich wieder an deinen Meiſterwerken verderben und krank werden." — „Das verhüte der Himmel!" — „Du bringſt mich unter die Erde, Scappi." — „Ew. Gnaden ſcherzen." — „Nicht doch, deine Kunſt und meine Schwäche ſind im Bunde. Ich kann nicht an deiner Tafel der Mäßigung huldigen, und werde einmal vor einer deiner himmliſchen Paſteten den Geiſt aufgeben." — „Hm, ich will nicht hoffen; wenn's aber wäre, edler Herr — wir ſtehen Alle in Gottes Hand — ſo könntet Ihr doch mit dem Bewußtſeyn hinübergehen, den edelſten Genüſſen auf dieſer weiten Erde erlegen zu ſeyn." — „Edle Genüſſe, die den Tod bringen! es gehört mein Leichtſinn dazu, um dieſen Gedanken zu belachen. Du an meiner Seite, ein Verführer ohne Gleichen, und auf der ganzen Welt kein Arzt, der mich aus deinen Händen und dem Siechthum aus dem Rachen reißen könnte!" — „Ew. Excellenz wird doch nicht wieder mit den Quackſalbern anbinden wollen? eine gebrochene Freundſchaft wieder erneuern? Aufgewärmter Kohl iſt niemals gut." — „Sorge nicht. Ich habe einmal die Dummköpfe aus dem Hauſe gejagt, und es ſoll mir keiner von ihnen mehr herein kommen." — „Das iſt ein ritterliches Wort. Jetzo will ich aber, mich noch bedankend für Ew. Herrlichkeit Gnade, hinweggehen und

meine Runde machen. Die Feuer brennen, die Stunden haſten ſich, die Paſteten werden fertig ſeyn und warten meiner Hände, die Keſſel und der Roſt harren auf die Fiſche; die Confekte und die Salſen müſſen ausgegeben werden; Alles liegt auf mir. Verzeiht daher, edler Herr."

„Nur noch ein paar Worte. Die Tafel —" — „Wird herrlich beſtellt ſeyn. Wir ſpeiſen auf drei Tiſchtüchern, nach jeder Tracht weiße Servietten; in den letzten Servietten lebendige Vögel, eine beſondere Artigkeit für die Gäſte. Der neidiſche Mucenigo wird ſtaunen, wenn ihm die luſtigen Finken um die Ohren pfeifen; etwas Aehnliches hat er noch nicht geſehen!" — „Die Tafelaufſätze, lieber Scappi —?" — „Stupend; ſie werden Ew. Herrlichkeit überraſchen." — „Nichts vergeſſen? die Blumenſträuße —?" — „Blumenſträuße und Zahnſtocher, alle parfümirt, ſind ſo eben aus Venedig angekommen." — „Warum denn nicht von Padua wie gewöhnlich?" — „Die Arbeiterin iſt nachläſſig, Ew. Herrlichkeit. Sie hat zum letzten Feſt erbärmliche Waare geliefert. — „Das iſt wahr; doch thut mir leid, daß die hübſche Cecca um den Verdienſt kommen ſoll."

Scappi betrachtete den Edelmann mit zweideutigem Lächeln, verſetzend: „Ew. Gnaden iſt ſelbſt Liebhaber und obendrein Kenner; aber ich verſichere Euch, daß würdigere und reinere Hände niemals an einem Blumenſtrauß gearbeitet haben, als die ſind, von denen die heutigen Blumen kommen." — Cornaro zog den Alten bei'm Ohrläppchen. „Sieh da! Scappi ein Vertheidiger von Blumenkünſtlerinnen! Haſt gewiß eine Herzensdame in Venedig, und darum verreiſeſt du ſo oft dahin?" — Scappi machte ein erzürntes Geſicht: „Ew. Gnaden — dieſe Vermuthung — ſie ſchmerzt einen Mann, deſſen Alter und Würdigkeit ihn vor ſolchem Verdacht ſicher ſtellen ſollten." — „Ei, ei, warum ſo böſe?" — „Ich hätte das nicht erwartet, Herr Luigi, gewiß nicht. Mein

Alter — alte Hennen geben gute Brühe — und dann bin ich ein ernſthafter Wittwer, ein getreuer Vater.“ — „Wie? du? das erſte Wort, das ich höre, Scappi!“ — „Nun ja doch. Als ich in Eure Dienſte trat, wußte ich, daß Ihr nur ledige Leute haben wolltet, und mir wäſſerte der Mund nach Eurem Hauſe, und daher verſchwieg ich, daß ich eine Tochter habe, eine recht niedliche Tochter, und — weil mir denn doch einmal die Zunge weich wird — dieſelbe niedliche Tochter hat die Blumenſträuße gemacht, die, ohne Schmeichelei, die ſchönſten in der Chriſtenheit ſind.“ — „Und die ich ſehen will, du Geheimnißkrämer, jetzt auf der Stelle.“ — „Ew. Gnaden zu dienen.“

In Kurzem ſtanden die Blumen vor dem prüfenden Auge des Edelmanns. „Ei, das ſind ja meiſterhafte Arbeiten;“ ſagte er überraſcht: „etwas Schöneres habe ich nie geſehen. Ich möchte aber wohl die Künſtlerin einmal ſehen. Du mußt mich bei Gelegenheit hinführen, damit ich ihr meinen Dank in Perſon abſtatte.“ — „Hm,“ lächelte Scappi pfiffig, „da Ew. Gnaden ohnehin bald nach Venedig zurückkehren werden —“ — „Ich? um dort zu bleiben? wahrlich, meinem armſeligen Körper fehlte nur noch die Luft der Lagunen.“ — „Hm,“ fuhr Scappi wie oben und mit niedergeſchlagenen Augen fort; „auf Malamocco*) iſt die Luft rein genug.“ — „Ich verſtehe dich nicht. Was geht mich Malamocco an?“ — „Ei, gar nichts, wenn der edle Herr ſo will. Ich beſcheide mich, da es nicht mein Geheimniß iſt, ſondern das Eurige. Behüte Gott, daß ich mich in die Heimlichkeiten der heiligen Martha miſchen ſollte! Aber es wird mir zu jeder Zeit eine Ehre ſeyn, wenn Ew. Gnaden meiner Muhme Reſa Haus, worin meine Giulia wohnt und das im Annengäßchen gelegen iſt, heimſuchen will.“

*) Sommerreſidenz des Dogen.

— „Zu jeder Zeit? das iſt wohl geſprochen. Geh' an deine Geſchäfte, alter Scappi!"

Der Koch ging, die Ohren hängend und ſich über ſeine Geſchwätzigkeit Vorwürfe machend; denn er traute ſeinem edeln Herrn in gewiſſen Beziehungen nur halb und hätte viel darum gegeben, wenn er ſein geſchwiegen hätte. — Cornaro ſeinerſeits trank einen Pokal Wein aus, um ſich auf die Mühſeligkeit des Eſſens und der Unterhaltung vorzubereiten, und ſendete ſeinen vertrauten Kammerdiener mit einigen Aufträgen dem ſehr ehrenwerthen Herrn Camillo Mucenigo bis zum Landungsplatz entgegen. Dann kleidete er ſich an und erwartete mit künſtlich erregter Lebhaftigkeit ſeine Gäſte, die nach und nach eintrafen.

5.

In dem Garten der Villa Cornaro ſtand ein Luſthaus, erbaut wie ein griechiſcher Tempel, und ruhend auf hohen, glatten Säulen, die ringsum der wohlthuenden Frühlingsluft den Zutritt erlaubten. Unter der Kuppel dieſes zierlichen Gebäudes war die Tafel errichtet. Die Tiſchtücher vom feinſten Linnen waren Meiſterſtücke der Weberei, und artig überſtreut mit Roſenblättern und Lavendel; Teller und Eßzeug von Silber und Gold. Hinter jedem Gaſte ſtand ein Tafeldiener und ein Vorſchneider, hinter'm Stuhle des Herrn der Marſchall mit dem Stabe. An dem Schenktiſch, worauf franzöſiſche und griechiſche Weine zu ſchauen waren, neben den beſten Sorten der italieniſchen, harrten die Mundſchenken des Winks, den Becher zu füllen. Der Credenziero hielt ſich neben dem prachtvollen Confekttiſche, welcher feenhaft ſtrahlte vom Schimmer der Gold- und Silbertaſſen, der

geſchliffenen Flaſchen und der Gefäße von Majolica und Porcellan. Unfern davon ſaßen auf einer, mit rothem Tuch belegten Eſtrade die Muſikanten des Edelmanns und ſpielten die ſchönſten Lieder. Die Gäſte des Mahls ruhten in bequemen Seſſeln, fächelten ſich mit den ſilberdurchwirkten Servietten, kauten an den großen Bretzeln, die auf ihren Tellern lagen, und bewunderten mit allen Zeichen des Erſtaunens den erſten Tafelaufſatz, der in ſechs Figuren aus Zucker beſtand: Diana, den Halbmond vor der Stirn, den Bogen in der Hand und Jagdhunde führend, eine Nymphe mit Pfeilen, eine zweite mit dem Köcher, eine dritte mit der Laute, die vierte mit dem Jägerhorn, die fünfte endlich mit der kleinen Schellentrommel. — Unter'm Schmettern der Trompeten wurde die erſte Credenztracht aufgeſetzt: Erdbeeren mit Zucker, Moſtaccioli von Neapel, wilde Kirſchen, in Eſſig und Zucker geſotten, trefflich erhaltene Trauben vom vorigen Jahre, ſüße Pomeranzen, Nonnenbretzeln, Fiſchrogen mit Limonienſaft und Zucker, eingemachte Häringe, Thunfiſche, Sardellen; kalte Forellenpaſteten, Salate von Spargeln, Lattich, Capern und Pomeranzen; ungeſalzene Käſe, zierlich in Blätter gewickelt und mit Blumen beſtreut; von andern Leckereien, als da ſind: Oliven, Marzipan, Blätterkuchen u. dergl. zu ſchweigen. — Die Gäſte naſchten begierig von den erfriſchenden Dingen, die den Appetit reizen ſollten; der ſteife Arias wurde geſprächig, ſelbſt Mucenigos gelbes Geſicht erheiterte ſich, Goriſié machte einen Spaß um den andern, nur der General Vanderwerth und der Ragusaner ſchauten ſich um nach ſtandhafteren Speiſen. Cornaro ſchaute ſich ebenfalls um; doch galt es einem Gaſte, der noch zögerte, zu kommen, dem Pater Felix. — Schon wurde das erſte Tafeltuch hinweggenommen, das wohlriechende Waſchwaſſer herumgegeben und die Austheilung friſcher Servietten gemacht; ſchon wurde der zweite Tafelaufſatz hingeſtellt, der den

erſten an Schönheit weit übertraf. Die Figuren waren aus Butter geformt: ein Elephant mit einem Thurm auf dem Rücken; Herkules, der dem Löwen den Rachen zerreißt; ein römiſcher Kämpfer mit Schwert und Schild; ein Cameel, auf deſſen Höcker ein Mohrenkönig; das Einhorn, im Kampf mit einem Drachen; der Eber des Meleager, mit dem Jagdſpieß in der Bruſt. — Ein lautes Ah! entfloh dem Munde aller Zuſchauer, und Mucenigo verzog das Geſicht zu Neid und Groll. Ihn noch mehr zu demüthigen, erſchienen nun auf glänzenden Silberſchüſſeln der majeſtätiſche Stör, der weiße Hecht, der fette Goldkarpfen, der Cafalo, die Seebarbe, der Tintenfiſch, die Rothfeder, die Scholle und allerlei Gattungen von Muſcheln und Auſtern, und Gemüſe, ſo die ſeltenſten als die ſchmackhafteſten und theuerſten.

Der General machte ſich luſtig über die Kapitalgerichte her; ſeinem Beiſpiel folgten Goriſlé und Guaſtobolco, und leider auch Cornaro ſelbſt, der des Eſſens Mühe nur unterbrach, um den eintretenden Pater willkommen zu heißen. „Woher ſo ſpät?“ fragte er. Der Mönch, ein behaglicher, weiß und roth ausſehender Mann mit gutmüthigen Augen und breiter bäuriſcher Zunge, erwiderte: „Ich werde doch nicht ſchon den Teufel im Spülnapf finden?“ *) — „Nicht doch, nicht doch, geſegneter des Herrn. Wollt Ihr von dieſen ſüßen Erbſen, von jenen Artiſchoken, oder beſſer von jenen Trüffeln, deren Oelgeruch ſich ſo trefflich mit dem Pomeranzenduft vermählt? Dort ſind auch von den Kartoffeln, von jenen wunderlichen Erdfrüchten, die uns Amerika geſchickt hat. Langt zu; ſie ſind gut mit Pfeffer und Salz gekocht und jedes Stück koſtet mich auf Ehre eine Viertelzechine.“ — „Iſt's möglich!“ ſeufzte Mucenigo, „welch eine Summe Geldes ſteckt in dieſen braunen, rauhen Un-

*) Leere Schüſſeln finden.

geheuern!“ — „Das neue will bezahlt ſeyn, edler Herr, und da ich, Gott ſey Dank, nicht zu ſparen brauche — für wen ſollte ich's? — ſo gönne ich mir die Luſt des Neuen.“ — Der Mönch rief dazwiſchen: „Fiſche her! gebt mir jenen Breitfiſch her!“ — „Es iſt der ſchlechteſte auf dem Tiſch,“ bemerkte Cornaro. — Worauf Pater Felix: „Gleichviel, ich habe Hunger, und der Hunger jagt den Wolf aus dem Buſch, verwandelt Bohnen in Mandeln; für einen armen Mönch iſt Alles gut.“ — Er aß heftig darauf los, welches Don Arias nicht umhin konnte dem Mucenigo bemerkbar zu machen. Der Mönch ſah dieſes und griff den Spanier tapfer an: „Geehrteſter Don und meinetwegen Grand von Spanien, Ihr habt gut reden in Euerm weichen Lehnſtuhl, gewiegt vom Nichtsthun und Wohlleben; aber hättet Ihr, wie ich, ein paar Nächte hindurch am Bette eines Kranken gewacht, und trügt Ihr, ſtatt des ſtolzen Kleides von ſchwarzem Sammet, die rauhe Kutte unſeres heiligen Ordensſtifters, Ihr möchtet wohl glimpflicher von meiner Eßluſt urtheilen.“ — „Grober Kloſterwurm!“ murrte Arias in ſeinen Spitzenkragen hinein. — „Friede!“ bat Cornaro; für einen Augenblick die Gabel ruhen laſſend, „habt Ihr Kranke im Kloſter?“ — „Der Guardian liegt darnieder; die Gicht iſt ihm an's Herz geſtiegen. Er wäre ſchon im Himmel, wenn nicht der Doktor Marjolin heute Morgen gerufen worden wäre. Der hat den Kranken wieder zu ſich ſelbſt gebracht und verheißt deſſen Geneſung.“

Ein Trompetenſtoß verkündigte die dritte Tafelveränderung. Der Aufſatz, der jetzt der Bewunderung preisgegeben wurde, beſtand aus Figuren von Paſta reale. Da war zu ſehen Paris, der königliche Hirt, mit dem goldenen Apfel; Pallas, Juno und Venus, mit ihren Attributen; die trojaniſche Helena, in Prachtkleidern mit vergoldeten Haaren; die Prinzeſſin Europa endlich, vom göttlichen Stier getragen.

„Ihr müßt einen Hexenmeiſter in Dienſten haben!“ rief Vanderwerth, deſſen Augen lüſtern und groß aufgingen bei dem Anblick der koloſſalen Schildkrötenpaſteten und der fetten Aale von Malta, die, in Wein gekocht und mit Roſinen und Zimmt gewürzt, den ſüßeſten Geruch verbreiteten. Mucenigo ſtarrte immer verduzter die großleibigen Krebſe an, die ihre vergoldeten Scheeren breit über den Rand der Silberſchüſſeln ſtreckten. Goriſlé liebäugelte mit den gleichfalls wohlduftenden Lampreten; Guaſtabolco verſchlang ſchon mit den Blicken das ſlavoniſche Gallrey, unter deſſen ſpiegelnder Maſſe kleine Seekrabben und Makrelenſchnittchen den Appetit des Gutſchmeckers erregten. Arias hielt ſich an die Croſtata von Hechtlebern, der genügſamere Mönch ſpeiste von den mit Kräutern und Kapern gefüllten Eiern. Cornaro, der Tafelverführung unterliegend, aß um die Wette von Schildkröten und Seeſpinnen. — Munterer kreisten die rothen und weißen Weine, und lärmender wurde die Unterredung. — „Doktor Marjolin?“ fragte Mucenigo; „der Charlatan des gemeinen Volks in Venedig? nanntet Ihr nicht den Marjolin?“ — „Denſelben,“ bekräftigte Pater Felix. „Unſere Ordensbrüder haben ihn empfohlen, und wahrlich, er iſt der Empfehlung werth.“ — „Geht mir mit euern Aerzten!“ ſchalt Cornaro; „ich habe mich vor einigen Jahren in ihre Hände begeben, und ging viel kränker, als ich vordem geweſen, daraus hervor. Ich habe ſie alle weggejagt, und Gott behüte mich vor ihnen. Ich ſchwinde freilich hin wie ein Schatten, lieben Freunde; aber ich ſterbe mit fröhlicherem Herzen an einer wohlbeſetzten Tafel, als hinter den Mixturen jener Dummköpfe.“ — „Was iſt noch ſchlimmer als ein Arzt?“ fragte Goriſlé. — „Was denn?“ riefen einige entgegen. — „Zweie,“ lachte der Poſſenreißer, und Alle lachten ihm nach, den Mönch und den Raguſaner ausgenommen, welch letzterer, ein gefliſſentlicher Unglücks-

prophet, mit traurigem Tone und vollen Backen hinzuſetzte: „Ihr ſeht wirklich ſchlimm aus, Freund Luigi. Euer Geſicht iſt hippokratiſch.“ — „Ich wüßte nicht,“ entgegnete Cornaro, nachdem er ſich im Spiegel des Credenztiſches flüchtig beſchaut hatte; „glänzt nicht mein Antlitz jetzt wie Purpur?“ — „Von Burgunderwein,“ hob wieder Guaſtabolco an. — „Wenn auch! der franzöſiſche Wein ſoll leben, der Freund des Menſchen!“ — „Hoch, hoch!“ jubelte Goriſlé, und Alle ſtießen die Becher aneinander. — Der angefeuerte Cornaro ſprach weiter: „In dieſen rothen Fluthen ſchimmert der Keim des fröhlichen Daſeyns, trotz aller Hinfälligkeit des Körpers. Darum lebe er, und die Peſt auf die Aerzte, die mir einen frühen Tod prophezeit haben!“ — „Meinetwegen!“ rief ſeinerſeits der General, „eſſen, trinken, ſchwelgen und den Tod nicht fürchten!“ — „**Post mortem nulla voluptas!**“ beſtätigte Arias, indem er eine Kaviarſchnitte in den Mund ſchob. — „Für mein kurzes Leben iſt geſorgt,“ prahlte Cornaro; „was man auch in Venedig von mir ſprechen mag, edler Camill, mein Haus ſteht auf feſten Füßen; ich werde fröhlich ſeyn bis an's Ende, und meinen Freunden viel vermachen können, da meinen einzigen Erben, meinen Vetter aus Baſſano, der Schwarze geholt hat.“ — „Wie das, wie das?“ fragten Alle. — „Er iſt unter die Mörder gegangen!“ lachte Cornaro bitter und zornig werdend; „trotz meines Verbots, trotz meiner Drohungen. Er mög' es haben! Ich will nichts mehr von ihm wiſſen; aber leider ſtirbt mit mir gar jämmerlich ein edles Geſchlecht aus, das den Cyprioten eine Königin gegeben hat. Fort mit der Erinnerung an den Neffen, Vorſchneider! noch ein Stück von der Paſtete! Mundſchenk, fülle mir den Pokal! Muſikanten, eine Sarabande, oder das Lied vom Caſtruccio Caſtracane!“

6.

Die Zechluſt wurde unter den Anweſenden immer größer. Die unendliche Maſſe von Confekten, die mit einem Male den Tiſch überdeckte, vermehrte dieſe Luſt und das tolle Geplauder und Geſchrei. Der General ſang ein deutſches Soldatenlied, und vermaß ſich mit hochrother Stirne, dem freigebigen Hauswirth die Schlüſſel von Padua zu ſchenken, und wenn ſie zehnmal der Republik gehörten. Guaſtabolco wollte den Gaſtgeber zum Bürgermeiſter von Raguſa vorſchlagen; Gorifle bedachte ihn mit dem Schwert des Großconnetable von Frankreich; Arias ſchätzte ihn würdig des goldenen Vließes; Pater Felix meinte, er würde ein guter Kardinal werden oder gar ein Papſt von ſeltener Art, da er den Nepotismus abgeſchworen. Sogar Mucenigo wurde luſtig und unbefangen, ſchob den Neid ein wenig auf die Seite und rief: „Ich ſehe gar nicht ein, warum unſer Aller Freund Luigi, den ich leider erſt heute von ſeiner liebenswürdigſten Seite kennen gelernt habe — ich ſehe gar nicht ein, warum er nicht einmal zum Dogen gewählt werden ſollte?“ — „Recht, recht, brav!“ ſchrieen Alle und ſchwangen die Pokale: „es lebe der zukünftige Doge der Republik!“ — Die Trompeten bliesen einen luſtigen Tuſch, und lautlachend umarmte die ganze Geſellſchaft den Wirth und fiel ſich dann ſelbſt Paar für Paar in die Arme. „Hörſt du?“ flüſterte Bartolo, der unter dem übrigen Hausgeſinde lauſchte, ſeinem Tommalà in's Ohr. „Da haſt du's, da trinken ſie ſchon des Dogen Geſundheit!“

Indeſſen ſprach Cornaro zu ſeinen Gäſten: „Verſchont mich mit der gefährlichen Ehre ſelbſt im Scherz und Poſſenſpiel. Wie könnte mein Ehrgeiz ſich dahin verſteigen? Ich wär' ein ſchöner Herrſcher! Laßt's gut

ſeyn und verleidet mir nicht meine wenigen Lebenstage. Mit Roſen bekränzt und nicht belaſtet mit der ſteifen Herzogsmütze, will ich in's Grab ſinken." — „Was Grab, was Tod!" rief Goriflé, „immer der alte Text! Du ſollſt geſunden, Freund. Ich ſage dir voraus, du wirſt es." — Der Mönch ſetzte lächelnd hinzu: „Auch der Doktor Marjolin hat's geſagt. Er ſprach zu unſerm Obern: fürchtet nichts, Ihr werdet ſo alt werden wie Cornaro, wenn er nur alt werden will." — „Richtig, daſſelbe hörte ich vom Majorlin in Venedig erzählen," fügte Mucenigo wichtig bei. „Der Quackſalber hat mehrere Knechte meines Hauſes behandelt und und ſie in der That geheilt; und einem unter ihnen ſagte er: „„Du haſt eine gute Haut, kannſt Cornaro's Jahre erreichen; du wirſt alt werden, wie Cornaro, Notabene, wenn Cornaro alt werden will!"" Die Leute verſtanden dieſe Rede nicht und ich lachte darüber, denn der Cicalatano hatte gewiß dabei eine Liſt im Sinne und ſpekulirt darauf, unſerm eingebildet kranken Freunde eine wackere Summe abzuzapfen, was ihm jedoch ſchwerlich zur Geſundheit verhelfen würde." — „Wer weiß?" ſagte Pater Felix. — Cornaro, der, dieſem Geſpräche aufmerkſam und verwundert lauſchend, ſtill geblieben war, richtete ſich aus ſeinem Nachdenken auf und verſetzte mit höhniſchem Munde: „Was geht mich der Marjolin an? hör' ich doch von ihm zum erſten Male. Was hab' ich mit ihm gemein? So ſchmeichelhaft mir iſt, daß jenes Licht der Arzneikunde meiner gebrechlichen Perſönlichkeit vermittelſt Pöbeltradition Muth zuzurufen ſich herabläßt, ſo wenig darf ſich der Wundermann Hoffnung machen, daß ich ihm die unbedeutendſte Ader meines Lebens oder den Schlüſſel zu meinem Gelde anvertrauen werde. Im Gegentheil ſeine Prophezeihung macht mich böſe, da ich daraus merke, daß meine elende Geſundheit ſchon der Stoff aller Geſpräche, der Köder aller Zungen geworden iſt. Laßt uns von Anderm reden."

Vater Felix abgerechnet, klaſchten Alle dem aufgeregten Epikuräer Beifall. Während das Geſchrei an der Tafel wieder anhob und die Muſiker bliesen, daß ihre Lungen Noth litten, trat der Kammerdiener hinter Cornaro's Stuhl und flüſterte ihm ein paar Worte zu. Der Edelmann lächelte freundlich, entgegnete mit einigen eben ſo leiſen Worten und befahl ſodann laut: „Der Meiſter Koch, der große Bartolomeo Scappi ſoll ſich auf der Stelle hier einfinden!“ Der Diener flog und der Gerufene erſchien unverweilt, angethan mit dem langen Gewande eines Haushofmeiſters. „Hier iſt der eigentliche König dieſes Tags!“ ſprach nun Luigi zu den Gäſten. „Wenn meine Freunde etwas bei mir gefunden haben, das ihnen Vergnügen gemacht, ſo iſt es gerade nur aus den Händen dieſes Mannes hervorgegangen. — Bartolo erſchöpfte ſich in Verbeugungen nach allen Seiten, denn Alle riefen ihm ein wieherndes „Willkommen!“ — Luigi fuhr fort: „Dieſer iſt der Arzt, den ich mir auserwählt, mein bischen Leben zu friſten. In der That, ſtünde er in der geringſten Sache einem Doktor nach? Verſteht er nicht die Kunſt der Anatomie, die holde Wiſſenſchaft der Botanik? treibt er nicht am Morgen und am Abend Chemie, unverdroſſen und ſtets mit Erfolg? Zwar iſt er kein Goldmacher; im Gegentheil, er jagt das Gold im Rauch durch den Schornſtein. Zwar macht er mich eben ſo oft krank als wieder geſund. Aber Alles dieſes geſchieht ja auch nur vom Arzte; und Meiſter Bartolo's Verheißungen treffen ſicherer ein, als die der Aerzte. Wenn er ein gutes Mittagsmahl verſprochen hat, ſo iſt er auch der Mann, es herzuſtellen.“ — „Braviſſimo!“ erklang der Chor; „dies Glas dem unſterblichen Koch, dem würdigen Enkel des Apicius!“ — „Edle Herren!“ ſtammelte der vom Lob trunkene Meiſter unter zahlreichen Bücklingen, „eure Anerkennung ſchmeckt nach Biſam und Roſen — welch ein Stück Fleiſch müßte ich ſeyn, wenn

ich's nicht einſähe? — ich bin freilich in der Welt geweſen — um Verläumder kümmere ich mich nicht eines Krautkopfs werth — ich weiß wohl, an welchem Tage St. Blaſius fällt; ich habe freilich ſtets ein Auge auf der Pfanne, das andere auf der Katze, aber eure Lobpreiſungen, edle Herren, ſind zu viel; Gott allein die Ehre! — Wenn nur mein erlauchter Patron mit mir zufrieden iſt — glaubt aber deßwegen nicht, Excellenzen, daß eure Aufmunterung mich nur freut — ſo lange das Brod warm iſt — und meine Erkenntlichkeit —" — Er blieb ganz ſtecken, mit verſtörtem Antlitz, und ſchloß mit den Worten an Canaro: „Befehlt Ihr, daß ich die Blumenſträuße und die Zahnſtocher herumgeben laſſe?" — „Nein, guter und weiſer Bartolomeo," antwortete Cornaro, der während der Rede ſeines Kochs und des Gelächters der Gäſte ſein Auge ebenfalls bei der Pfanne und bei der Katze gehabt hatte; „ich ſehe dort ein ſchönes Mädchen nahen, aus deren Händen meine verehrten Freunde ihre Blumenſträuße viel lieber empfangen werden." — Aller Blicke richteten ſich nach dem Eingang, ſo auch Bartolo's. Aber ſein Auge wurde trüb, ſeine glühende Wange blaß und ſeine linke Hand kneipte unwillkührlich Cornaros rechten Arm; denn die herankam mit ſichtbarer Beſtürzung und Verſchämtheit, geführt vom Marſchall und dem erſten Trinciante, tragend auf einer vergoldeten Platte die Blumen, die ihre kunſtreiche Hand gefertigt, war Niemand anders als Scappis leibliche Tochter Giulia.

7.

Wenn nicht die lange Dienſtgewohnheit und die Furcht des Herrn dem überraſchten, ja erſchreckten Bartolo den Mund verſchloſſen hätte, ſo würde er in die heftigſten

Vorwürfe gegen das Mädchen ausgebrochen ſeyn, das, ohne des Vaters Blicken zu begegnen, an den General hinantrat und ihm den erſten Strauß bot. Der Kriegsmann, ein freigebiger Mädchenfreund, hatte den guten Gedanken, die goldene Schaumünze, die er auf ſeiner Bruſt trug, loszuhäckeln und dieſelbe auf die Platte zu werfen, als ein Geſchenk für Giulia, deren Wange er väterlich ſtreichelte. Der geizige Spanier mußte ebenfalls eine Dublone ſteuern; Mucenigo folgte gezwungen dem großmüthigen Beiſpiel. Goriflé warf ſeine Halskette in die Schüſſel, der Raguſaner, wenn ſchon brummend, einen Ring mit Granaten; der Mönch opferte ſchmunzelnd ſeine gewöhnliche Münze, ein Heiligenbild. Als nun Giulia vor den Hausherrn trat, wurde Bartolo's Blut ſchier zu Eis und er ſtotterte mit knirſchenden Zähnen, aber ganz heimlich: „Beim Bacchus, was machſt du hier, du falſche Seele?“ Worauf Giulietta, mit klarem Auge zu ihm emporſchauend: „Komm ich nicht auf Euern Befehl, Vater?“ — Bartolo erſtarrte; Cornaro ſagte jedoch mit Würde: „Ich habe mir den Spaß in deinem Namen erlaubt, Meiſter, und habe das holde Kind von Venedig holen laſſen, um durch ihre Gegenwart meinem Feſt den ſchönſten Schmuck zu verleihen. Sey getroſt, meine reizende Giulia; dein Vater hat nicht zu viel von deiner Anmuth und von deiner Kunſt geſagt. Empfange dieſes Wenige als meinen Dank.“ — Er ließ eine ſchwere Börſe auf den Teller gleiten; als das Mädchen ſich bückte, des Spenders Hand zu küſſen und Bartolo ſich ungeduldig weggewandt hatte, liſpelte Cornaro der Erfreuten zu: „Wollteſt du nicht ein Wörtchen mit mir allein ſprechen mein Töchterlein?“ — „Ich bin deßwegen in froher Hoffnung gekommen,“ erwiederte ermuthigt die Unſchuldige, die den Sinn von Cornaros Anrede nicht begriff. Cornaro ſtaunte über dieſe freimüthige Antwort, die er ſeinerſeits nicht erwartet

hatte. Doch blieb ihm nicht lange Zeit zum Staunen, indem ein arger Spektakel von Jubel und Vivatrufen draußen entstand.

Tommalà, der sich etwas über die Tramontane getrunken, schritt heran an der Spitze sämmtlicher niederer Dienerschaft, und schrie aus vollem Halse, was ihm die andern nachschrieen: „Heil und Segen dem Dogen der erlauchten Republik Venedig! heil dem edeln Luigi Cornaro, dessen Fürstengeschlecht blühe in alle Ewigkeit!“ — Das Geschrei wollte kein Ende nehmen, und eine seltsame Umstimmung der ganzen Gesellschaft wurde dadurch hervorgebracht. Mucenigo fuhr erschrocken vom Sessel auf, als wenn schon alle Schergen der Inquisition hinter ihm ständen, ihn als Verschwörer zu fahen; Arias theilte aufspringend dieselben Empfindungen; Gorisié, der um eines übeln Handels willen den Schutz der Republik gesucht, wollte denselben nicht als ein Theilnehmer hochverrätherischer Schilderhebung auf's Spiel setzen, und schloß sich den Erschreckten an. Der Ragusaner, der ebenfalls den liberalen Institutionen der Republik nicht traute, sah im Geiste schon der Seufzerbrücke innere Wände, die Pozzi und den Henker darinnen; Vanderwerth erinnerte sich mit Bestürzung seines vermessenen Versprechens, die ihm anvertrauten Schlüssel Paduas in die Hände Cornaros liefern zu wollen. Binnen wenigen Minuten waren die Gäste verschwunden und machten sich mit zugehaltenen Ohren eiligst auf den Heimweg. Der gute Felix allein hielt aus, um den Cornaro zu besänftigen, der über das wilde, unaufhörliche Geschrei der Bande Tommalàs in den höchsten Zorn gerathen war.

„Was ist das?“ donnerte er dem zur Bildsäule gewordenen Bartolomeo zu; „sind die Leute von der Tarantel gestochen? Wollen sie mich um mein Bischen Leben bringen mit ihrer Thorheit? Schaffe Ruhe, Alter,

Ruhe auf der Stelle, und jage die Unſinnigen von dannen, oder, beim Himmel, es geht dir nicht gut!“ — Mehr todt als lebendig, ging Scappi, den Befehl auszuführen. Aber jeder Schritt, den er machte, gab ihm neues Leben, das Leben der Entrüſtung. — Mit Rieſenkraft gebot er den Schreiern Stille, packte den ſonſt ſo wohl gelittenen Tommalà beim Kragen, ſchleppte ihn in die Küche und herrſchte ihm in die Ohren: „Du undankbarer Bube! was haſt du gethan? Du haſt dich und mich um Alles gebracht. Hinaus aus dem Hauſe, raffe deine Siebenſachen zuſammen und laß dich nimmer wieder vor mir ſehen! Geh unter die Schweintreiber, Bube; du biſt keine rothe Erbſe werth, nicht werth, einen Kochlöffel oder Bratſpieß zu handhaben. Zu den Schweinen geh, ſage ich! Ein vorwitzig Maul, wie du, gehört nicht in eines vornehmen Hauſes Dienſt. Fort, noch einmal, und laß dir nie einfallen, dich zu rühmen, den Meiſter Scappi gekannt zu haben!“

Trotz Tommalàs Bitten und Weinen, wurde derſelbe als Rädelsführer des verwegenen Streichs aus dem Hauſe geſchafft, und Bartolo blieb in ſeiner Stube, melancholiſchen Gedanken preisgegeben, zurück. — „Wie ſie davon gelaufen ſind, gleich den Schelmen, die edlen Gäſte, Tellerlecker und Schmarotzer!“ philoſophirte er vor ſich hin. „Hätte ich ihnen Gabeln und Meſſer mit Coloquinten gerieben, das Eſſen ihnen bitter zu machen, hätte ich ihnen Wein mit Belladonna zu trinken gegeben, um ſie zum Schlucken unfähig zu machen, hätte ich Ingber auf ihre Speiſen geſtreut, um ihre Kehlen zu ſchinden, oder gepulvertes Haſenblut, um ihnen die Fiſche als verdorben und madig zu verleiden, ſie hätten nicht ſchneller Reißaus nehmen können. — Das wird mir der Herr nie vergeben können, wenn er erfährt, daß ich gegen den Spitzbuben Tommalà zungenſchwach geweſen bin! Meine Ehre iſt hin, mein Ruhm iſt hin, mein glückliches Alter iſt hin!“

Wie Bartolo ſo redete, kam Mamma Reſa zu ihm herein. Er betrachtete ſie wie ein Geſpenſt. „Was willſt du hier?“ — „Seyd gegrüßt, Vetter. Ich ſuche aber die Giulia, die ich auf Euern Befehl hieher begleitet habe.“ — „Der Teufel hat dir befohlen, Mamma Reſa! Eile, das arme Kind aus des liſtigen Cornaro Händen zu reißen! In den Garten, an die Tafel, ſage ich dir! fort! fort!“

Die Muhme, die ſich bekreuzte und ſegnete vor dem unwirſchen Treiben des Alten, verſchwand, wie ſie gekommen war, in Eile. — Bartolo maß noch ein paar Mal ſeine Stube mit langen Schritten, blieb dann vor dem Schranke ſtehen, der ein paar alte Bücher barg, nahm eines davon heraus und ſprach: „Von jeher iſt, in einem klugen Buch zu leſen, ein Mittel geweſen, meinen Zorn zu mindern und meinen Geiſt wieder zum allmähligen Sieden zu bringen. Laß ſehen, ob's heute hilft. Ich muß gefaßt ſeyn, um dem Herrn wieder vor die Augen treten zu können.“ — Er blätterte in dem uralten geſchriebenen Kochbuch und las: „Wie man eine Lamprete auf einmal kochen, braten und backen könne.“ — „O mein Gott!“ ſetzte er bei, „bin ich nicht ſelbſt eine dicke Lamprete, ſo zu ſagen, und bin ich nicht ſchon gekocht durch die Mühſeligkeiten, gebraten auf dem Roſt der Ungeduld, gebacken in dem ziſchenden Oel der Erbitterung? Ich will etwas Anderes ſuchen.“ — Nach weiterm Blättern las er wieder, und zwar mit regerer Aufmerkſamkeit: „Das trojaniſche Schwein zu machen.“ — „Ja, ſchon lang,“ ſprach er wehmüthig, „hätte ich gern ein ſolches mit tauſend Dingen gefülltes Schwein bereitet, aber heute iſt meine verdammte Schwatzhaftigkeit das trojaniſche Thier geweſen, aus deſſen Bauche Millionen von Sorgen gekrochen ſind.“ Er las weiter: „Eine lebendige Gans aufzutragen, die gleichwohl gebraten iſt; nach dem Re-

cept des Königs von Arragonien." — „Schön, das ſoll mich zerſtreuen!"

In dieſem Augenblick kam Giulia herbeigelaufen und lähmte die Zunge des Vaters, der in Vorwürfen gegen ſie ausbrechen wollte, durch die raſche Meldung, daß Herr Cornaro plötzlich unwohl geworden. Eilends ſetzte ſie hinzu: „Und der Doktor Marſolin hat ihm das Leben gerettet; der Pater hat den Doktor aus dem Kloſter herbeigebracht." — „Welch ein Unglück!" rief Bartolo, „und ich war nicht dabei! Geſchwind! laß uns gehen, laß uns fragen! Wenn der edle Herr nur nicht unter den Händen des Quackſalbers ſtirbt, ehe ich meine Salſe fertig habe."

8.

Cornaro lag, ein Schmerzensmann, in den ſammetenn Hüllen ſeines Bettes. Dennoch war ſein Auge heiter, und er drückte, wiewohl ſchwach, die Hand des Arztes, der zu ſeinen Häupten ſaß. „Ich war ſchon an den Pforten des unterirdiſchen Reichs," ſagte er matt; „Eure Mittel ſind aber ſtark genug, die Todten aufzuwecken. Ich dachte nicht, einem Arzt jemals einen Dank abſtatten zu müſſen. Wo iſt Giulia, wo der gute Felix, die ich ſo ſehr erſchreckte, da ich vor ihren Augen plötzlich zur Scheinleiche wurde?" — „Noch einige Minuten Geduld, edler Herr," verſetzte Carlo; „werdet Eurer innern Bewegung zuvor Meiſter. Die beiden letzten Tage haben Euch angegriffen, und Ihr ſeyd ſehr ſchwach." — „Ja wohl, ja wohl, ein auslöſchend Licht." — „Auf Euch kommt es an, es neu zu entzünden. Wagt, was ich Euch vorſchlug, und die friſcheſte Geſundheit wird den

kurzen Zwang, der ſich bald in behagliche Gewohnheit wandeln wird, tauſendfach vergelten.“ — „Es iſt ſchwer, ſehr ſchwer, was Ihr mir vorſchreibt, doch bin ich ein Mann und liebe das Leben, und will lieber von der Mäßigkeit erwarten, was Arzneien mir nicht verſchaffen würden: des Lebens Freuden. Es iſt wahrlich Zeit, auf der Bahn des Schwelgens umzukehren. Womit vergelt' ich aber Euch die Hülfe, den Rath? Ich möchte Euch königlich belohnen, um die Ungerechtigkeit wieder gut zu machen, die ich gegen Euch bewieſen, da ich übel von Euch ſprach und der hübſchen Giulia verbot, ſich Eure Bewerbungen gefallen zu laſſen.“ — „O, Ihr könnt mir reicher lohnen, als der mächtigſte Monarch auf Erden, wenn Ihr mir nur verzeihen wolltet.“ — „Verzeihen? was denn? iſt's nicht an mir, Eure Vergebung zu erbitten?“ — „Wenn Ihr nur Euerm Neffen verzeihen wolltet,“ begann wieder der Arzt erſchüttert, indem er des Edelmanns Hände ergriff. — „Wie?“ ſeufzte dieſer überraſcht, „Ihr wäret der ungezogene Carlo, meiner Schweſter Sohn? der Thunichtgut, den ich zum Soldaten machen wollte, und der mir zum Trotz —? Ha, wenn ich mich nur ärgern dürfte!“ — Plötzlich gewann jedoch die Freude über den Groll die Oberhand, und Cornaro umarmte den Neffen, halbweinend ausrufend: „Nicht ärgern, nein, nicht böſe werden, dich lieben, dich in meinem Herzen einſchließen, dich zu meinem alleinigen Erben machen und alle deine Wünſche erfüllen, das will ich als dein Schuldner. Wem verdanke ich mein Leben mit froherem Gemüthe, als gerade dir, du geliebter Flüchtling?“ — „Alle meine Wünſche?“ fragte Carlo begeiſtert; „ſoll ich Euch beim Wort nehmen? Gebt mir Giulia.“ — „Amen! und die ſelige Königin von Cypern wird der Mißheirath nicht allzuſehr zürnen.“

Als wie gerufen traten auf einen ermuthigenden Wink

des Doktors Bartolo, Giulia, Resa und Felix in das Schlafgemach. Bartolo küßte des Gebieters Hand. „Da ſieh," ſagte Cornaro, „wohin deine Schildkrötenpaſteten mich gebracht haben." — „Nicht doch, edler Herr. Der verdammte franzöſiſche Wein, und Herrn Mucenigos Geſicht, und Tommalàs Thorheit, und der Zorn —" — „Schweig! Du haſt mich an des Grabes Rand gebracht, und darum ſchicke ich dich von dannen, während ich dieſen braven Doktor auf immer bei mir behalte!" — „Herr Luigi! Carlo! Freund Cornaro! Doktor Marjolin!" riefen Bartolo, Giulia, Pater Felix und Mamma Resa, alle mit gleicher Beſtürzung. — „Von dieſem Augenblick," fuhr Cornaro fort, „biſt du nicht mehr in meinen Dienſten. Geh hin, Giftmiſcher, und vergifte dich in Zukunft ſelber!" — Scappi war ein Bild der Verzweiflung. Rollenden Auges ſagte er: „Das hab' ich nicht verdient. Juſt in der Zeit, da ich über der Gans des Königs von Arragonien brüte, um Ew. Herrlichkeit einen neuen Beweis meiner Meiſterſchaft zu geben, juſt heute erwartete ich nicht ſolche Schmach. Ich werde verbannt — nun, es iſt manchem edeln Mann ſo gegangen; aber ich dringe mich nicht auf. Ich bin nicht von denen, die da ſagen: Gib mir Brod und nenne mich Hund;*) ich gehe und wünſche Euch Glück und Segen. Ihr aber, Herr Mörder im Doktormantel, ſolltet Euch ſchämen, einen Mann, wie ich bin, um ſein Brod, und was mehr iſt, um ſeine Ehre zu bringen. Ich ein Vergifter, der ich meinem Herrn ſo viele frohe Stunden bereitet habe! ich, der ich von meines Herrn Suppe gekoſtet, von ſeinen Schüſſeln die Neige gegeſſen habe! Wir wollen ſehen, ob die Fiſche in den Lagunen ſterben, wenn ſie von meinem Fleiſch geſpeist haben werden, denn in den Lagunen iſt mein Platz. Ich will lieber zur ſchwimmenden Auſterbank

*) Dammi pane e dimmi cane.

beim Arſenal werden, als länger entehrt unterm Sonnenſchein wandeln!"

Die Weiber ſchrieen hell auf; aber der Doktor umarmte den Erbitterten und ſagte ihm: „Mein Oheim Luigi kann dich nicht mehr brauchen, weil er fürder die Koſt eines Anachoreten genießen will; aber er überläßt dich mir, ſeinem Neffen, und für Giulia und deinen Segen biete ich dir ein eigen Haus, und ein ſorgenfreies Leben bis an's Grab." — „Ja," bekräftigte Cornaro, ſeinen Scherz erklärend, „beſorge hinfort deine eigene Küche und vergifte dich ſelber, alter Sünder, und je länger der Mord an dir ſelber dauert, je lieber iſt es mir; denn ich will noch oft mit dir plaudern und gedenke jetzo ein Methuſalem zu werden." — Aus dem Staunen der Zuhörer wurde reine Freude, und Pater Felix verlobte vorläufig an Cornaros Krankenbette das liebende Paar. „Hab' ich's vorausgeſagt oder nicht?" fragte Mamma Reſa.

Viele Jahre nachher, da Cornaro, wie weltbekannt*), durch ſeine ſtrenge Mäßigkeit ein langes Leben gewonnen, ſah man öfters an der Brenta den ſiebzigjährigen

---

*) So bekannt und viel citirt der Cornaro iſt, der bei weiſer und ſtrenger Diät ein ſo ungewöhnliches Alter erreichte, ſo mögen hier doch einige Notizen über ihn ſtehen.

Ludovico Cornaro, aus einem vornehmen venezianiſchen Geſchlecht, ſtarb 1566 im Alter von 104 Jahren. Er war von Jugend auf manchen Körperleiden unterworfen geweſen und hatte bis in ſein vierzigſtes Jahr unregelmäßig und ſchwelgeriſch gelebt. Da entſchloß er ſich, der Aerzte müde, zu ſtrenger Mäßigkeit, nahm täglich nur zwölf Unzen Speiſe und zwölf Unzen Getränk zu ſich und erreichte mit ungeſchwächten Körper- und Geiſteskräften das obengenannte Alter. Er hat mehrere Abhandlungen herausgegeben, die ſich auf ſeine Lebenskunſt beziehen.

Edelmann mit dem neunzigjährigen Scappi luſtwandeln, und ſie redeten ſtets auf's Heftigſte von den Küchenkünſten, von Geröſtetem, Gebackenem und von den herrlichen Paſteten, womit ſich Cornaro früher den Magen verdorben. „Hättet Ihr nur noch ein halbes Jahr ausgehalten, wie ein tapferer Tiſchritter," brummte dann der Aeltere öfters den Alten an, „ich hätte das trojaniſche Schwein auf's Neue in die Welt eingeführt und die lebendiggebratene Gans des Königs von Arragonien wäre zur ſchönſten Wirklichkeit geworden!"

Inhalt.

Seite.

Das Diamant-Elixir 1

Der Koch des Cornaro 134

C. Spindler's Werke.

Claſſiker-Ausgabe.

LXXI.

Stuttgart.
Hallberger'ſche Verlagshandlung.
1855.

Bunte Geſchichten.

Von

E. Spindler.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Hallberger'ſche Verlagshandlung.
1855.

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
8 DEC 1958
OF OXFORD
LIBRARY

Druck der K. Hofbuchdruckerei Zu Guttenberg in Stuttgart.

Das Diamanten-Elixir.

Umriſſe aus dem Leben des Magiſters Raphael von Reichelsheim.

(Fortſetzung.)

Sechstes Kapitel.

In Paris.

1572 — 1575.

Die Tage folgen auf einander, aber ſie ſind einander nicht ähnlich. — So mußten denn auch die Tage des Mordgräuls von Paris ruhigeren Platz machen, die grellſten Leidenſchaften ſchweigen und das nothdürftige Gleichgewicht im Bürgerleben eintreten. Ermüdet vom Schlachten ruhten die Henker; ihre Opfer ſchliefen ja, und wer nicht Luſt hatte, zu denſelben gelegt zu werden, ſchwieg gern in der Nähe der blutigen Beile. Die Gerechtigkeit, oder vielmehr etwas, das ihr ähnlich ſah, feierte einige Triumphe. Die geborgenen Familien vornehmer Schlachtopfer durften heimkehren in ihre verwüſteten und beſudelten Häuſer; ſie durften ihr trauriges Erbe einſammeln — Auch die Gräfin Thiars nahm

wieder von ihrem Eigenthum Beſitz, und wohnte wieder in der Straße Bethizy, während Beauſire in einer entlegeneren Gegend der Hauptſtadt für Mutter und Tochter ein Haus einrichten ließ, weil die Nachbarſchaft der Haupttummelplätze jener blutigen Hochzeit den Frauen auf die Länge unerträglich geweſen wäre; weil endlich Beauſire eifrig wünſchte, die Damen von Thiars an Paris zu feſſeln, und mit der jungen Euphemia das ſchönſte Bündniß des Lebens einzugehen. Er glaubte das Mädchen verdient zu haben, er betrachtete ſich als der Frauen einzige Stütze gegenüber von der Welt, vom Hofe und von einer Schaar habgieriger und rauffüchtiger Verwandten, die ihre Klauen ausſtreckten, um der Wittwe und der Waiſe reiches Erbgut zu ſchmälern. — Dieſes Geſchäft eines Vormunds und Beiſtands rief den Herrn von Beauſire gen Montauban. Bevor er abreiste, ſprach er zu Raphael: „Ich halte Dich für meinen guten Freund, und empfehle Deiner Fürſorge die Damen von Thiars. Sey ein Arzt des Leibes und der Seele für die Mutter, mit welcher Du in einer Beziehung zu ſtehen ſcheinſt, deren eigenthümliches Weſen mir und Euphemien zwar ein Geheimniß iſt, weil Ihr beide es nicht bezeichnen und erklären wollt; die wir aber ehren, und eben als ein wichtiges Geheimniß unverletzlich achten. Sey dann auch ein Bruder meiner Euphemia, die ich bald meine Braut zu nennen hoffe. Ihr Bruder“ — der Ritter lächelte hier etwas ſchelmiſch — „wird doch nichts gegen den Bräutigam einzuwenden haben?“

Raphael, der, als Beauſire ſprach, den Boden betrachtet und den Bart auf- und abgeſtrichen hatte, entgegnete beſcheiden: „Das Geheimniß, von dem Du geſprochen, iſt eigentlich nicht das meinige; ja, es iſt im Grunde gar keines, ſobald der Gräfin gefällig ſeyn möchte, ſich über unſere frühere Bekanntſchaft zu erklä-

ren. So lange ſie jedoch nicht dieß thut, ſo lange bin ich verpflichtet, zu ſchweigen. Das ſoll mich indeſſen gar nicht hindern, ihr ein Arzt und Rathgeber, — Euphemien ein Freund zu ſeyn, hold und redlich, wie... ein Bruder." — Abermals lächelnd ſchüttelte Beauſire Raphaels Hände, küßte ihn, und ſtieg zu Pferde. Noch von dem Sattel herab flüſterte er dem gelehrten Freund in's Ohr: „Sag' ihr, ſie ſolle nicht ſpröde ſeyn, wenn es auf's Jawort ankömmt. Herzlicher war ſie zur Zeit der Gefahr, inniger als jetzt; doch weiß ich ja, wie Jungfrauen zu thun pflegen, je näher ſie der Hochzeit rücken, und gräme mich nicht deshalb. Eine ſpröde Hochzeiterin wird die beſte Ehefrau, ſagt das Volk bei mir zu Lande. Fördere alſo, was mir frommt, und gehab' Dich wohl, bis auf Wiederſehen."

Beauſire ritt von dannen; Raphael blieb. Er theilte ſeinen Tag in ungleiche Hälften; die größere derſelben verlebte er im Hauſe der Frau von Thiars, oder im Garten von St. Paul, luſtwandelnd mit der jungen Euphemia, und oftmals überraſchte ihn die dunkle Nacht auf dem ſchmalen Söller vor des Fräuleins Zimmer, in's offene Fenſter zu dem Mädchen plaudernd. Das geſchah, wenn ſchon lange die Mutter ſchlief, und vom Geſinde Niemand ahnte, daß noch ein Fremdling auf dem Söller ſtehe, zu dem ſich Raphael einen beſondern Eingang durch's Nachbarhaus hatte eröffnen können. — Was ſchaffte denn Raphael alltäglich im Hauſe der Gräfin, die meiſtens nicht von ihrem Zimmer, oft tagelang nicht aus ihrem Bette kam? was allabendlich, ſo lange der Sommer es erlaubte, im Garten von St. Paul, und an kühlern Abenden auf dem ſchmalen Söller? Warum ſchlief er ein paar Stunden weniger als ſonſt? warum betrat er nicht mehr den Garten des wackern Barbou? Warum kürzte er, der Lehrbegierige, ſeine Lektionen ab, und ſpeiste ohne Eßluſt, und fütterte weder den Hund

noch die Vögel, wie er ſonſt gethan? warum kam er, ſeiner Gewohnheit untreu, ſo ſpät in der Nacht heim, das unſichere Paris durchwandernd, allen Unfällen preisgegeben? Warum ängſtigte er auf dieſe Weiſe ſo unbarmherzig ſeine getreue Louiſon, die ſich vor Kummer nicht zu laſſen wußte? Und wenn er endlich nach Hauſe kam, heute luſtig und trällernd, morgen verdrießlich und müde, warum hatte er dann nicht einen Blick, nicht einen Gruß mehr für die arme Magd mit rothgeweinten Augen? Dennoch fragte er einmal, aber unfreundlich: „Wie ſiehſt Du aus, Louiſon? Wo fehlt es Dir?“ — Das Mädchen lief, ohne zu antworten, hinaus, um ſeine Thränen zu verbergen. Alſobald hatte auch Raphael ihrer vergeſſen, und hätte den ehrlichen Bardou beinahe ausgeſcholten, als dieſer vor ihn trat, und auf ſeine Weiſe wegen der Dirne um Rath fragte. „Sie ißt nicht mehr, ſie trinkt nicht mehr,“ ſagte er, „und lebt ſehr gut ohne Speiſe und Trank, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie abzehrt, bleich wird, wie unſere weiße Katze, und — ſtellt Euch vor, ... ſie wandelt zur Nacht als ein Geſpenſt. Das hab' ich ſelbſt geſehen, und ihr geſagt, da ſie aus ihrer Kammer trat: „„Louiſon, ich ſchlage Dich todt, wenn Du das dumme Zeug nicht läſſeſt, denn ich bin Dein Vormund, und habe für Dein Leben zu haften!““ Vergebens, ſie geht im Haus herum, Gott weiß, wohin? Ich ſchwitze vor Verdruß in meinem Bette, und möchte ihr um Alles in der Welt nicht auf ihren Nachtgängen folgen, denn ſolche Leute ſollen auf die Dächer gehen und ihre Hausthüre ſoll der Schornſtein ſeyn, und ich bin doch einmal ihr Vormund, der ſich hüten muß, den Hals zu brechen. Wen hätte ſie alsdann, der für ſie ſorgte und ihre Schritte bewachte? Meine Bitte wäre, daß der Herr Profeſſor das dumme Ding in die Kur nähme, und ihm einen Schlaftrunk gäbe, damit es wieder lerne, im Bett zu bleiben, da es für einen Vormund doch all-

zubeſchwerlich, immer hinter einer Dirne her zu ſeyn, die zur Nacht herumgeht, er weiß nicht wo?“ —

Raphael nahm die Sache leicht. „Die Krankheit,“ ſprach er, „iſt nichts als die überkräftige Jugend der Louiſon. Ihr Herz und ihre Einbildungskraft thun das Uebrige. Wäre ſie verliebt, Vater Bardou?“ — Der Gärtner wurde kupferroth, kratzte in ſeinem grauen Schopf und verſetzte verſchämt: „Da müßt' ich ja das Mädel todtſchlagen, wenn ſie wagen ſollte, an dergleichen Dinge zu denken. Was glaubt Ihr denn? Unſer heiliger Vater würde es ja nicht zugeben. Ich bin ja der Louiſon Vaterbruder; im verbotenen Verwandtſchaftsgrad ... Zudem, ich mag mich nicht verheirathen ... und die Louiſon, die Ungerathene, wird mir doch nicht Zwang anthun wollen? Nein, Herr. Dazu iſt ſie zu vernünftig, zu chriſtlich. Auch ſchlüg' ich ſie todt; was hätte ſie davon?“

Raphael lachte des Einfältigen, entließ ihn mit Troſt, rief das Mädchen zu ſich. Auf ſeine Fragen antwortete Louiſon eifrig: der Oheim müſſe geträumt haben; ihr ſey nichts von allem bewußt; ſie fühle ſich wohl, ſie habe ſich nie beſſer befunden; und was der Betheuerungen mehr ſind, die ein Weib nicht ſpart, wenn es gilt, geheim gepflegten Kummer zu bemänteln. Auf die Frage, ob nicht vielleicht ihr Herz und eine Leidenſchaft im Spiele, ſtellte ſie ſich ſogar entrüſtet an, klagte über ungerechten Argwohn, ſchwur auf ihre Unſchuld einen theuern Eid, und meinte, irgend ein unvernünftiges Gerede der Nachbarſchaft laufe um auf ihre Koſten „Glaubt nicht ein Wort hievon,“ bat ſie den Magiſter; „die böſen Zungen ruhen nimmer: wie ſollte ein armes Mädchen, wie ich, der Verläumdung entgehen, da ſogar unſer Herr, der König, und ſeine erlauchte Mutter und alle Prinzen täglich verunglimpft werden? — Ei,“ ſetzte ſie mit der Verſchlagenheit ihres Geſchlechts hinzu, und

lächelte ungläubig bei der verfänglichen Frage — „ſolltet Ihr wohl denken, daß die böſen Leute ſogar Euern Ruf nicht unangetaſtet laſſen? Ihr hättet ein Liebchen in der Stadt? ſagen ſie; und ich, weiß ich nicht von Euch ſelber, daß Ihr nur in's Haus der Gräfin Thiars geht, die eine fromme Frau iſt?“ — „So iſt's,“ entgegnete Raphael mit Nachdruck: „ein Liebchen, ich? Du weißt es beſſer. Vertheidige mich vor der üblen Nachrede.“ — „Von Herzen gern,“ verſetzte Louiſon mit freudiger Haſt: „aber was ſolltet Ihr meinen, was die Leute von der Gräfin ſagen?“ — „Was denn, mein Kind? Du biſt geheimnißvoll; geſchwinde, rede.“ — „Nun, — weil Ihr's eben wiſſen wollt, ... ſie ſagen, die Gräfin ſey Eure Mutter, lieber Herr, und das Fräulein Eure Schweſter...?“ — Mit ganz beſonderer Spannung forſchte Louiſon in des Magiſters Augen, und als dieſer, hell auflachend, erwiederte: „O Schwänke ohne Ende! wer iſt der Thor, der dieſes redet?“ ſprach die Magd kleinlaut: „Vergebt, lieber Meiſter; ich hab' es ſelber nie geglaubt.“ Hierauf glitt ſie wie ein Aal aus der Thüre; aber, dem kalten Fiſch unähnlich, ſetzte ſie ſich in einen Winkel und vergoß heiße Thränen. „Nicht ſeine Mutter!... das Fräulein nicht ſeine Schweſter...! O weh, ſo iſt nur allzuwahr, daß all' meine Freud' erſtorben und dahin!“ Hundertmal wiederholte ſie dieſe Worte. —

Ungefähr zur nämlichen Zeit ſaßen die beiden Euphemien beiſammen. Die Mutter, obſchon der Schwermuth voll, war im Gemüthe ruhiger und plauderte von vergangenen Zeiten. Die junge Euphemia, die ſchon lange ein dringendes Wort auf der Zunge hatte, wartete den günſtigen Augenblick ab, und kaum hatte die Gräfin geſagt, ſie liebe nach Gott nichts ſo innig als ihr Kind, und ihr Herz ſtehe ganz der Tochter offen, ſo unterbrach ſie Euphemia mit der Frage: „Beweiſe mir's, gütige Mutter. Laß doch nicht ein Geheimniß zwiſchen uns,

wozu Meiſter Paracelſe gleich Dir den Schlüſſel hat, den er jedoch hartnäckig verweigert, ſo wie Du es thuſt. Werde nicht ernſt, nicht böſe, liebe Mutter. Ich habe geſehen, wie Du den Meiſter Raphael umarmt, wie Du ihn mit Zärtlichkeit überhäuft haſt. Deine Geberden dolmetſchten laut genug die fremden Worte, die ihr beide dabei gewechſelt habt. Ein theures Band muß euch einſt zuſammengehalten haben, muß euch noch heute vereinen, obgleich ihr ſo fremd thut, als im erſten Augenblick wohlvertraut. Erkläre mir das Räthſel." — „Nein, Kind, verſetzte die Mutter äußerſt unruhig: „das kann, das will, das werde ich nicht." — „So ſage mir wenigſtens, ob wahr iſt, was der Ritter meint, und was man bei Hofe denkt? — „Was denn, meine Tochter?" Die Unruhe der Gräfin ſtieg — „Ei nun, ich ſelber weiß es nicht zu reimen; ich habe etwas Grund, den Vermuthungen des Ritters nicht zu vertrauen; ... iſt's wahr, daß Meiſter Raphael Dein Sohn?" —

Die Gräfin erhob ſich plötzlich majeſtätiſch. Mit der Würde gerechten Zorns, den ein Zweifel an ihren Sitten erregen mochte, fragte ſie: „Was denkſt Du von mir, Euphemia?" Dann ſetzte ſie, reizbar, wie verletzte Eitelkeit den Menſchen macht, hinzu: „Ein lächerliches kindiſches Gewäſch. Wär' ich denn alt genug, um jenen Mann geboren zu haben? Die närriſche Vermuthung muß in ſich ſelbſt zerfallen. Nein, mein Kind: So wahr ich erſt in meinen letzten Tagen Dir ſagen will, was mit jenem Manne iſt, den ich eher fürchte, als liebe, ſo wahr iſt... der Himmel ſey mein Zeuge... daß ich nicht Raphaels Mutter bin!" — Die letztern Worte hatten der gekränkten Frau viele Mühe gekoſtet, und ſie bemerkte nur unvollkommen den fröhlichen Eindruck, den ſie auf die Tochter gemacht hatten; das Frohlocken, womit die letztere ausrief: „Dank, Dank, beſte Mutter. Du gibſt mir heute zum zweitenmal das Leben!" —

„Dieſes Gefühl macht Dir Ehre," — lobte die Gräfin: „die Unbeſcholtenheit Deiner Mutter und unſers Wappens Makelloſigkeit müſſen Dir gleich heilig ſeyn, wenn Du Dein Blut nicht verläugnen willſt. Meiſter Raphael wäre eine ſchlimme Zugabe für unſer Haus." — „Warum, liebe Mutter? Iſt er nicht ein vollkommener Mann, voll Geiſt, Gelehrſamkeit und Schönheit?" — Mit Anſtrengung antwortete die Gräfin haſtig: „O preiſe ihn nicht allzuhoch mit kindlichem Vertrauen! Du weißt nicht, was hinter dem ſchönen Manne verborgen iſt. Aber ich will den Herrn preiſen, wenn Du einmal Beauſtre's Weib geworden biſt, und Raphael nicht mehr zwiſchen uns ſteht, als ein unheimlicher Freund!"

Das Urtheil der Mutter war weſentlich von dem der Tochter unterſchieden; denn noch an demſelben Abend flüſterte die junge Euphemia aus ihrem Fenſter in das Ohr des Mannes auf dem Söller: „Ich will Dir heute den längſt begehrten erſten Kuß verſtatten, mein Geliebter, denn ich bin frei von allen Zweifeln, die mich quälten, und Dein Geheimniß iſt mir gleichgültig geworden. Aber — endige dafür auch unſere qualvolle Lage. Rede morgen zu der Mutter; leihe meinen Gedanken Deine Worte. Sage — Du verſtehſt es — wie Du mein Herz umgeſtaltet und zu Deinem Eigenthum gemacht. Noch hab' ich dem Ritter nichts ernſtlich zugeſagt; noch bin ich frei und meiner Hand Gebieterin. Verlaſſe Dich auf mich, mein Kleinod, daß ich alsdann die Mutter ſtimme, wie ich will. Sie, die mir immer nachgegeben, ſollte ſie zaudern, wo es mein Glück gilt, wo es darauf ankömmt, meinen Irrthum gut zu machen, der mir eine bittere Zukunft geſchaffen haben würde? Sprich mir nicht von Deinem Stande: Du biſt herrlicher als der edelſte Ritter Frankreichs. Du biſt mir theurer als der mächtigſte König; ich aber werde reich genug ſeyn, Dir das fürtrefflichſte Wappen zu kaufen, um der Welt genug

zu thun. Halte zu mir, wie ich zu Dir, und das Gewicht des Erdballs ſoll unſer Band nicht zertrümmern!“—

Raphael, da er heimwärts wanderte, war entzückt, berauſcht. Euphemia war ihrer Mutter vollendetes Ebenbild, hatte den Magiſter gefeſſelt, wie einſt ihre Mutter; wie die Letztere ſchwor ſie ihm ewige Eide. Wenn zu Zeiten die Erfahrung ihr weiſes Haupt verneinend ſchüttelte im Rath der Gedanken und Entwürfe des Magiſters, ſo wurde ſie niedergeſchreckt vom Wahnſinn der Leidenſchaft. Raphaels Geſtalt war freilich jung und kräftig und anſpruchsvoll, aber darinnen ſchlug das Herz eines Sechzigers, das meiſtens ſchwach iſt, trotz der langen Studien des Verſtandes. Schwäche und Eitelkeit regierten von innen; außen lag die Kraft. Euphemia gewinnen, ſeinen Jahren zum Trotz, die Tochter gewinnen, deren Mutter ihn aufgegeben! welch' ein Triumph! Was kümmerte ihn die Klippe, die er zu umſchiffen hatte, um der Gräfin Einwilligung zu erbetteln, oder zu erzwingen; was kümmerte ihn Beaufire's drohende Geſtalt am Horizont ſeiner Freuden? Alles ſchien ihm möglich jetzt, was ihm in der nächſten Stunde unmöglich vorkam. Zaudern und Wagen — er hätte beides gerne zu gleicher Zeit gethan. So ſchwamm er hin auf den Wellen der Unentſchloſſenheit, alles vergeſſend, was ihn nahe anging, um dem einzigen Ziel ſeiner Wünſche nachzuhängen, ſich ſelber nicht mehr kennend. Von der nächſten Zukunft erwartete er alles; dennoch mißtraute er ihr in allem. Die langſame Zeit war flinker, als ſeine Vorſätze. Sie rollte eiligſt den folgenden Tag und die Nachmittagsſtunde heran, in welcher Raphael die Damen von Thiars aus dem Garten von St. Paul nach Hauſe abzuholen verſprochen hatte. —

Die Gräfin war heute mittheilender als ſonſt. Sie glich dem ſtillen und freundlichen Herbſtabend, deſſen ſich die Pariſer eben erfreuten. Während in den Augen der

Tochter Erwartung und Leidenſchaft lebten, ſtrahlte der Blick der Gräfin von Klarheit und frommer Ergebung. Raphael wünſchte ihr zu der edlen Heiterkeit Glück. Indem ſie ihren Arm auf den ſeinigen legte, um ſich hinwegführen zu laſſen, ſprach ſie mild: „Es iſt endlich gelungen. Ein Arzt, der an Weisheit und Güte den Meiſter Paracelſe übertrifft, hat mich ſeines Beiſtands gewürdigt und meine Seele geheilt. Der Allmächtige ſchenkt mir die Gnade, daß ich mich dem Born der Wahrheit wieder nähern darf, ... ich Armſelige, die ihm den Rücken gekehrt hatte!“ — Die Tochter ergänzte der Mutter ſalbungsvolle Anrede, indem ſie einfach hinzufügte: „Die Gräfin wird morgen früh in der Kirche St. Germain in den Schooß des katholiſchen Glaubens zurückkehren, und ich werde ihrem Beiſpiele folgen, um von nun an die heiligen Zeichen, denen ich meine Lebensrettung verdanke, würdig zu verehren.“ — „Wollt nicht verſchmähen, ein Zeuge dieſer Handlung zu ſeyn,“ ſprach die Frau von Thiars; „nur auf dieſe Weiſe kann ich einen Theil von dem, was ich im Leben verſchuldet, wieder gut machen.“ — „Ich werde, auf meine Ehre, nicht dabei fehlen,“ verſetzte der Magiſter; bedeutungsvoll den Blick auf die junge Euphemia richtend, fragte er alsdann: „Iſt's dem Fräulein gefällig, ſo benütze ich dieſe Stunde, um der würdigſten Mutter vorzutragen, was wir auf dem Herzen haben?“ — Euphemia nickte; die Gräfin aber ſagte: „Laßt uns gehen. Zu Hauſe ſoll ihr die aufmerkſamſte Zuhörerin an mir finden.“

Indem ſie ſich anſchickten, ſelbdritt den Garten zu verlaſſen, hörte Raphael hinter ſeinem Rücken eine nicht gar freundliche Stimme ſagen: „Da geht der Mann, den Ihr zu ſehen wünſcht. Doch, mein' ich, wird's ein Irrthum in der Perſon ſeyn!“ Zurückſchauend erblickte Raphael den Leibarzt des Königs, Ambroſius Paré, einen heftigen Gegner der Paracelſiſchen Lehre. Neben

demſelben ſchritt ein hochgewachſener Kriegsmann in den Farben des ſpaniſchen Monarchen. Der Offizier lief ungeſtüm dem Magiſter zu, den Paré's Finger bezeichnet hatte. „Nichts da, kein Irrthum! Er iſt's, er ſelber, Gott ſey Dank!“ rief der Krieger, indem er ſich an Raphaels Bruſt warf: „Mein Vater! grüß Dich Gott, mein liebſter Vater!“

Raphael ließ plötzlich die Arme der Dame los, ſchaute verwundert in des Soldaten Antlitz, und, obſchon eine geheime Gewalt und Ahnung verſuchte, ihm die Zunge zum Verläugnen zu ſtimmen, ſo hatte doch die Vaterliebe eine ſtärkere Macht, und frohlockend erwiederte Raphael: „Bertram! mein wackerer Sohn! ei, ſehe ich denn meinen alten Bertram wieder!“ — Freudenthränen vermiſchten ſich mit Freudenthränen; Liebe tauſchte ſich aus gegen Liebe. „Woher, mein Knabe?“ — „Aus Brabant, liebſter Vater; der Feldherr hat mich mit Briefen an den Herzog von Anjou geſendet. Ich bin heute angelangt, bin bei Hofe umhergelaufen, habe dem König meine Reverenz gemacht. Ich muß noch dieſe Nacht abreiſen, und wenn die Pferde liegen blieben auf dem Wege. Aber abreiſen, ohne Dich geſehen zu haben, mein Vater? Nicht möglich. Ich habe mit Mühe Deine Wohnung erfahren; ſie iſt weit; doch war ich ſchon auf dem Wege dahin. So will denn gerade der Zufall, daß jener Herr, der noch dort an der Thüre zu ſehen, mir begegnen muß. Ich frage auf's neue; er kennt Dich, zeigt Dich mir...! Glück auf, Du lieber Vater! Du ſiehſt wohl unverändert aus, und liebſt mich noch; das iſt die Hauptſache. Wie findeſt Du aber mich?“

Raphaels Blick überflog mit Wohlgefallen des Sohnes Geſtalt. Sie war die eines Helden, ſein Geſicht das eines Edelmanns vom reinſten Blut. Doch war vom Lagerleben und dem ſchweren Dienſt die Stirne braun und gefurcht; lange Falten durchſchnitten die Wangen

bis zum dicken ſchwarzen Knebelbarte. Wo der Helm aufzuſitzen pflegt, waren frühzeitig-kahle Stellen ſichtbar, und leicht ergrauende Haare. — Der Magiſter beſann ſich endlich, daß er mit ſeinem Sohne nicht allein ſey, und ſchaute ſich nach ſeinen Begleiterinnen um. Die junge Euphemia ſtand, an die Mutter gelehnt, und hielt dieſelbe um den Leib umſchlungen. Ihre Augen ſchienen, wie ihre Geſtalt, von der Meduſe verſteinert; die Farbe war aus ihrem Geſicht gewichen, der Mund entrüſtet aufgeworfen; das ganze Antlitz trug das Gepräge der Ueberraſchung, des Widerwillens und beleidigten Stolzes. Die Unbewegliche lauſchte den heimlichen Worten ihrer Mutter, die glühende Blicke auf Raphael und ſeinen Sohn ſchoß, und äußerſt lebendig redete. — So wie der Magiſter ſich zu den Frauen kehrte, und ſtutzend über ihre ſeltſame Stellung den Mund öffnen wollte, ſammelten ſich die beiden Euphemien jählings, und entfernten ſich, ohne nur zu grüßen und zu winken. —

Raphael ſagte düſter, indem er ihnen nachdeutete: „Meine Freude, Dich wieder zu ſehen, hat jene Freundinnen verletzt, weil ich der Höflichkeit gegen ſie vergeſſen, was Franzöſinnen nicht leicht verzeihen.“ — „O laß die Fremden, Vater; was gehen mich die Weiber an?“ erwiederte Bertram, oder „Don Beltram,“ wie er in dem ſpaniſchen Kriegsheer geheißen wurde; „laß mich die wenigen Augenblicke, die in Paris noch mir gehören, einzig in Deiner Geſellſchaft verſchwelgen. Ich habe mich, — wie ſehr! — darauf gefreut. O ſprich mir von den Geſchwiſtern, von Suſanna, von dem frommen Joachim.“ — Raphael theilte ihm mit, was er von beiden wußte, und fragte nach des Sohnes Abſichten und Verhältniſſen. — „Der Marques Caſtillo, mein General, iſt mir hold,“ berichtete Bertram: „ich darf im Dienſt der Waffen auf ein gutes Fortkommen rechnen, und habe mir von den flandriſchen Rebellen ſchon eine ziemliche

Ausſteuer geholt. O Vater, ein Liebchen hab' ich zu Gent, ein Mädchen ohne Fehl und Tadel, und werde mich mit ihr vereinigen, ſobald der Friede endlich errungen, die Rebellion bezwungen ſeyn wird. Gelt, Du willigſt ein? Laß mich den gewährenden Mund küſſen und die freigebige Hand. Erlaube mir dann noch eine Bitte." — „Welche?" — „Sieh' dieſes prächtige Halsband von Diamanten; es iſt eine ehrliche Kriegsbeute, und meiner Braut zur Morgengabe beſtimmt. Sie ſoll's nicht früher ſehen, als am Tage unſerer Hochzeit. Doch fällt mir ſchwer, es im Drang des Kriegs, und allen Wechſelfällen ausgeſetzt, unter meinem Verſchluß zu behalten. Ich hab' es nach Paris mitgenommen, um Dir meine ſchönſte Habe anzuvertrauen. Hebe Du ſie mir auf; in Deiner ſtillen Wohnung wittert Niemand den koſtbaren Schatz. Sobald der Friede da, will ich, die Braut am Arm, vor Dich hintreten, und das anvertraute Geſchmeide mit Deinem Segen aus Deinen Händen empfangen. Willſt Du?" — Raphaels Blick hing ſinnend an dem wunderſchönen Schmuck. — Don Beltram fuhr ernſthafter fort: „Antworte doch, und fürchte nicht etwa, als klebe Blut an dieſem Reichthum. Ich ſchwör' Dir's zu, lieber Vater, er iſt ehrliches Soldatengut. Aber — flöſſe mein Blut etwa auf dem Schlachtfelde, ehe ich mein Weib heimgeführt, — wir ſind ja alle ſterblich,... das eiſerne Loos der Schlachten fällt bald rechts, bald links — ſo theile dieſe Diamanten mit meiner Braut, und behalte Deinen Antheil als ein Erbe Deines Aelteſten, der Dir getreuer iſt, als ſeine Geſchwiſter; ſtolz darauf, Dich zu lieben, ſtolz, Dein Sohn zu ſeyn! — Verſprichſt Du, guter Vater?" — Wohl denn, ich verſpreche es; doch fürchte Du nicht allzuſchnellen Tod; wer gleich Dir jahrelang dem Gott des Kriegs gedient, ohne eine Wunde zu empfangen, dauert lange, als ein unverwüſtlich Fahnenholz. Sey getroſt, mein Knabe." So

verbrachten Vater und Sohn die kurze Zeit bis zu des Letztern Abſchied, und ſchon war es Nacht, als die Spanier aus den Thoren ritten, und Raphael ging, des Sohnes Schatz ſorgfältig zu verſchließen. Erſt nachdem dieſes geſchehen und die Juwelen hinweg gethan waren, die ſeltſamen Zaubers voll, die Augen Raphaels gefangen gehalten hatten, kehrte mit erneuter Kraft Euphemia's Bild in des Magiſters Bruſt zurück. —

„Sie zürnt," dachte er bei ſich: „die Eitle glaubt ſich vernachläßigt, um eines Fremden willen. Ich werde Mühe haben, das Wort der Vergebung aus ihrem Munde zu locken. Dennoch wird ſie meiner Bitte nicht widerſtehen. Nach kurzem Schmollen iſt ja die Verſöhnung ſo reizend!" — Dann fiel ihm Böſes ein: „Was ſoll ich ihr von Bertram ſagen? Hat ſie gehört, daß ich ihn Sohn genannt? O weh! wenn mein Geheimniß verrathen wäre! — Aber nein. Die Mutter wird nichts offenbaren, um ihre Eigenliebe nicht zu verletzen, um nicht ihren Wandel und Verrath in den Mund der Welt zu bringen; ſie iſt eiferſüchtig auf den Ruhm, vor der Tochter fleckenlos dazuſtehen. — Und hätten die Frauen auch deutlich gehört, daß Bertram mich ſeinen Vater, daß ich ihn Sohn geheißen, ſo wird mir leicht ſeyn, dieſen Worten eine andere Bedeutung beizulegen. — Ein fleißiger Schüler iſt auch des Lehrers Sohn; ich habe dankbare Brüder gekannt, die ihren Aelteſten mit dem Vaternamen beehrten. Es wird ſchon gehen." — Dennoch mied der Schlummer den Unruhigen. Schwarze Ahnungen ſchienen ihm ein großes Unglück vorherſagen zu wollen.

Sie hatten in gewiſſem Sinne nicht Unrecht, dieſe Ahnungen; denn allerdings hatte die Gräfin geredet. Der Stolz des Weibes hatte den Anblick eines Sohnes des Mannes, den das Weib einſt geliebt, obgleich nachher verlaſſen, nicht ertragen können, ohne der Neben-

buhlerin und dem Vater im Sohne zu zürnen, und, hinwegſetzend über aller Bedenklichkeit Schranken, hatte die Frau von Thiars im aufwallenden Ungeſtüm geſagt, was ſie wußte, und was ſie einen Tag ſpäter gerne wieder zurückgenommen haben würde. Der jungen Euphemia blinde Liebe, bereits erſchreckt und erſchüttert durch das Erſcheinen Bertrams, eines Kindes ihres Geliebten, von deſſen Daſeyn ſie nichts gewußt, hatte ſich vollends in Grauen und Abſcheu verwandelt, als das Fräulein hörte, was ihr die Mutter von der unnatürlichen Jugendbauer Raphaels erzählte; als ſie im Geiſte das gefurchte Kriegerantlitz des Sohnes mit dem weit blühendern des Vaters verglich. — Um der Ungnade, worein Raphael bei der Schönen gerathen, die Krone aufzuſetzen, mußte juſt zur ſelben Friſt Beauſire zurückkehren, und ein Zeuge der verwunderlichen Unterredungen der Damen werden. —

Freilich hatte am nächſten Morgen, in der Kirche St. Germain, auch Raphael Urſache genug, ſich über Beauſire's Gegenwart und über die Kälte, die ihm von dem Ritter und den Frauen von Thiars bewieſen wurde, ſattſam zu verwundern. Dennoch hielt der Magiſter, ſeiner Beredſamkeit vertrauend, heldenmüthig aus, bis die Ceremonie des feierlichen Uebertritts der Wittwe und ihrer Tochter vorüber war. Aber wohin flüchtete dieſe Faſſung, was wurde aus dem erkünſtelten Gleichmuth, als Raphael ſehen mußte, wie Beauſire des Fräuleins Hand ergriff, noch einmal mit ihr vor den Altar trat, und wie der Prieſter das Paar zum Ehebunde einſegnete? Der Unglückliche hätte dieſem Schauſpiel eine langſame Todesmarter vorgezogen. Lange hielt er, was ſich vor ſeinen Augen zutrug, für Traum und Geiſterſpuck; er glaubte vor Fauſtens Zauberlaterne zu ſtehen. Als jedoch das freudige „Ja" Euphemia's zu ſeinem lauſchenden Ohr gelangte, ſcharf und vernichtend wie ein Schwertſtreich in ſein Haupt fuhr, brach Raphael in ein ſchallendes

Hohngelächter aus, und ſtürzte aus der Kirche. — Wenn die Beſinnung des Menſchen geſtört iſt, thun doch ſeine Glieder noch ihre Schuldigkeit. Seinem automatiſchen Leben verdankte Raphael, daß er ſein Haus wiederfand. — Er ſetzte ſich in einen Winkel ſeiner Stube, gab nicht Rede, nicht Antwort, und brütete unaufhörlich. Am ſpäten Abend erwachte er aus Schmerz und Pein; murrend über den Verrath, hatte er endlich gefunden, daß er ihn nicht wenig verdient hatte am Freunde und an der Geliebten ſelbſt; dürſtend nach Rache, hatte er, ſeinen chriſtlichen Sinn ermannend, ſein böſes Trachten nach Vergeltung überwunden. Aber ein ſchweres Unglück blieb ihm neben der Demüthigung zurück: er war allein. Seit geraumer Zeit ſeinem gelehrten Streben entrückt, und hängend an einem Weſen, das er, wenn gleich verſtohlen, liebte, von dem er heiß wieder geliebt worden... fühlte er ſich nun ganz einſam in der Schöpfung. Die Eitelkeit lag zwar unter ſeinen Füßen; aber ein menſchliches Sehnen erfüllte ihn: die Sehnſucht nach einem Lebensglück im Hauſe, wäre es auch noch ſo beſcheiden, das Glück und das Haus. Zum erſtenmal wünſchte er alt zu ſeyn, grau und gebückt, wie ſein Vater, aber auch ſo heiter und froh, wie dieſer in ſeiner ſtillen Hütte, neben ſeinem alten Weibe, geweſen. Er verſetzte ſich im Geiſte nach der Heimath, zog in Gedanken die rauhe Jacke des Förſters an, ſuchte gebrechlichen Schrittes die Ruhebank, putzte mit zitternden Händen die Lampe, und rief leiſe vor ſich hin die gute Martha, die noch immer zögerte, aus der Küche zu kommen, um mit ihrem Gatten zu plaudern, oder das Nachtgebet zu halten.

Da hört er Schritte draußen, ſo langſam, ſo vorſichtig. Sie kommt, die Gerufene, und, weil ſie fürchtet, den am Ofen halbſchlummernden Mann zu wecken, geht ſie behutſam, als wie auf blanken Sohlen. Die Thür geht bedächtig auf; nicht eine Angel knirrſcht. Herein

tritt im einfachſten Nachtgewande ein Weib, nicht alt, nicht ſchwerfällig, wie Martha geweſen; aber blaß, wie der Tod, mager und zart. Sie umkreist die trauliche Stube, ſtreckt ſich auf den Zehen vor den Käfigen der Vögel, und ſchaut mit glanzloſen Augen, ob ſie ſchlafen, die bunten Thiere; ſie hockt ſich nieder zum Jagdhund, und horcht, wie er dumpf bellend träumt vom Waidwerk und vom rothäugigen Repphuhn. Sie geht von Blumenſtock zu Blumenſtock, prüft mit dem Finger, ob die Erde in den Töpfen begoſſen worden, ob das Fenſter geſchloſſen, damit die rauhe Luft nicht hereinziehe; denn es ſommert nicht mehr draußen, wohl aber zerrauft der Wind die violetten Herbſtſäden, deren Urſprung man nicht weiß. Darum ſchaut das Weib nicht minder zum Kamin und wühlt in den verglimmenden Kohlen, macht dann eine Verneigung vor dem Kruzifix, und ſchreitet zum Bette, geſchäftig die Teppiche zu lüften. Doch findet ſie die Arbeit ſchon gethan, zu ihrem Befremden. „Wer iſt mir denn zuvorgekommen?“ fragte ſie verdrießlich durch die Zähne: „Weſſen Hand iſt da im Spiel geweſen?“ Und ſie legt die Decken wieder breit aus einander, und wirft ſie wieder zurück, und iſt erſt alsdann zufrieden. Sie ſtreicht die Pfülben glatt; ſie beugt ſich nieder auf die rothgeſtreiften Ueberzüge; ſie drückt ihren Mund darauf. „Da wird er ſchlafen, der Liebe!“ ſagt ſie mit Zärtlichkeit: „Möcht' er träumen von mir, wie ich von ihm; aber er kann mich nicht mehr leiden, und doch lieb' ich ihn ſo ſehr!“ —

Plötzlich erzittert das Weib; ... ſie hat ihren Namen rufen gehört. Sie taumelt, ſie tappt mit den Händen um ſich, will den Mund zum Angſtruf öffnen, und fühlt ihn von einem ehrerbietigen Kuß der Dankbarkeit berührt. Ihr erwachend Auge ſchaut in ein theures Antlitz. Sie hört von freundlichen Lippen die Worte: „Wenn das nicht die Fügung des Himmels iſt, ſo wird niemals einem

Menſchen Troſt im Leiden werden!“ Sie fragt verſchämt und furchtſam, was denn vorgegangen; und zur Antwort wird ihr wieder eine Frage: „Willſt Du mein Weib ſeyn, Louiſon?“ — — Binnen kurzen acht Tagen war Louiſon in der That Raphaels Gattin.

Meiſter Raphael war von da an wie ein von tödtlicher Krankheit Geneſener; wie Einer, der in einem ſchmählichen Zauberbann gefangen geweſen und von den Himmliſchen befreit worden wäre. Die Liebe, die einfache Unſchuld, die prunkloſen Tugenden ſeines Weibes heiligten ihn, und mit dem Eintritt deſſelben in ſein Haus kamen Friede und Freude und auch das Weltglück dahin. Alles ging dem Magiſter von der Hand, als wie gehext. Seine Schüler prieſen ſeine Weisheit; ſeiner Clienten Schaar wuchs von Tag zu Tag; die ſchönſten Weiber an Katharina's Hof verlangten, geſund oder krank, nur nach dem Meiſter Paracelſe. Die deutſche Kunſt ſtieg im Preiſe; ſogar die italieniſchen Chymiker und Aſtrologen im Dienſte der Königin Mutter ſuchten die Bekanntſchaft des deutſchen Gelehrten. — Der Ruhm wurde dem Magiſter von Neuem werth; die Reichthümer verſprachen, fleißig nachzufolgen. Die Zukunft ſeiner neuen Familie machte Raphael keine Sorgen. Er ging erhabenen Hauptes hin und her durch Hütten und Palläſte durch Doktoren und Laien, und ſchlug ſeinen Blick nicht nieder, ausgenommen, wenn er etwa Beauſire's und deſſen Gattin Geſicht, oder der Frau von Thiars begegnete. Er wechſelte mit ihnen kein Wort, ging ihnen aus dem Wege. Das Bewußtſeyn, nicht wohl an ihnen gethan zu haben, war der einzige Wurm am Baume ſeines Lebens; und dieſer Silberbaum war ſo groß, und ſo gering der Wurm! An der Seite der trefflichen Louiſon hätte er ja das allerſchwerſte Leid vergeſſen; warum nicht die ſeltene, flüchtig vorübergehende Unannehmlichkeit? — Und Louiſon, da ſie den Mann ihrer Seele glücklich ſah, war's

ſelber doppelt, und ſofort war ſie's jeden Tag gleich, ausgenommen an Einem, der ſie hundertfach beglückte, weil er der Geburtstag eines Sohnes war, den ſie ihrem Raphael ſchenkte. — „Es verging ein Jahr in Seligkeit; nicht die kleinſte Wolke trübte des Ehepaars Himmel; ſo daß Bardou oft zu ſagen pflegte: „Ich habe die Heirath mit dem vornehmen Herrn nicht zugeben wollen; aber ich hätte das Mädel todt geſchlagen, wenn ſie den Herrn nicht genommen hätte. Iſt das nicht ein Glück? Es wär' des Mädchens Unglück geweſen, wenn es nicht das Glück gehabt hätte!"

Raphael erhielt Nachricht von ſeinen Kindern. Bertram tummelte ſich luſtig im Kriege, der den Spaniern weniger Vortheil brachte, als Anfangs; Suſanna hatte, ſpät genug weltlichen Trieben nachgebend, ſich aus einem kaum angetretenen Noviziat entführen laſſen, war das Weib ihres Entführers geworden, flehte um des Vaters Verzeihung und um eine genügende Ausſteuer; Joachim war abermals ein Nachahmer des ſchweſterlichen Beiſpiels geworden, hatte die klöſterliche Vorbereitungszeit durch eine plötzliche Flucht abgekürzt, und ſeinen Weg nach Prag genommen, um dort, Gott weiß was, zu ſtudiren. Auch er bat um des Vaters Vergebung und um Bezahlung der nicht geringen Schulden, die er hie und da hinterlaſſen. — So unangenehm dieſe letztern Berichte lauteten, ſo war doch Raphael ſelber allzu glücklich, um nicht die Gnade walten zu laſſen. Er verzieh; er gab, was er errungen, zur Ausſteuer der Tochter, zur Wiederherſtellung des guten Rufs ſeines Sohnes her. Seine Sterne leuchteten ja ſo prächtig, daß er hoffen durfte, baldigſt wieder zu gewinnen, was ihm Vaterliebe und Vaterpflicht gekoſtet hatten. — In Folge dieſer Hoffnungen wuchs ſein Selbſtbewußtſeyn faſt zum Uebermuth. Sein Geiſt war alt geworden neben ſeinem Herzen. Der Eigenſinn der Greiſe, ihre Unbeugſamkeit, ihr Verſchmähen des Neuen, wenn's auch beſſer

wäre, als das Dageweſene, — alle dieſe Makel höhern Alters lebten, wucherten in ihm. Rückſichtslos heroldete er ſeines Meiſters Theorieen aus, verwünſchte in den Abgrund, was ihnen widerſprach, wurde ſtörriſch gegen die, welche ſeine Meinungen nicht theilten, wurde dagegen ſchwach gegen ſeine Anhänger, am ſchwächſten gegen das Heer von falſchen Schmeichlern, welche öfters mittelſt ihrer Scheinverehrung nur eine Blöße an ihrem vorgeblichen Götzen zu entdecken trachten, um ihn treulos dann entweder dem Gelächter oder dem Verderben auszuliefern. Ohne es zu ahnen, waffnete Raphael Feind auf Feind gegen ſich, mied die Welt, als ſeiner nicht würdig, ſo oft er konnte, und war nur daheim, wie ihn die Natur geſchaffen; denn auch ſeine wachſenden Launen trug Louiſon mit Freudigkeit, ſo daß ſie dieſelben ſogar den Augen und dem Gewiſſen Raphaels verbarg, ſtatt ihn aufmerkſam zu machen auf ſeine Fehler.

Indeſſen ſchien, Feinden und Widerſpruch zum Trotz, ſein Glück zu ſteigen. Eines Tages kam ein Herr vom Hofe zu dem deutſchen Meiſter, und beſchied ihn dringend und geheimnißvoll zum König ſelbſt. — Jeglicher ſtolzen Hoffnung voll, ging Raphael zur vorgeſchriebenen nächtlichen Stunde, von dem Hofjunker geleitet, nach dem Schloſſe von Vincennes, wo dazumal der König hauste. Auf verborgenen Wegen wurde er zum Monarchen geführt. Carl der Neunte ſaß in einem mächtigen Lehnſtuhl neben einem Tiſche, deſſen Decke tief zum Boden niederfiel. Der Fürſt war äußerſt blaß und krank; die Magerkeit ſeines Körpers war entſetzlich; man ſah unter dem ſeidenen Wamms ſein Herz hoch aufſchlagen; er huſtete viel, ächzte dann und wann, als wie in Todesangſt, und hatte beſtändig von der Stirn den Schweiß zu trocknen, der in röthlichen Perlen dennoch ſtets auf's Neue hervordrang. — „Ich habe Dich rufen laſſen," hob Carl mit ſeiner unangenehmen Stimme an, „um von Dir, als einem aufrichtigen und unerſchrocke-

nen Deutſchen, zu erfahren, ob meine Krankheit zu heilen ſey, ob nicht. Sag's friſch und ehrlich." — Trotz der biedern Worte funkelten des Königs Augen, wie die eines gierigen Wolfs, und predigten Behutſamkeit. Meiſter Paracelſe, indem er des Kranken Umſtände prüfte, redete vom Leibarzt des Königs und von deſſen Kenntniſſen, obſchon mit falſch gemeintem Lobe. — Carl ſchüttelte mißvergnügt den häßlichen Kopf. „Hätt' ich Dich beſchieden, wenn ich jenem vertraute?" fragte er rauh; und ſetzte erſt nach einer Pauſe gemäßigter hinzu: „Er mag erfahrener ſeyn in eurer Sudelei; doch iſt er ein Calviniſt; verſtehſt Du? Freilich hab' ich ihm vor zwei Jahren ſelbſt das Leben erhalten; aber der ſchwarze Undank fragt nicht nach der Wohlthat. Ich bin von Verräthern umgeben." Carl winkte Raphael, ſein Ohr herzurecken, und flüſterte hinein: „Ich habe, wie ich fürchte, Gift bekommen." — Paracelſe ſetzte ſeine Forſchung fort, und erwiederte: „Nach meinen Beobachtungen iſt mein gnädigſter Herr im Irrthum." — Der König richtete die großen Augen mit einem Ausdruck von Rührung und Dankbarkeit auf den Arzt. Dann fuhr er fort: „Wie heißt die Krankheit, die mich ſchwinden macht?" — „Eine ſeltſame Ermattung, ein Lungenübel, das jedoch der Heilung fähig." — Abermals kopfſchüttelte der König: „Nicht doch; die Ermattung verzehrt mich wie ein glühender Brand, und mein Schweiß iſt Blut. Ich leide wie ..." Die Zunge verſagte dem Unglücklichen, da er den Namen Desjenigen ausſprechen wollte, der am Oelberg gelitten. Mit einem tiefen Seufzer, der ſeinen Sünden galt, vollendete der König: „Ich leide wie Herodes; Gott ſteh' mir bei! Was iſt zu thun?" — „Es gibt der Mittel mancherlei, mein königlicher Herr," entgegnete Raphael ausweichend; aber Carl gab nicht nach und ſagte unwirſch: „Paré hat mir daſſelbe vorgeſpiegelt. Dennoch werd' ich täglich kränker; bald werden mir die Glieder aus einander fallen. Die Mittel des Calviniſten, der beſtändig Gottes

Gnade und Allmacht im Munde führt, ſind vergeblich, taugen nichts, morden mich hin. Was auf Erden wächst, aller Welttheile Spezereien ſind umſonſt an meinem dürren Leib verbraucht worden. Nachdem die fette Kraft deſſelben verdünſtet, fließt mir aus allen Poren mein Blut. Das kann nicht lange mehr dauern. Ihr Deutſche ſeyd bewandert in geheimen Künſten. Man hat Dich mir als einen in der Zauberei Erfahrnen genannt; ſie haben Deiner nicht rühmlich erwähnt, beim Himmel, nein! Doch Du ſollſt ſeyn an Ruhm und Gold der Erſte in Frankreich, wenn Du mir helfen kannſt. Ein jedes Mittel, und wenn es aus dem Schlund der Hölle käme, wäre mir recht. Nicht etwa, als fürchtete ich den Tod. Oft — in ſchlafloſen Nächten, wenn ich wachend träume, wie im Fieber, iſt er mir wünſchenswerther, als das Leben. Mit dem Tode iſt ja auch das Gedächtniß zu Ende, und mein Gedächtniß peinigt mich." — Der König preßte beide Hände gewaltſam gegen ſeine Stirne, zog ſie, mit dem rothen Schweiß bedeckt, hinweg, ſchleuderte voll Abſcheu die Tropfen von ſich, und murmelte: „Eckelhaft, eckelhaft, wie das Blut eines Ketzers!" — Aufſchauend zum Magiſter, ſagte er kurz: „Wird's bald? fällt Dir nichts ein?"

Raphael, dem nicht wohl wurde bei dieſer Dringlichkeit, der aber das königliche Vertrauen zu rechtfertigen wünſchte, ſeinem Gegner Paré zu leide, beſann ſich noch ein bischen; dann ſagte er mit den Worten ſeines Meiſters: „Die Mumie des Menſchen iſt eine überaus kräftige Arznei; ſie heilt Alles, was durch Gift und Fieber oder Verzehrung verdorben. Die Mumie iſt ein koſtbarer Extrakt aus einem todten Körper; doch muß derſelbe nicht an einer Krankheit verſchieden ſeyn. Wer geſund und kräftig, und zwar keines natürlichen Todes ſtirbt, gibt die beſte Mumie; am beſten der am lichten Galgen Gehenkte, weil ſolcher Mumia in der Luft, unter dem Einfluß der Conſtellation der oberen Geſtirne, im Scheine der Sonne und des

Monds geworden iſt. Denn ſie iſt da in ihrer höchſten Exaltation, und erreicht den höchſten Grad von wunderbaren Kräften und Eigenſchaften. Am trefflichſten — doch leider iſt hiezu nur ſelten eine feine Gelegenheit in unſerm Europa — wäre ein Körper aus dem heißen Afrika, der ſein Leben hindurch von der Sonnenglut digerirt und reverberirt worden iſt." —

Der König, der im Anfang kaum verſtanden, was Raphael geſprochen, ging endlich in deſſen Gedanken ein, und die Ungeheuerlichkeit des vorgeſchlagenen Mittels, ſo wie die Art, es zu erlangen, begeiſterte ſeine mordluſtige, nach zauberhafter Heilung dürſtende Seele. Bei den letzten Worten des Magiſters erheiterte ſich Carl's Antlitz, als ob die Sonne daraus zum Vorſchein käme, und er ſagte: „Das läßt ſich hören, Meiſter, und trifft juſt zur gelegenen Zeit. Es ſitzt im Kerker des Châtelet ein ungläubiger Hund von einem Mohren, der vor einigen Tagen dem Juwelir Dufaure eine Menge von Diamanten geſtohlen hat. Geh' hin, Meiſter, geh' hin, und laß den Buben henken; auf der Stelle geh'. Mich lüſtert nach des Schwarzen ſegensreicher Mumia, — damit meine Mutter und der Anjou ... den ich haſſe, haſſe, haſſe ...!" knirſchend vollendete er mit entſetzlichem Ausdruck: „daß ſie betrogen ſehen um alle ihre Hoffnungen, um mein Krone, um mein Reich. Darum will ich leben; nur darum."

„Ein Mohr? — Diamanten ...?" Dieſe Vorſtellungen wirbelten abenteuerlich in Raphaels Kopfe umher. — „Darf ich fragen ...?" begann er heftig und aufgeregt. — Der König unterbrach ihn; den Umhang des Tiſches zurückſchiebend, ſagte er: „Ich hätte bald unterlaſſen — verſunken, wie ich war, in Deine weiſe Rede, — Dir von einem Geſchenk zu reden, das der ſchwarze Dieb aus ſeines Kerkers Nacht mir zuzuſenden wußte. Er kennt das Loos, das jedenfalls ſeiner wartet, und ſchickte mir

durch den Blutrichter ſelbſt dieſe Flaſche. Seinem Vorgeben nach ſoll ſie einen Trank enthalten, der das Leben angemeſſen verlängert. Der Miſſethäter bietet ſie mir an, um dagegen ſeine Begnadigung einzutauſchen. Sieh hier! Was ſagſt Du dazu? Ich fürchte, es ſey Gift in dem ſonderbaren Behältniß, und Paré warnte mich davor, wie vor einer teufliſchen Compoſition. Du aber, großer Kenner von geheimen Dingen, kannſt Du hier ein Urtheil ſprechen? Dir vertrau' ich blindlings."

Raphael mußte ſeine Bewegung gewaltſam unterdrücken, um nicht die außerordentliche Gier zu verrathen, mit welcher er nach dem Gefäß langte, das er augenblicklich als die ihm längſt entwendete Flaſche des Diamanten-Elixirs erkannte. Zitternd vor habſüchtigem Ungeſtüm betrachtete er dieſelbe von allen Seiten. Ihr Inhalt war ungemein geſchmolzen. In das Dunkel gehalten, leuchtete er aber ächt und feurig, wie er ſollte. „Darf ich koſten?" ſtammelte Raphael, voll Begierde, Lebenszuwachs zu ſchlürfen. — „Auf Deine Gefahr," antwortete der König einwilligend. — Im Nu war Siegel und Propf herunter. Raphael that einen raſchen Trunk, bis der König „Halt!" rief, und ſagte alsdann befriedigt und verſchlagen: „'s iſt nicht Gift, Sire! Eben ſo wenig jedoch iſt es die Panacée der Unſterblichkeit. Worin eigentlich das Weſen dieſes Elixirs beſteht, weiß ich nicht, und bitte Euch, mir zu erlauben, es näher, und zwar zu Hauſe, prüfen zu dürfen."

Kaum hatte er dieſe Worte ausgeſprochen, und überlegte er bei ſich ſelber, ob nicht rathſam wäre, dem kranken König ungefähr fünfundzwanzig Jahre des Lebens und der Jugend zufließen zu laſſen, der Zukunft zu liebe, und dem Leibarzt zum Aerger, als ſchon der fieberhaft ungeduldige Carl ihm die Flaſche aus der Hand geriſſen hatte. „Nicht doch, beim heiligen Blute!" rief zugleich der König: „Wenn's nicht Gift für meine Feinde, wenn's

nicht ein langes Leben für mich enthält, was ſoll das lügneriſche Glas?“ ſchleuderte auch das Gefäß zu Boden, daß der letzte Tropfen herausfloß. — „Weh' uns! was habt Ihr gethan, gnädigſter Herr?“ ſeufzte Raphael, und ſeine Kniee wankten. — Carl erwiederte jedoch mit heiſerm Gelächter: „Einer betrügeriſchen Quackſalberei ein Ende gemacht, weil ich auf Dein Wort als wie auf das Evangelium vertraue. Da,“ er ſtieß das unzerbrochene Gefäß mit dem Fuße, daß es dem Magiſter zurollte: „Behalte das Glas zum Andenken, und eile die Mumie zu bereiten. Zögere keinen Augenblick. Eine innere Ahnung ſagt mir, daß ich bei Dir an den rechten Mann gekommen bin. Fort! Nimm dieſe Karte mit meinem Namenszuge. Sie wird Dir als meinem Vertrauten die Riegel des Châtelet öffnen und jedem Deiner Befehle blinden Gehorſam verſchaffen. Ehe der Morgen anbricht, muß die Mumie gähren in der höchſten Exaltation.“

Unmöglich iſt, zu ſagen, welches Feuer des Ehrgeizes und der Rache, welch' ein Wucherdurſt nach Geheimniſſen und Schätzen den Magiſter auf ſeinem weiten Wege von Vincennes zum Châtelet durchloderte. Er erſparte ſich zwar nicht den Vorwurf, durch ſein jüdelndes Zögern die Vergeudung des göttlichen Lebenstrankes veranlaßt zu haben; aber die Ausſicht, den falſchen Mephiſtophel zu finden, den Räuber zu beſtrafen, und zuvor das edelſte Geheimniß durch Liſt oder Gewalt zu gewinnen, beruhigte ihn. Das halbe Jahrhundert Lebenskraft, das er zu Vincennes in ſich getrunken, ſchien ihm Flügel zu geben. Ehe er's recht bemerkte, hatte er den Weg zurückgelegt. In rabenſchwarzer Nacht pochte er an die kleine Baſtille des Châtelet von Paris.

Des Königs Karte that die gewöhnlichen Wunder: die brummigen Wächter wurden zahm; der Hauptmann des Schloſſes ließ ſich herab, dem Bette zu entſteigen, um

Raphaels Führer zu ſeyn. Binnen kurzer Zeit waren ſie an des Kerkers Eingang. Jenſeits mehrerer Eiſenthüren befand ſich ein ſchmutziger Käfig; darinnen angefeſſelt war der Verbrecher. Von heißem Verlangen und von Zweifeln voll, leuchtete Raphael in's Geſicht desjenigen, der ſich aufraffte aus dem Stroh. Nie hatte ſich eines Menſchen Erwartung vollkommener beſtätigt, als Raphaels: der ſchwarze Burſche war kein anderer als der Mephiſtophel, deſſen Erſchrecken ſich durch lautes Geheul ankündigte.

Die Schläge des Hauptmanns machten ihn eher ſchweigen, als es Raphaels Anrede hätte thun können. Der Mohr legte ſich zu den Füßen des Magiſters, wie ein demüthiges Kameel. Der Hauptmann zog ſich auf einen Wink vor die Thüre zurück, und Raphael ſagte: „Ich komme vom König.“ — Dieſe Anrede klang wie Silberton in die Ohren des Negers. — „Alles Glück ſey mit Dir, wenn Du mir Gutes bringſt,“ ſagte er zum ſchuldigen Danke. — „Die Gnade des Königs bringe ich, in ſo fern Du die Wahrheit reden willſt,“ erwiederte Raphael mit argliſtiger Sanftmuth, aller chriſtlichen Geſinnungen vergeſſend: „Willſt Du Alles bekennen?“ — „Ja, ja, Mann der Milde; ich will.“ — „Du haſt dem König eine Wunderarznei geſendet, die vor langen Jahren mein geweſen? — „Ja, Herr. Ich hatte ſie aus dem Schranke Deines Bruders entwendet und im Walde vergraben. Das Leuchten der Eſſenz, das ich im dunkeln Schranke bemerkte, verrieth mir die Beſchaffenheit der Wundertinktur, die auch Gontar da Ripedo gehabt, aber auf einer Reiſe in der Tartarei verloren. Als ich von Dir mich trennte, holte ich den Schatz.“ — „Was fingſt Du damit an?“ — Zuvörderſt trank ich viel daraus. Du ſiehſt, daß ich noch bin, wie ich zu Frankfurt geweſen.“ — „Das ſehe ich. Und was weiter?“ — „Ich habe davon verkauft, tropfenweiſe; ein Jahr Leben im Durchſchnitt zu fünf Dublonen gerech-

net. Hab's auch verfälſcht und gewäſſert verkauft. Ich habe vergeudet, was ich dabei verdient; ich armſeliger Narr!" — „Biſt viel gereist?" — „Durch aller Herren Länder, bei Chriſten und Heiden." — „Biſt lange zu Paris? — „Ein paar Wochen wird's ſeyn. Zu meinem Unglück kam ich hieher." — „Du haſt Diamanten geſtohlen?" — Der Mohr ſchwieg und ſpielte mit ſeinen Feſſeln. — Warum haſt Du ſie geſtohlen? Geſteh' es; Dein Leben hängt davon ab." — „Ei nun: ich will offen ſeyn. Das Elixir ging zu Ende, und ich wollte mich daran machen, einen Nachguß zu bereiten. Ich hatte keine Jahalom; ich brauchte deren unerläßlich. Der Juwelier hatte ihrer weit mehr als nöthig. Daher ... jetzt weißt Du Alles." — „Ja, und Du wirſt gehenkt werden. Erinnerſt Du Dich auch Deiner eitlen Schwüre in Darmſtadt?" — „O ja; Prophetenworte aus unbeſonnenem Munde. Verzeihe mir, Magiſter Raphael. Verzeih' und hilf mir. Die Eſſenz dient nicht gegen den Strick; hilf Du!" — „Ich will's; aber was reichſt Du mir zum Lohne?" — „Zum Lohne? Ich hab' dem König ſchon den Reſt des Elixirs geſchenkt. Der kranke Herr kann noch drei Jahrhunderte wenigſtens daraus lecken. Der Lohn iſt groß genug; ich zahle nur einmal." — „Nach Deinem Gefallen. Aber was die Fürſten haben, geben ſie nicht mehr zurück, und Du wirſt demungeachtet ſicherlich aufgeknüpft." — „Das wäre himmelſchreiend. Und mein Hals iſt reizbar... und ich lebte ſo gern...! Hilf mir, Herr, wenn Du mir vergeben haſt!" —"„In Deiner Lage iſt mir Vergebung Pflicht. Weiter thue ich jedoch nichts. Ich bin zwar des Königs Arzt. Ein Wort und Zeugniß von mir, und Deine Ketten fallen. Haſt Du aber nichts, mich würdig zu belohnen für den Schaden, den Du mir bereitet, unverſchämter Dieb, und für den Dienſt, den ich allein Dir leiſten kann, ſo magſt Du zuſehen. Du biſt der alte nichtswürdige Kopf, und

verdienſt mein Mitleid nicht.“ — Raphael rief dem Hauptmann, und ſchickte ſich an, fortzugehen. Da ſtreckte Mephiſtophel die gefeſſelten Hände mühſam nach ihm aus, und bat flehentlich um einiges Gehör. Nachdem der Aufſeher ſich wieder entfernt, hob Mephiſtophel verdrießlich an: „Was ſoll ich Dir geben? Gelt, das Recept?“ — „Ha, ha! wahrlich, mir iſt um den eingebildeten Schatz gar nicht zu thun. Wenn Du indeſſen von den Diamanten Dufaure's noch irgendwo verborgen hätteſt . . .?“ — „Ach, Herr: der Richter hat mir alle abgenommen. Aber das Recept hab' ich gerettet.“ — „Wie ſo? . . .“ — „Es ſteckt in einem Gürtel auf meinem bloßen Leibe . . .“ antwortete der dumme Neger unbeſonnen, und biß ſich gleich darauf in die Lippen. Raphael ſagte aber: „Ränke und Betrug, mein guter Freund. Du möchteſt mich zum Narren haben wie vor dreißig Jahren. Ich bin jedoch alt und erfahren genug . . .“ — „Und geizig genug,“ höhnte Mephiſtophel bitter: „Wenn ich Dir aber ſchwöre, daß ich das Recept habe, daß ich Dir's geben will? jedoch nicht zum voraus geben. Eine Hand wäſcht die andere. Gib mir die Freiheit, und empfange den Zettel.“ — „Du täuſcheſt mich.“ — „Ich will jetzt in allem Ernſt gehenkt ſeyn, wenn ich lüge.“ — „Mephiſtophel, wenn ich Dich unterſuchen ließe?“ — „So würdeſt Du meine Worte beſtätigt finden; nur würde alsdann der Schatz nicht Dein gehören, ſondern des Königs oder eines andern ſeyn. Ich würde ausſchreien vor aller Welt mein Geheimniß und Deinen Hunger nach demſelben.“ — „Das traue ich Dir zu, wenn es Dich gleich nichts nützen würde. Alſo: Du meinſt . . .?“ — „Den Freibrief in meine rechte Hand, und in Deine linke lege ich dann das Recept, das Du verlangſt, zur Abſchrift nämlich, zur Abſchrift. Mußt mir aber die Hände frei machen laſſen. Ich kann mich ja nicht rühren.“ — „Kannſt Dich nicht rühren? wahr-

lich nicht? Armer Schelm! Dir ſoll geholfen werden; aber halte Wort!“ — „Du gehſt, Mann des Adels und der Barmherzigkeit? Wann, wann kehrſt Du zurück vom König?“ — „Alſobald. Laß Dich auf gute Gedanken bringen, bereue Deine Schuld an mir, und halte Wort, ſonſt vernichte ich des Königs Freibrief, und wäre er von A bis Z von der eigenen Hand der Majeſtät geſchrieben.“ — „Ich halte Wort, guter Herr.“ — „So freue Dich alſo Deiner baldigen Erlöſung!“ — Raphael verſchwand mit dem Hauptmann hinter der zuraſſelnden Thüre. Mephiſtophel ſagte frohmüthig zu ſich ſelber: „Das hab' ich wacker eingefädelt. Ich will dich lehren, geiziger Arzneikolben, dich bezahlt zu machen für eine Gnade, die ich dem König ſchon artig verzollt habe. Was auch blieb mir übrig, um nicht ſterben zu müſſen? Aber dem Magiſter, der mir meinen erſten Streich doch nicht von Herzen verzeihen wird, ihm will ich einen zweiten ſpielen! Seyd nur erſt wieder frei, ihr geſchäftigen Hände! dann zeigt dem weiſen Herrn, wie ein Papier im Augenblick, da man es hinreicht, verſchwinden und an ſicherm Ort anlangen kann. Ich werde nichts verlieren bei dem ſogenannten Tauſch! — Da kömmt der Hauptmann zurück. Gewißlich werden ſie mich jetzt mit größerm Reſpekt behandeln.“

Der arme Tropf hatte fehlgeſchoſſen; der Betrüger war betrogen. Der Hauptmann trat auf mit wenigen Trabanten, die ſich ohne weiteres auf den Mohren ſtürzten, ihn knebelten, feſt banden, und, ſeiner Ketten entledigt, in den Hof trugen, wo ein guter Strick vom Heuboden herunter hing. Mephiſtophel, geſchnürt wie ein Waarenballen, ſtarb, ohne ein Wort, ohne eine Geberde verſuchen zu können. Erſt, wie alles zu Ende, trat Raphael aus dem Schatten hervor, und ließ ſich die Leiche ſammt der Kleidung ausliefern. Als er triumphirend den elenden ſchwarzen Gürtel vom nackten Leibe des

Hingerichteten nahm, und nach einigen Meſſerſchnitten das Recept aus dem Leder zog, fragte der Hauptmann: „Was iſt auf dem Zettel? Das muß in den Bericht von der Henkerei.“ — „Ein zauberiſch Amulet,“ verſetzte ſchnell und unbeſonnen der Magiſter: „das Leben des Königs iſt davon bedroht worden. Ich gehe, es zu vernichten, und der König wird geneſen.“ — „Lang' lebe König Carl!“ ſchrieen die Soldaten dem Meiſter Paracelſe nach; und Meiſter Paracelſe war davoneilend der glücklichſte Menſch von Paris, von der Welt. Den König retten, zu deſſen Leibarzt emporſteigen, unerhört reich werden durch das endlich errungene Geheimniß — welche Ausſicht, welch' ein Jubel für den Ehrgeizigen! — Er hatte zu Vincennes einen böſen Trunk gethan. Gleich dem Letheſtrom hatte das Elixir alle Warnungen der Vergangenheit aus Raphaels Gedächtniſſe getilgt; ſeine zärtliche Liebe zu Louiſon hatte nicht weniger gelitten. Er gehörte ihr und ſeinem Kinde nicht mehr an: er war dem Stolz, dem Uebermuth, dem Streben nach Gold und Wohlleben anheimgefallen. Während er, von dreiſten Entwürfen voll, die Mumie bereitete, — und um keinen Augenblick zu verlieren, ſeines Bertrams Diamanten mit ungetreuen Händen aus ihrer Faſſung brach, und in den Tiegel warf, die Unſterblichkeit daraus zu ziehen, trauerte Louiſon, und er kümmerte ſich nicht darum. Vor einigen Tagen noch ein frommer Chriſt, trug er jetzt das Gewicht einer Blutſchuld auf dem Gewiſſen; vor kurzer Zeit noch ein freigebiger Vater und ehrlicher Treuhänder, war er jetzo ein geiziger gewinnſüchtiger Laborirer, ein Verſchwender fremden Guts geworden, und dachte obendrein, vollkommen recht zu thun, und bald hundertfach erſetzen zu können, was er ſeinem Weibe an Liebe, ſeinem Sohne an Hab und Gut entzog. — Mittlerweile verging die Zeit, und der König näherte ſich dem Tode. Umſonſt flößte Raphael die Mumie über die Lippen des Sterbenden ...

Carl löſchte aus am Buſen ſeiner alten Amme, und ſeine letzten Worte waren Verwünſchungen gegen Mutter und Brüder, Drohungen gegen ſeinen erſten und letzten Arzt, und jämmerliche Klagen über die tauſend Mordthaten, die ihn der Verdammniß reif gemacht.

Nun erhob Paré ſeine Stimme und klagte den deutſchen Meiſter an. Er ſagte auf ſeine Ehre aus, Raphael habe dem König als ein Mörder mit ſchwarzen Künſten heimgeholfen; Katharina von Medicis, ihre Freude über des verhaßten Sohnes Ableben zu bemänteln, befahl eine ſtrenge Unterſuchung. Die Sorbonne klagte ihrer Seits den Magiſter irrthümlicher Lehren und lügneriſchen Vorgebens an. Die gelehrten Franzoſen waren neuerlich erſt inne geworden, daß der Doktor Theophraſt bereits vor mehr als dreißig Jahren geſtorben; daß alſo der Dreißiger Raphael nicht deſſen Schüler geweſen ſeyn könne; daß — wäre er's geweſen — nur ein Bund mit Geiſtern des Abgrunds die Jugend in ſeiner Perſon hätte aufrecht halten können, aller Ordnung der Natur zum Widerſpruch. — Anfangs lachte Raphael der Vorzeichen des Sturms. „Feinde ſind eine unzertrennliche Geſellſchaft des Ruhms," pflegte er zu ſagen, und hielt dem Ungewitter Stand, bis ihm von unbekannter Hand die Nachricht zukam, er habe ſein Haus zu beſtellen und ſich davon zu machen, wenn er nicht im Kerker den Platz jenes Negers einnehmen wolle, mit deſſen Leibe und Gebeinen er, Paré's Verſicherungen zufolge, ſchändliche Höllenexperimente getrieben, um den König zu verderben. — Da erwachte der Magiſter plötzlich aus ſeiner ſtolzen Sicherheit; da ſah er der Gefahr in's glühende Auge. Er wollte entfliehen; Louiſon, die Fülle ihrer Hingebung nicht verläugnend, wollte ihn begleiten ... doch war's zu ſpät. Seines Hauſes Zugänge fand er bewacht und verrannt. Kaum blieb ihm noch Zeit, ſich mit den Seinigen zu letzen. Die Häſcher der alten Kö-

nigin führten ihn in die ſtrengſte Haft. — Sein ganzes Haus wurde von oben bis unten durchſucht. Neben ſeinen Schriften und Präparaten fanden die Commiſſäre das geheimnißvolle Gefäß, worinnen der Magiſter das Wunder-Elixir angeſetzt hatte. Es war von ihm hermetiſch verſchloſſen und mit der Inſchrift verſehen worden: „In dieſer Flaſche ſind die Geiſter Salomonis gefangen. Wehe dem Unbeſonnenen, der ſie zu öffnen wagt!“ — Dieſe Aufſchrift, die nur beſtimmt geweſen, irgend eine unbeſcheidene Hand abzuſchrecken, die vielleicht verſucht worden wäre, das Glas zu öffnen und den Gang des noch lange nicht vollendeten chemiſchen Proceſſes zu ſtören, gab einen Beweis mehr für das böſe Treiben des Magiſters ab. — So war denn nun zum zweitenmale der Schatz, der Raphaels Geiſt mit Taumel befangen, ſeinen Händen entrückt und in feindlichem Gewahrſam. Der ganze Schatz war es; denn Raphael hatte das arabiſche Recept des Elixirs gleich dem griechiſchen Gebrauchszettel in der Deckelhöhlung der Flaſche verborgen, und daher wider Willen ſein ganzes Geheimniß preisgegeben. — Doch war ſein Geſchick mehr den Theologen als den Arzneikundigen anheimgeſtellt, und die Doktoren der Sorbonne — nachdem ſie den Magiſter wegen der „Geiſter Salomonis“ vernommen, und ſeine Erklärung, es ſey in der Flaſche nur ein gährender, aber an der Luft ſich mit Donnerknall entzündender Stoff verſchloſſen, niedergeſchrieben hatten — beeilten ſich, den geheimnißvollen Topf, ſo wie er war, mißtrauiſch und mit dem Anathema beladen, in die Fluthen der Seine zu begraben. — Blieb doch ihre Anklage aufrecht, auch ohne das **Corpus delicti**, und fehlten doch nicht anderweitige Zeugniſſe, des Magiſters ſchwere Schuld an den Tag zu bringen. Der Hauptmann des Châtelet bezeugte, den zauberiſchen Talisman, womit vermuthlich Raphael den

König um's Leben gebracht, in des Magiſters Hand geſehen zu haben. Beauſire und ſeine Gattin beſchworen, daß Raphael der Letztern Sinne und Herz mit magiſcher Kunſt berückt; der einfältige Bardou gab zu, daß der Profeſſor ſeiner Nichte den Schlafwandel angehext, um ſie zu gewinnen. Die arme Louiſon ſelbſt wurde von den Richtern dermaßen eingeſchüchtert, daß ſie ausſagte, es möge Raphael wohl mittelſt eines Zaubers ihre Liebe erweckt haben, denn ſie habe dieſelbe urplötzlich in ihrer Bruſt wahrgenommen, und werde ſich niemals davon losmachen können. Eine Ausſage der Gräfin Thiars über Raphaels ſeltſame Jugendfriſche und über ſein wahres Alter wurde derſelben abgeſchmeichelt und abgezwungen. Lügen aller Art wurden endlich beſtätigt, bald von dreiſten Feinden, bald von ſchüchternen Freunden des Angeklagten. Unter dieſen mannigfaltigen Stimmen ertönte leider auch die des Sohnes Bertram, der ſeine Diamanten zurückforderte, und natürlich nicht erhielt, ſeinen Vater verwünſchte, und, ihm zürnend, nach den Niederlanden umkehrte. Hoch über alle Anklagen ſchwebte Paré's Beſchuldigung, daß der König Carl von dem Meiſter Paracelſe eigentlich hingerichtet worden ſey. Aber gerade dieſe mit ſo viel Ueberzeugung ausgeſprochene Anklage, — wenn ſie auch die Richter zum einſtimmigen Todesurtheil veranlaßte, rettete dem Magiſter das Leben. Katharina und der neue König Heinrich, denen der Tod ihres Sohnes und Bruders keinen geringen Nutzen bereitete, bewieſen ſich — den deutſchen Arzt in ſtrengem Verdacht behaltend — auf ihre Weiſe dankbar. Sie begnadigten ihn, auf die dringende Fürbitte der getreuen Louiſon, vom Tode, und verhängten lebenslängliche Kerkerſtrafe über ihn.

Aber nun, da der Krieg, der belebende und zeitvertreibende Krieg des Beklagten mit ſeinen Richtern — im Angeſicht von Folterkammer und Schaffot —

zahlloſen Verhörſcharmützeln ausgefochten; nun, da von der Majeſtät des Herrſchers ſelbſt das Loos des Armen entſchieden worden, — nun begann erſt für ihn die Zeit der Leiden. Ein finſterer Kerker, wäre er wie eine Nußſchale groß — hat unermeßlichen Raum für Thränen und Klagen; ein Tag, ſo kurz dem Fleißigen, iſt ſo lang für den müßigen und einſamen Gefangenen; und ſolcher Tage ſollten unzählige, ohne Ende ſeyn für Den, der vom Diamanten-Elixir ſo oft und viel getrunken!

Siebentes Kapitel.

Im Kerker und auf der Bettelfahrt.

1575 — 1593.

In einem elenden Loche zehn Fuß tief unter der Erde liegen, auf elendes Stroh gebettet ſeyn, durch das ſchmale Gitterfenſter des Verließes nichts ſehen, als dann und wann einen bleichen und abgenützten Lichtſtrahl, der, gleichſam verhöhnend, über ſteile Dächer und an ſchmutzigen Wänden niedergleitet, dem Gefangenen die ganze Abſcheulichkeit ſeiner Lage anſchaulich zu machen; Frau und Kind haben, ohne ſie umarmen zu können, nach der Zerſtreuung des Studirens dürſten, und nicht Lampe, nicht Bücher haben, von jeder Geſellſchaft getrennt ſeyn, und allein die quälendſten Erinnerungen als Gefährten dulden müſſen, iſt ein allzuentſetzliches Loos, als daß es gleich mit Standhaftigkeit ertragen werden könnte.

Raphael war nahe daran, ſeinen Verſtand zu verlieren. Er bezahlte theuer den kurzen Traum eines wunderſam bevorrechteten Lebens. Das Schickſal züchtigte ihn unbarmherzig für den wiederholten Frevel, die Satzungen der Natur umkehren zu wollen. Wie oft beneidete er die Todten! Wie vielmal ſehnte er ſich nach der unaufhaltſamen Zerbröckelung des Greiſenalters! Im wirren Schlaf, der ihn umfing, überraſchten ihn oft Traumgebilde, die — ſchrecklich für Andere — ihm eine Wohlthat ſchienen. Er erblickte ſich dann in großen Sälen, die voll von Spiegeln hingen, und ein jeder der letztern zeigte ihm freundlich irgend ein Gebrechen des Alters an ſeinem Körper: einen nackten Schädel, einen zahnloſen Mund, ſchlotternde Glieder, den Rücken krumm gebogen und nach der Grube ſinkend . . . — Er kannte ſich dann nicht vor Freude. „Ich welke hin, ich ſterbe ab!“ frohlockte er: „Geduld, Geduld, mein Alter! es wird ſchon werden!“ — Oder er ſaß auf ſeinem eigenen Grabſtein, und las darauf die Worte, die er in Paracelſi Denkmal gemeißelt: „Den Begrabenen die ewige Ruhe!“ — Oder — wenn er auch niemals vom goldenen Himmel, dem Aufenthalt der Seligen, träumte — ſo begegneten ihm doch alle Geſtorbene, um die er je getrauert, und bewillkommten ihn als ihres Gleichen, und ſein Leichentuch ſtand ihm ſo ſchön! War aber des Traumes kurze Freude dahin, und prüfte Raphael, Hoffnung ſchöpfend, mit leiſem Finger ſeinen Herzſchlag, ſo klopfte dieſer voll und jugendlich und ungeſchwächt. War's manchmal licht genug in ſeinem Kerker, daß er im Spiegel ſeiner Waſſerſchale ſein Antlitz errathen konnte, ſo ſchaute ihn immer wieder das gleiche unveränderte Geſicht an. Welch' ein ſeltenes Unglück war aus ſeinem ſeltenen Glück für ihn erwachſen! — Unzähligemal hatte er verſucht, freiwillig zu verhungern, oder ſich mit ſeinen Feſſeln zu erwürgen, aber bald war's Mephiſtophels hohnlachendes Geſpenſt,

das ihm den Mund mit Brod füllte, und ihm zuſchrie: „Lebe, lebe zur Vergeltung!“ — bald war's auch eines Engels Licht-Erſcheinung, die ihm ſanft die Feſſeln aus den Fäuſten wand, und ihm tröſtend zuſprach: „Lebe in Hoffnung; vergrößere nicht die Laſt Deiner Sünden!“ — Nach und nach kam der Engel häufiger zu ihm; nach und nach blieb Mephiſtophels häßliches Geſpenſt gänzlich aus. Das geſchah hauptſächlich, weil auch vor ſeinem Kerker draußen ein Engel in Fleiſch und Bein für den armen Raphael wachte und betete. — Louiſon hatte die Herzen der Kerkerhüter zu rühren gewußt. Alltäglich kam ſie in den engen ſchmutzigen Hofraum, ob's regnete, ob's ſchneite, und weckte mit halblautem Geſang den Brütenden. Ihr Lied war freilich nicht heiter, aber in ſeiner Traurigkeit lag ein tröſtender Zauber. Es machte den Gefangenen weinen, und erſt, nachdem er geweint, konnte er ſprechen; erſt ſeine Thränen machten ſein Auge klar, daß er den Schatten ſeines Weibes längs dem Fenſtergitter unterſcheiden mochte. Louiſon kniete dann am Gitter nieder, ſie zwängte ihre Hand durch die rauhen Stäbe, um dem Gatten zu winken; ſie hauchte ihm den Gruß der Liebe zu. Wurden auch ihre Kniee endlich wund, wie ihre Hände, dennoch ließ ſie nicht ab. Der giftige Brodem des Kerkers ſchreckte ſie nicht zurück, ſie kam wieder und immer wieder, und manchmal brachte ſie mit ſich den kleinen Ludwig, der ſich lange fürchtete, ſeine Händchen durch das Gitter zu ſtecken, und dem Vater zu rufen, den ſein Auge niemals ſah, wenn auch ſeine Ohren öfters deſſen dumpfe Stimme vernahmen, wann ſie Dank und Segen für ſo viele Liebe aus der finſtern Gruft emporſendete. -- Die Engelwache innen und außen, läuterte endlich des Gefangenen Seele wieder, daß er abſtand von dem böſen Gelüſte der Selbſtvertilgung, und ruhiger die Stunden zählte, die zwiſchen Louiſons Abſchied und ihrer Wieder-

kehr verfloſſen. Er befreundete ſich mehr mit ſeinem Aufenthalte; der Ketten Geklirr wurde ihm erträglicher; er gedachte ſeiner Feinde mit Verſöhnlichkeit. Er begann ſeinen Rachedurſt, dem er den Mohren geopfert, ernſtlich zu verabſcheuen. Ergebung in die ſchweren Leiden, die ihn, nicht ohne eigene Schuld, betroffen, gaben ihm den Frieden. Er beugte ſein Haupt in Geduld. Noch einmal heiligte ihn Louiſons unerſchütterliche Treue, ihre Sanftmuth, ihr Vertrauen in eine höhere Fügung. —

Indeſſen folgten Monate auf Monate. Die finſtere Weihnacht, die grünen Oſtern hielten unabänderlich ihren Kreisgang, und kamen immer wieder, und die Lage des Gefangenen änderte ſich in keiner Weiſe. Es war Krieg geworden und wieder Friede, und dann abermals Krieg. Die Hugenotten und die Ligue zerfleiſchten Frankreich; der König war von Paris entflohen; die Guiſen waren ermordet worden, die Sorbonne hatte die Franzoſen von ihrem Eid gegen Heinrich den Dritten entbunden, Katharina von Medicis war geſtorben, der König ſelbſt zu St. Cloud erſtochen worden. Wer hätte ſich im Gewühle ſolcher Begebenheiten eines armen vergeſſenen Gefangenen erinnern ſollen? Wer, als Louiſon allein, die mit bitterer Noth kämpfte, die mit Mühe das Häuschen behaupten konnte, das ihr der alte Bardou, der inzwiſchen heimgegangen war, hinterlaſſen; das ihr die königliche Armee ſchon zweimal, bei der Einnahme der Vorſtädte von Paris, verwüſtet hatte? Die Arme, der eine Himmelskrone beſtimmt war, indem ſie auf Erden Mangel litt, erfüllte nichts deſto weniger die allerbetrübteſten Pflichten einer Gattin und die Obliegenheit der Mutter mit ſeltener Stärke und Ausdauer. Was ſie aufbringen mochte, um die Lage ihres Mannes in Nahrung und Bekleidung zu verbeſſern, wurde unverbrüchlich dieſem Zwecke geopfert: geringe Gaben, aber jenſeits angeſchrieben, weit voraus den Prachtgeſchenken, die menſchliche Hände zu verleihen

vermögen. Ludwig, der zum Jüngling heranwuchs, war auf die Bitte der Mutter von einem biedern Handwerker zu Meaux in die Lehre genommen worden. Louiſon hatte ſich zur völligen Einſiedlerin gemacht, um nichts an der Zukunft ihres Kindes zu verſäumen; und wenn ſchon nur zu oft mütterliche Thränen ihr hartes Lager befeuchteten, und ihr Herz nur allzuſchwer die Trennung von ihrem Sohne ertragen mochte, ſo pries ſie ſich dennoch glücklich, von nun an ihre Liebesfülle ganz allein dem Unglücklichen zuwenden zu dürfen, der ihr Gatte war. Ihrem unabläſſigen Betteln und Flehen gelang es endlich, eines neu angeſtellten Kerkermeiſters Mitleid dergeſtalt zu erregen, daß er ihr — nach vierzehn Jahren zum erſtenmal — den Zutritt in ihres Gatten dumpfige Zelle geſtattete. — Welch' ein Wiederfinden! — Welch' eine Freude in der Trauer! Ja, die Engelgute war erfreut, ihren Raphael, wenn ſchon in Feſſeln, doch geſund und friſch und ſchön wiederzuſehen. Sie gedachte nicht, wie Helena, ihres eigenen Verfalles ... ſie weinte nicht Thränen der Erbitterung, wie Helena. Sie zürnte nicht den finſtern Mächten wegen der wunderbaren Erhaltung ihres Gatten; ſie hielt dieſelbe für ein gnädig Werk vom Himmel, und dankte ihm inbrünſtig dafür. Ein Entzücken ohne Maß empfand auch Raphael bei ihrem Anblick! Mit Wonne durchforſchte er ihre Züge, waren ſie gleich von Jahren und Kummer zerriſſen; ihre heiſer gewordene Stimme war ihm die köſtlichſte Muſik, und mit gläubiger Erkenntlichkeit nahm er Louiſons Worte tief in ſein Gemüth auf, als ſie ſagte: „Weißt Du, daß der gute Bearner unſere Stadt Paris belagert, und daß er geſchworen hat, nicht von dannen zu ziehen, bis die Spanier verjagt, und die Thore ihm, dem König, geöffnet ſeyn werden? Auf den König ſteht meine Hoffnung gerichtet. Die meiſten Bürger ſind des langen Kriegs müde, und wünſchen, dem guten Heinrich die

Thore zu öffnen. Es wird geſchehen, glaube mir, und ich will die Erſte ſeyn, die des barmherzigen Fürſten Kniee umklammert, um ſeine Gnade und die Freiheit auf Dein Haupt herabzurufen! — Dieſes hörend, dünkte ſich Raphael in ſeiner finſtern Klauſe reicher, als der Herr beider Indien. Er umſchlang ſein herrliches Weib, und rief zum Himmel auf: „Du haſt mir viele Prüfungen geſchickt, Du lieber, Du ſtrenger Gott; aber Du haſt mir auch dieſen guten Geiſt, dieſe getreueſte Gefährtin gegeben, und ich fühle den Schmerz nicht mehr!“ — Dann küßte er ſeine Louiſon innig, da er ſie entließ, und ſagte zu ihr: „Komm bald, recht bald zu mir zurück, mein Herz. So lange Du bei mir, lebe ich, und zwar ein ſeliges Leben. Ohne Dich bin ich todt wie dieſe ſchwarze Mauer!“ — Sie gelobte ihm aus vollem Herzen die baldigſte Wiederkehr, und ſchwankte, von der ungewohnten Freude bis in's Mark ergriffen, hinaus.

Und als die Stunde wieder kam, da ſich Louiſon gewöhnlich einzuſtellen pflegte, überraſchte den harrenden Raphael ein leichter Schlummer, der ihn weit hinausführte gen Salzburg in das Haus der Virgil Fröſchlmoſer, und er ſtand, wie ſchon einmal, wartend am Fenſter, und ſah dem muntern Spiel der Sperlinge zu, die auf einem goldenen Sonnenſtrahle auf- und abtanzten. Und wieder, wie damals, weckte ihn aus Schlummer und Betrachtung ein Flittern gleich als von weichem Flügel, und ein weißer Glanz blendete ſein aufgehendes Auge: es war jedoch nicht das wehende Tuch Euphemia's, ſondern in der That eine blanke Taube, die ſich an's Gitter des Kerkers hing und ein winziges grünes Reis aus dem Schnabel in die Tiefe fallen ließ. Sie blickte ſtarr dem Zweiglein nach, bis der Gefangene darnach die Hand ausſtreckte, ſchlug noch einmal mit dem Flügel, und ſtieg in die Luft empor. — Louiſon aber kam nicht.

Und am nächſten Tage, zur ſelben Friſt, brachte abermals die Taube ihre grüne Gabe, und Louiſon kam wieder nicht.

Und am dritten Tage ſtellte ſich die Taube wieder ein, und ſpendete den grünen Schößling, — und Louiſon kam abermals nicht... und die Taube und Louiſon kehrten niemals wieder.

Da begriff Raphael nur allzuwohl, was ihm widerfahren, und wie der Himmel zu ſich genommen, die ihm angehörte, mehr als der Erde. Zugleich trat jedoch als ein Bote der Tugendhaften von neuem des Engels Erſcheinung zu ihm, und verließ ihn nicht mehr, ſein Trauern mildernd, ſeinen Buſen kühlend. Die Schwermuth wich zwar ebenfalls nicht mehr von Raphael, doch wurde ſie ſeine Freundin.

Worauf alle Welt vergeſſen, das fiel dem Hunger ein: er ſprengte Raphaels Ketten. Der Hunger lief wüthend durch die Gaſſen des belagerten Paris, zernagte die Leichen derjenigen, die er in ſeiner Umarmung getödtet, ſtieß ihre Gebeine zu Mehl, und buk ſich daraus ſein ſchauerliches Brod. — Aber ſogar dieſes Brod des Todes wurde zu koſtbar für die erachtet, die im Kerker ſchmachteten. Unfähig, die Kettenträger zu füttern, zerfeilten ihnen lieber ihre Gewalthaber das Zwanggeſchmeide; ſie öffneten ihnen lieber alle Thore, jagten ſie lieber in die unwillkommene Freiheit hinaus, Alle, die unter ſolchen Umſtänden gern auf Koſten des Staats länger in Haft geblieben wären. — „Verhungere draußen im Sonnenſchein!“ hatten die Wächter zu Raphael geſagt, indem ſie ihn aus der Kerkerpforte ſtießen. Geblendet vom glanzhellen Tage, des Gehens entwöhnt, frei zwar, aber nur frei wie ein ſcheues Wildthier, das in unwirthliche Klüfte verjagt worden, irrte Raphael umher, ohne die Stütze eines Menſchen, in einer Stadt, die er nicht mehr kannte von dem Elend und der Zer-

ſtörung, die ihm auf jedem Schritt begegnete. Wie ein Kind nach der Mutter, ſo hätte der verlaſſene Mann nach Louiſon ſchreien mögen. Jetzt erſt verſtand er die ungeheure Noth, die ſein getreues Weib hatte ertragen müſſen, und die ſie ihm niemals verrathen; erſt jetzt faßte er im ganzen Umpfang, was er an ihr verloren, und nicht einmal ihr Grab war zu finden. Seitdem die Kirchhöfe Speiſeplätze geworden waren, hatte man die zahlreichen Opfer des Tags in großen Geſammtgruben zu beſtatten angefangen. „Nicht einmal ihr Grab!“ ſeufzte Raphael: „ſo iſt denn auch ſie, die Unvergleichliche, nur eine zarte Blume geweſen, die an meiner heißen prometheiſchen Bruſt verdorren mußte, ohne daß mir erlaubt wäre, nur ihren Staub zu ſammeln! — Nicht einmal ihre Aſche, nicht einmal ihr Grab zu finden!“ So klagte er voll der äußerſten Betrübniß, die er endlich nur damit beſchwichtigte, daß er ſich unſchwer überredete, die Tadelloſe müſſe mit Leib und Seele in ihre eigentliche Heimath aufgeſtiegen ſeyn.

Er lebte nun vom Schmerz einen Tag lang; von der Hoffnung eines leider ſpäten, aber doch endlichen Wiederſehens einen zweiten; am dritten jedoch quälten ihn ohne Erbarmen die Bedürfniſſe des gewöhnlichſten Menſchen: der Hunger, der Durſt. — Unfähig, der Verweſung eine ekelhafte Speiſe abzujagen, durchkreuzte Raphael, wie manche Tauſende es thaten, regellos die Stadt. Während andere die Thüren erbrachen, hinter welchen die vorrathsreichen Bürger ſaßen, bettelte Raphael um ein wenig Nahrung. Umſonſt. Wer hatte, gab nichts; wer nichts beſaß, zeigte ſeine leeren Hände. — Da gerieth der Hungernde vor ein anſehnliches Gebäude, deſſen Thüre klaffte, und aus dem Spalt zog ein ſchwacher Geruch, als wie von Fett oder ähnlichen genießbaren Subſtanzen. Raphael konnte nicht widerſtehen; er glitt durch die Oeffnung, ſtieg die Treppe hin-

an, folgte dem Geruch. In einem kleinen Saale, am runden Tiſch von Eichenholz, unter Wappengetäfel und kriegeriſchen Zeichen, ſaß eine Familie: der Hausvater, ſeine Gattin, zwei erwachſene Töchter, und ein ganz kleines Mädchen von vier bis fünf Jahren. Sie aßen haſtig, gleichſam verſtohlen, und ſtutzten ſehr, als Raphael die Thüre zurückſchob, und demüthig ſagte: „Etwas für den Hunger, um Gotteswillen!“ — Der Hausherr ſtreckte ſchon mit unwilligen Mienen den Arm befehlend aus. „Weiche von hinnen, ſchnöder Bettler!“ war ſchon auf ſeiner Zunge. Doch wurde ſein hageres Geſicht noch weißer, und ſein Arm ſank nieder, und die Hausfrau ſchrie gellend auf: „Ein Geſpenſt! der deutſche Doktor! hinaus, hinaus! es will uns tödten, das Geſpenſt!“ In voller Flucht eilten die Töchter der Mutter nach; ihnen folgte mit den Kennzeichen eines nicht geringen Schreckens der Mann und Raphael hörte, wie er hinter ſich die Thüre verriegelte, durch welche Alle in die Nebengemächer entronnen waren. Das Kind blieb allein zurück; ſie hatten es vergeſſen, die Furchtſamen. Während Raphael traurig an den Wänden umherſchaute, während ſein Blick den Bildern des Ritters von Beauſire und der jungen Euphemia begegnete, die ihn leicht den Ort, wo er ſich befand, und den Beweggrund des Familienſchreckens errathen ließen ... näherte ſich dem ungebetenen Gaſt die Kleine unerſchrocken, ganz gegen anderer Kinder Gewohnheit lächelnd, und bot ihm ein Stück Brod, ein Stückchen Fleiſch. „Iß, guter Mann,“ ſtammelte ſie, „nicht wahr, weil ich Dir zu eſſen gebe, thuſt Du dem Vater und der Mutter und uns Allen nichts zu leide?“ — „Gewiß nicht,“ erwiederte Raphael, die Gabe nehmend und das Kind auf ſeine hellen Locken küſſend: „ſey bedankt und Gottes Segen mit Dir! Grüße Deine Eltern von dem Raphael; kannſt Du den Namen merken?“ — „Raphael? ja freilich. Er gefällt mir wohl?

– „Sag' ihnen," fuhr der Bettler fort, „daß ſie zwar mein Unglück auf der Seele haben ..." Doch unterbrach er ſich bei dieſer Stelle, zu ſich ſprechend: „Warum ſoll ich dem holden Weſen ein bittres Wort gegen Vater und Mutter in den ſüßen Mund legen? — Nein, mein Kind, ſag' ihnen nichts von meinem Unglück: melde ihnen nur meinen Dank für dieſe Labung. Ich bin ſehr hungrig. Jedoch danke ich Dir ſelber vor Allen ... wie heißeſt Du?" — „Euphemia, guter Mann." Das Kind ließ nicht ab, den Raphael zu betrachten. — Dieſer ſeufzte tief, als er den Namen hörte. — „Iſt Deine Großmuteer nicht ſchon lange todt?" fragte er zögernd und leiſe. Das Kind ſah befremdet empor. „Hab' ſie nie geſehen, guter Mann. Die Mutter ſagt, die Großmutter ſey ſchon lange fort, nicht todt, aber fort, weit fort. Sie hat mir verſprochen, mich, wenn nicht mehr Krieg iſt, zur alten Großmutter zu führen ..." — Das Kind hätte gern noch mehr und viel zutraulicher geplaudert, aber die Familie hatte ſich indeſſen erinnert, daß ſie in der Angſt die arme Kleine bei einem Geſpenſte zurückgelaſſen, und drei weibliche Stimmen zeterten hinter der Thüre: „Euphemia, lebſt Du noch, mein armes Kind?" — Während nun die Kleine ſich den Stimmen zuwendete, und lachend ihr: „Ja, ja, kommt, ſeht mich an!" den Erſchreckten zurief, machte ſich Raphael davon, da er um nichts in der Welt noch einmal mit ſeinem ehemaligen Freunde und ſeiner geweſenen Herzensfreundin hätte zuſammengerathen mögen.

Auf der Gaſſe wurden eben viele Haufen von Menſchen mit Waffengewalt zuſammengetrieben, und entlang den Häuſern gejagt. Raphael kam in einen ſolchen Wirbel hinein und theilte das Loos der Andern. „Was gibts?" fragte er einen Zerlumpten an ſeiner Seite. — „Jetzt geht's hinaus," antwortete dieſer. — „Wo hinaus?" — „Aus Paris; die Schurken jagen uns in's

feindliche Lager." — „Wen?" — „Nun: uns und Alle, die keine Lebensmittel haben." — „Deſto beſſer ja: wir werden außen weniger in Gefahr ſeyn, zu verhungern." — „Möglich; aber die Ketzer dürften uns leicht über die Klinge ſpringen laſſen." — „Nicht doch." — „Ihr habt leicht reden Ihr ſeyd ein junger ſtarker Mann, und werdet's beim Bearner gut haben, wenn Ihr Dienſte nehmen wollt. Schaut dagegen meinen lahmen Arm. Ich bin nichts mehr nütze in der Welt der Tod ſteht hinter mir . . ." — „Glücklicher!" dachte Raphael, und wünſchte wahrhaftig, in's feindliche Lager zu treffen, um durch eine Kugel vom Leiden erlöst zu werden. — Aber ſtatt auf Feindes Grauſamkeit, ſtießen die Auswanderer in Heinrichs Lager auf die barmherzigſte Hülfe. Der Fürſt befahl, ſie Alle — viertauſend an der Zahl — wohl aufzunehmen, mit redlicher Koſt zu bewirthen und ungehindert ziehen zu laſſen, wohin ſie verlangen würden. — Bevor er irgend einem andern Gedanken Raum gab, trachtete Raphael nach ſeinem Sohne Ludwig, und eilte nach Meaux. Die kleine Stadt war einem großen Feldjager zu vergleichen. Der Herzog von Parma, aus den Niederlanden und der Ligue zu Hülfe kommend, hatte Meaux und die Umgegend mit einem beträchtlichen Corps ſpaniſcher Truppen beſetzt. Raphaels Eintrit in die Stadt wurde von einem neuen Unfall begleitet. Die Wachen, die ſein friſches und munteres Ausſehen nicht mit ſeiner elenden Tracht und mit dem Vorgeben, daß er der Pariſer Hungersnoth entlaufen, zuſammenreimen konnten, hielten den Reiſenden als einen Spion feſt, und ſchleppten ihn in das Quartier ihres Oberſten. — Dieſer Offizier ging eben mit einigen ſeiner Waffenbrüder vor ſeinem Hauſe auf und ab und ſcherzte und plauderte luſtig nach Soldatenweiſe. So wie ihm indeſſen der ſogenannte Spion vorgeſtellt worden, verſtellte ſich ſein lachendes Geſicht in ein höchſt

betroffenes. „Wer . . . wer biſt Du?“ fragte er mit dem größten Befremden, und es ſah aus, als ob der tapfere Kriegsmann ſich fürchtete, dem Spion um einen Schritt näher zu treten; vielmehr wich er zurück. Die Stimme des Oberſten, mehr als deſſen halbverwittertes Aeußere, ſagte dem armen Raphael, wen er vor ſich habe, und mit demüthiger Rede hob der Flüchtling auf deutſch zum Spanier an: „Kennſt Du Deinen unglücklichen Vater nicht mehr, lieber Bertram?“ — Worauf der Oberſte, heftig erſchreckend, ihm mit einer ſtolzen Geberde Stillſchweigen auferlegte, zerſtreuten Weſens ſeine Gefährten entließ, und den Vater mit ſich in's Haus, in den geheimſten Winkel deſſelben nahm. „Um Gottes Barmherzigkeit willen!“ ſagte er mit gedämpftem Tone und mit einer Miſchung von Zorn und Beſtürzung: „Biſt Du's wirklich, der da vor mir ſteht? Mann des Räthſels, biſt Du ein balſamirter Leib, der umhergeht mit Jugendprangen, ein betrügeriſches Leben heuchelnd, oder wäreſt Du der Geiſt meines verſtorbenen Vaters, den die Untreue, ſo er an mir begangen, nicht ruhig im Grabe läßt? Bringſt Du meine Diamanten mir zurück?“ — Dieſe harten Worte verurſachten, daß halb erloſchene Erinnerungen wieder mächtig in dem armen Raphael aufſtrahlten; jenes prächtige Halsband funkelte wiederum lockend vor ſeiner Phantaſie, daneben brannte das göttliche Elixir in düſterm Schimmer, und das Rezept hiezu, obgleich ſo lang' verloren und vergeſſen, ſtand wunderſchnell mit feurigen Zügen in Raphaels Gedächtniß eingezeichnet. — „Deine Diamanten ſind dahin,“ antwortete er dem Sohne: „ich hatte ſie Dir entwendet, um ſie zehnfach Dir zurückzuſtellen; nun das ſollte nicht ſeyn. Laß aber ſehen, ob ich Dir den Verluſt nicht erſetzen kann.“ Hierauf ſprach er dem Oberſten von dem Elixir und ſeinen Eigenſchaften, erbot ſich dem Sohne das Geheimniß zu lehren, und verlangte dafür nur eine Mahl-

zeit für ſeinen Hunger, und die Freiheit, ſeinen Sohn Ludwig aufſuchen zu können. — Bertram, der anfänglich mit gerunzelter Stirne, aber ohne zu unterbrechen, zugehört hatte, wurde nach und nach böſe, ſo daß er, noch härter als zuvor, herausfuhr: „Ich ſehe nun, daß Du lebſt; denn Geſpenſter werden nicht wahnwitzig. Dich haben jedoch Deine Sünden und deren Strafe um den Verſtand gebracht. Wohl Dir, wenn Du wirklich im Kerker geſtorben wäreſt, wie man mir ſchon lange berichtet hat. Da nun aber dem nicht ſo iſt, ſo ſchleppe hin Dein Leben, wo Dir's beliebt. Nur wage nicht, irgendwo zu ſagen, daß ich Dein Sohn ſey. Die Leute würden mit Fingern auf mich deuten; ſie würden ſagen, ich hätte einen Vampyr zum Vater, der die Leichen junger Leute aus der Gruft ſtiehlt, um ſich mit ihren Reizen zu brüſten. Ich würde vom Heere gejagt werden, wenn ich an Deiner Seite mich öffentlich zeigte. Du biſt ein Wundergeſchöpf irgend eines ſchwarzen Zauberers, das iſt nicht zu läugnen. Aber ich will keinen Theil mehr an Dir haben. Du haſt Unglück und Armuth über mein Haupt gebracht, um Deiner Untreue willen mußte ich, als mir im Kriege Alles entriſſen worden war, auch noch die Braut verlieren, die meines Lebens edelſte Hoffnung geweſen. O, mögen ſie auf Deiner Seele brennen, meine Juwelen, wie ſataniſche Kohlen! Geh' hin, ich brauche nicht Deine wahnſinnige Unſterblichkeit. Will's Gott, ſo verſchafft ſie mir mein Degen im Buch der Weltgeſchichte; ob's mich gleich wundern ſollte, da ſtets unglücklich zu werden pflegt, wer Dir angehört. Geh' hin, und bleibe, während meine Haare bleichen, jung bis in Ewigkeit; um deſto länger werden die Qualen Deines Gewiſſens dauern, Du ungeheuerlicher Vater!" — Wie vor dem Satan in Perſon nahm der zürnende Soldat die Flucht vor dem vernichteten Raphael, den wegzugehen Niemand hinderte. — „Es wird viel ſeyn, wenn mir nicht heute ein Unglück

begegnet," murmelte der Oberſt während des Tags gar oft in ſich hinein. Der Abend rechtfertigte dieſes Vorgefühl. Auf einer Streife, die Don Bertram anführen mußte, überraſchte ihn eine fliegende Schaar der königlichen Truppen, und ſeine Soldaten brachten ihn nach einem heftigen Gefecht mit zerſchoſſenem Beine in's Quartier zurück. —

Unterdeſſen hatte ſich Raphael bei dem Gürtelmeiſter Taloche eingeſtellt, und den Lehrling Louis zu ſprechen verlangt. „Louis?" fragte der ehrliche Handwerker: „ich habe deren einige in der Werkſtätte. Louis Pichot, Louis Bardou...?" — „Louis Paracelſe, wollt Ihr ſagen," unterbrach ihn Raphael bewegt. — „Pſt! pſt!" erwiederte Taloche, und legte ihm ängſtlich die Hand auf den Mund: „Sprecht den böſen Namen nicht ſo laut, junger Mann, daß ihn meine Arbeiter nicht hören." — „Ei, warum denn nicht, guter Freund?" — „Pſt! noch einmal, ſchon um des guten Louis Bardou willen, ſchweigt, behaltet den Namen des Schwarzkünſtlers und Königsmörders in Eurem Munde. Ich hatte den Jungen nur unter'm Namen ſeiner Mutter angenommen, und er kannte ſeit langer Zeit keinen andern mehr. Es hätte ja kein Geſell oder Lehrjunge neben ihm ausgehalten; ich hätte ihn wegweiſen müſſen, und es wäre Schade um ihn geweſen, denn er war ein braver Knabe." — Der Kummer, der ſich des unglücklichen Vaters bemeiſtert hatte, als er vernehmen mußte, wie ſein Name ſogar zu Meaux in Bann und Acht gethan worden war, und wie ſelbſt der Sohn ihn abgelegt und verläugnet — machte einem herben Schrecken Platz. — „Was ſagt Ihr, Alter? er war... Louis war ein braver Knabe? Herrgott, ſo iſt er nicht mehr unter den Lebenden?" — Taloche betrachtete ſeinen Mann mit Verwunderung, doch nicht ohne Theilnahme. Dann verſetzte er freundlich: „Ei nein ... nicht doch ... dem wird ja wohl nicht alſo ſeyn...;

die Sache iſt aber ... und ich will ſie Euch nicht verhehlen, da ich errathe, daß Ihr von der braven Mutter an den braven Menſchen abgeſchickt worden ſeyd ... die Sache iſt, daß vor ein paar Tagen ein geiſtlicher Herr — ich meine ein Jeſuit — gleichſam auf der Flucht hier angekommen iſt, wo er ſich vor den Königlichen, welche noch im Orte lagen, fein verſteckte. Er war an mich gewieſen, und verlangte von mir einen vertrauten Führer nach Soiſſons. Da Louis Bardou ſchon oft ſelbige Straße eingeſchlagen, weil ich ihn gern ausgeſchickt habe, Meſſing von da zu holen, oder Arbeit hinzutragen, — weil ich dem armen Schelm nebenbei ein Trinkgeld gönnte, denn der Pater hatte Geld bei ſich, und gab zu verſtehen, er ſey an einen deutſchen Hof mit Aufträgen vom Legaten Kajetan und dem Jeſuiten Bellarmine entſendet, — darum gab ich demſelben den Louis mit, und habe dieſen von Stund' an nicht mehr geſehen, obſchon er bereits vorgeſtern hätte zurück ſeyn können." — Der Vater Ludwigs athmete wieder frei auf. „So wäre er ja nicht verloren," ſagte er zu Taloche: „wenn der Junge brav iſt, wie Ihr ſagt, ſo wird er wohl den Weg zu Eurer Werkſtätte wieder finden." — „Ja, ja, ich denk's, junger Mann. Mir thäte es leid um ihn und ſeine gute Mutter." — Raphael wiſchte ſich verſtohlen die bitterſte Thräne ab. „Eben von der Mutter hab' ich dem Ludwig Botſchaft zu ſagen," fing er beweglich an: „wolltet Ihr mir nicht ein Plätzchen in Eurem Hauſe gönnen, wo ich den Knaben erwarten könnte? Ich möchte nicht gerne von den Spaniern geſehen werden, da ich einen ihrer Landsleute zu Paris hart mißhandelt habe, der vielleicht herauskommen könnte, weil der König die Belagerung aufhebt, wie man ſagt." — „Bleibt immerhin," antwortete der biedere Taloche: „Ihr ſeyd gewiß ein Verwandter des guten Louis, den die heilige Jungfrau wohlbehalten heimbringen möge?" — „Ein naher Anver-

wandter." — „Noch einmal, bleibt. Die Spanier ſollen Euch nicht zu ſehen kriegen. Erzählt mir, wie's mit Paris und mit Ludwigs Mutter ausſteht. So bringen wir die Zeit hin, bis der Ludwig wieder da iſt."

Raphael erzählte, was er in der Eile erfinden mochte, und verſchwieg den Tod der wackern Louiſon. Aber mehrere Tage vergingen, und Louis traf nicht ein. Endlich ſprach der Gürtler mit traurigem Achſelzucken: „Jetzt kommt er nicht mehr, gewiß nicht mehr. Was gilt's, ſie haben ihn zu den Soldaten genommen, wenn ihm nicht noch etwas Schlimmeres begegnet iſt? Geht hin, junger Mann, und tröſtet die Mutter, ſo gut Ihr könnt. Ich bin ein armer Handwerker, ſonſt wollte ich Euch ſchon länger behalten . . ." — „Mit nichten, mein guter Freund: ich danke für die Gaſtfreundſchaft. Lebt wohl, laßt mich meine Straße ziehen. Dem Louis aber — ſollte er wiederkehren, . . . ſagt einen Gruß von ſeinem bedauernswürdigen Vater, und daß ſeine arme Mutter geſtorben . . ." — „Jeſus! und Ihr braver Mann, wie nenn' ich Euch dem Jungen?" — „Fragt mich nicht, wenn Ihr nicht den Augenblick, da Ihr mich bei Euch aufgenommen, verfluchen wollt!" Mit dieſen Worten lief Raphael von dannen, und der wie verſteinert am Boden haftende Taloche flüſterte, die Wahrheit errathend: „Das war der Zauberer! Sonderbar, daß in der Bruſt des Unholds eine Vaterempfindung wohnen mag!" — Taloche faſtete drei Tage, und beſpritzte mit Weihwaſſer die Stätte, wo Raphael geruht hatte. —

Dem Letztern war nun freilich wieder die ganze Welt offen. Hätte er einen Thaler beſeſſen, er hätte denſelben in die Höhe werfen, und nach „Kopf oder Wappen" die Richtung ſeiner Reiſe beſtimmen mögen. Aber die Einſamkeit ſeines Daſeyns war ihm unbeſchreiblich läſtig, und machte ſeine Wunden unaufhaltſam bluten. Er verlangte nach einem Herzen, an welches er ſich klammern

dürfte. So verfolgte er denn die Spur ſeines geliebten jüngſten Sohnes. Von Ort zu Ort bettelnd, zog er Nachrichten ein, und dieſe fehlten ihm nicht. Wo er nur anfragte, hatte man den Geiſtlichen und den jungen Menſchen geſehen, aber immerdar behielten ſie einen weiten Vorſprung vor dem langſamen Wanderer. Allerdings ſchämte ſich Raphael anfänglich des Bettelns, wenn er von den barmherzigen Gebern ſelbſt auf ſeines Körpers Rüſtigkeit aufmerkſam gemacht wurde, und mehr als einmal machte er den Verſuch, mit irgend einer Arbeit ſein Leben zu friſten, ſeine Reiſe zu fördern. Doch verſtand er nichts als ſeine arzneiliche Kunſt, und wer hätte dem Fremden in den elenden Kleidern ſein Vertrauen geſchenkt? Er verſuchte, bei einem Bader zu dienen, aber die Kunſt hatte große Veränderungen erlitten, große Fortſchritte gemacht, und mit Schrecken bemerkte der Arme, daß er unfähig geworden, etwas Neues zu lernen. Seine Hände waren ſogar zu gewöhnlichen Arbeiten ungeſchickt geworden. Die Unbehülflichkeit ſeiner Jahre that ſich kund, ſeinem jugendlichen Aeußern zum Trotz. Er verlor Zeit und Mühe; wer ihn hatte gebrauchen wollen, ſchickte ihn bald wieder fort; von manchen Beſchäftigungen trat er freiwillig zurück, ſeine Ohnmacht ſelber einſehend. — Mittlerweile wurde der Raum immer größer, der zwiſchen ihm und ſeinem weit hinauswandernden Sohne lag, und eines Tages, ſtand er, ein Bettler, wie zuvor, an ſeinem geliebten Rheinſtrome, und vor ihm dämmerten die Thürme von Mainz auf, und er beſchloß, ſeine Tochter Suſanna aufzuſuchen, und bei ihr ein wenig von der Haſt zielloſer Pilgerſchaft zu raſten. — Es war ihm ſchlimm ergangen mit ſeinem Bertram; doch hoffte er im Mitgefühl eines weiblichen Herzens einen ſichern Hafen vor der Unruhe ſeines Lebens zu finden.

Suſanna — das wußte er — war die Frau eines

begüterten Mannes, der vor den Thoren der erzbiſchöflichen Stadt in einem wohlanſtändigen Hauſe wohnte. Wo er ſich auch vorſichtig nach der Frau Meißner erkundigt hatte, überall war ihm das beſte Zeugniß von ihr zu Ohren gekommen. Man nannte ſie allgemein ein frommes Weib, eine brave Mutter zahlreicher Kinder, eine Wohlthäterin der Armen. „Sie wird mich nicht verſtoßen," ſagte er, Hoffnung ſchöpfend, zu ſich ſelber, und klopfte getroſt an ihre Thüre.

Er fand ſie in der Küche emſig mit ihrem Hausweſen beſchäftigt, umgeben von mehreren ihrer Kinder, von vielem Geſinde. In ihrem Matronengeſichte erkannte er hin und wieder einen Zug ſeiner Helena, obſchon Suſanna niemals deren vollendete Schönheit beſeſſen hatte. Die Strenge in ihren Augen, ein Erbtheil ihrer Koſtgängerzeit im Kloſter, machte ihn nicht irre. Er näherte ſich ihr zutraulich. Suſanna betrachtete obenhin ſein Bettlergewand, reichte ihm gleichgültig eine Schale Suppe von ihrem Herde, einen Groſchen aus ihrer Taſche. — Während er mit zitternder Hand den Löffel gebrauchte, labte er ſeine Blicke an dem Wohlſtand, der aus jeder Geräthſchaft des Hauſes redete, und beſchaute voll inniger Freude die Geſtalt der Gebieterin in dieſen Räumen. — Suſanna bemerkte das, verfinſterte ihr Geſicht, und ſprach endlich trocken: „Du haſt gegeſſen, Du haſt ein Almoſen erhalten; gehe jetzt mit Gott und verſtelle mir nicht den Platz. Mein Mann wird bald heimkommen, und er liebt nicht, Deinesgleichen im Hauſe zu finden." — „Laßt mich immerhin noch etwas verweilen, gute Frau," entgegnete Raphael: „ich komme weit aus Frankreich daher, und bedarf der Ruhe." — „Mir gleich, aber dafür ſind die Armenherbergen da. 's iſt ohnehin eine Schande, daß ein junger geſunder Kerl, wie Du, dem Bettel anhängt. Du biſt ohne Zweifel ein gartierender Landsknecht; ſo ſuche denn geſchwinde einen Herrn, der Dei-

nen Dienſt gebrauchen mag, und packe Dich." — „Ihr redet gewiß unfreundlicher, als Euch um's Herz iſt, liebe Frau. Doch hoffe ich, werdet Ihr mich willkommen heißen, da ich Nachrichten von Eurem Vater bringe." — „Von meinem Vater? Daß mir der Himmel beiſtehe! Du biſt ein Lügner. Was könnteſt Du mir von dem Manne ſagen, deſſen Name ich gar nicht mehr ausſprechen mag, ohne mich zu ſchämen?" — „Seyd freundlicher. Ich habe einen Gruß von ihm an Euch." — „Von dem Todten, der da vermodert iſt im Kerker, wohin ſeine Verbrechen ihn gebracht haben? Packe Dich, Du Unverſchämter. Wäre nicht vor kurzem mein Bruder Joachim bei mir eingekehrt, der von Paris gekommen, um nach München zum baieriſchen Herzog zu reiſen — ich könnte Dir allenfalls noch etwas Glauben ſchenken. Er hat mich aber verſichert, daß der Alte ſchon lange todt, und kein Wunder iſt dieſes, da er ſchon hoch in den Siebenzig ſtand, ſo viel ich ungefähr zuſammenrechnen kann. Geh', ſage ich Dir, geh' auf der Stelle." — Das Geſinde fing an, aufzupaſſen, die Kinder drängten ſich in einen Kreis, um den Fremden mit offenem Munde anzuſtarren. — „Führt mich in Eure Stube; ich muß Euch ein Wort ſagen, ein einzig Wort!" bat Raphael mit Angſt und Wehmuth. — „Mit Dir allein ſeyn?" entgegnete die Frau erſchrocken: „mit Dir, dem alle böſen Anſchläge deutlich in dem zuckenden Geſicht ſtehen? Behüte mich Gott. Martin, Kaspar, Adelheid, bringt den Menſchen da aus dem Hauſe!" —

Knechte und Mägde erſchienen, um den Befehl zu vollziehen. Raphael ſtieß ſie von ſich, und raunte der ſich ſträubenden Suſanna, indem er ſie gewaltſam umfaßte, in's Ohr: „Unglückliche! Du willſt Deinen leiblichen Vater aus der Thüre werfen laſſen?" —

Suſanna fuhr zuſammen; ſie ſtierte in Raphaels Antlitz. „Das Bild, das Bild..." ſtammelte ſie, und deutete auf ihre Stube. — Raphael verſtand ſie nicht; indeſ-

ſen drängte ſich ein ſtarker Mann, Suſannens Gatte, heran, und fragte: „Was ſoll's denn mit dieſem da? was ſoll's mit dem Bilde?“ — Suſanna warf ſich in Meißners Arme und flüſterte ihm etwas zu. Die Kinder kreiſchten und heulten, ohne zu wiſſen, weßwegen. Das Geſinde, der Angelegenheit völlig fremd, wartete auf des Hausherrn Entſcheidung. Der Letztere hatte ſich verfärbt, winkte den Dienſtboten und den Kindern, ſich eiligſt zu entfernen, und ſagte dann, mit Suſanna und Raphael zurückbleibend: „Es iſt ſonderbar. Du ſiehſt dem Bilde meines Schwiegervaters, das, ein Erbſtück der Mutter meines Weibes, dort innen hängt, ſo ähnlich, wie aus den Augen geſchnitten.“ — „Ich bin ja ſelber, den das Bild vorſtellt, liebſter Schwiegerſohn, liebſte Tochter!“ — „Ach, das fehlte noch!“ ſchrie Suſanna auf: „ich muß davon laufen, ich kann bei dem abſcheulichen Lügner, bei dieſem erſchrecklichen Menſchen nicht länger bleiben. Mach' Du es mit ihm aus, Meißner; aber befreie uns bald von dem wahnſinnigen Gauner.“ — „Suſanna!“ bat Raphael, und wollte die Tochter aufhalten. Sie riß ſich los. „Ich habe keinen Theil an Dir,“ rief ſie noch lauter als zuvor: „Du mein Vater? wo ſind Deine ſiebenzig Jahre? Du biſt ein Betrüger, und Deine Aehnlichkeit mit dem Todten macht mich nicht irre. Noch heute laß ich das verwünſchte Bild verbrennen, da es Dir gleicht, der Du höchſtens ein Sohn des Alten aus wilder Ehe biſt. Er hat geliebt, ſich mit allerlei Weibern zu behängen, bis in's ſpäte Greiſenthum: der Ruhm iſt nicht fein. Mit dem Bruder iſt auch ein Früchtlein gekommen, das dem Königsvergifter angehört hat.“ — „Wie? mein Ludwig?“ fragte Raphael, alles Uebrige vergeſſend. — „Sieh, wie er den Schelm zu ſpielen weiß!“ verſetzte Suſanna mit ſteigendem Abſcheu: „Mache Du es mit ihm ab, Meißner; ich kann's nicht mehr aushalten!“ — Sie entfloh. — Meißner ſagte zu Raphael: Allerdings hat ſie ge-

ſagt, wie die Sache iſt. Der ehrwürdige Pater Joachim hat den Buben, um ihn zu bekehren, aus dem Hugenottenlande hinausgeführt. Hätten wir nicht Ehrfurcht vor dem Schwager und Mitleid mit dem armen jungen Tropf gehabt, da er doch einmal nicht dafür kann, daß ihn ein Verbrecher in die Welt geſetzt, wir hätten den Burſchen nicht eine Minute bei uns geduldet. Jedoch, was ich für den Knaben gethan, das thu' ich nicht für Dich. Packe Dich alſo, und ſuche anderswo Narren, bis Du ihrer findeſt.„ — „Ihr handelt unerhört, mein unmenſchlicher Eidam. Doch mag's darum ſeyn. Laßt mich noch ein Wort mit Eurem Weibe reden." — „Nein; 's kann nicht ſeyn. Sie will nicht." — „Laßt mich wenigſtens meine Enkel umarmen und ſegnen . . ." — „Nein, ſage ich. Du möchteſt ſie aus Neid behexen. Deines Segens bedürfen ſie nicht." — „O, o, wer ſterben könnte! wenn nur mein Herz bräche in dieſem ſchrecklichen Augenblicke!" — „Draußen iſt der Rhein, er hat noch Platz für viele. Damit Du jedoch nicht Luſt habeſt, weder zu uns zurück zu kommen, noch mir den rothen Hahn auf's Dach zu ſtecken, ſo nimm dieſe paar Gulden, und laß Dich anderswo hängen, oder in's Narrenhaus ſperren. Fort mit Dir!" —

Meißner ſchob den Schwiegervater unſanft aus der Thüre, ließ das Geld in Raphaels Taſche gleiten, und verrammelte ſein Haus ſorgfältig. Das Bildniß des Magiſters und der Stuhl, auf dem er in der Küche geſeſſen, und die Schale, woraus er getrunken, wurden zur Stelle, nach Suſannens Anordnung, bis auf den letzten Splitter in Aſche verwandelt. — Somit war der unglückliche Vater vom zweiten Kinderherzen auf ewig getrennt; die Gerechtigkeit durfte er nicht anrufen, aus Furcht, ſeinen eigenen Holzſtoß zu ſchichten; der tröſtende Engel, der ihm unſichtbar zur Seite ſtand, verhinderte, daß er dem grauſamen Rathe Meißners, im

Rhein den Tod zu ſuchen, entſprach. Aber er ſpürte nun immer herber das Unglück desjenigen, der aus den Schranken der Ordnung aller Weſen tritt, und Höheres ſeyn will, als wozu ihn ſeine irdiſche Natur berufen hat.

Doch faßte ſich Raphael endlich und beſchaute ſein Loos mit eiſerner Geduld, mit kalter Verachtung. Er warf ſeiner Kinder barbariſches Almoſen in den Rhein, und ging weiter, an ſeinem Stabe ſich aufrichtend. „Ich bin mindeſtens ein ſeltener Bettler," tröſtete er ſich: „ein Bettler mit der Unſterblichkeit in der Taſche. Sollte denn gerade nur ein Zufall mir mit einemmale zu Meaux das verlorene Recept zum Diamanten-Elixir in's Gehirn gegriffelt haben? Nicht doch. Hab' ich ſchon keine Diamanten, ſo habe ich doch das Geheimniß zur Verfügung, und ich will damit handeln, wie ein Jude mit alten Kleidern, und wie der Jude ſchadenfroh lachen, wenn ich der Dummen viele antreffe, die ſich übertölpeln und für ihr ſchönes Geld einige Jahrhunderte voll Elend in den Leib jagen laſſen!" —

In dem für ihn ſo verhängnißvollen Frankfurt begann er ſeine heimliche Handelſchaft. Sie war indeſſen weit entfernt, den Erfolg zu haben, den er ſich von ihr verſprochen. Die Gelehrten meinten, ſie hätten ſchon ihre Unſterblichkeit im Tintenfaſſe gefangen; die Soldaten fragten, ob das Recept feſt mache gegen Stahl und Kugel, und wieſen es zurück, da Raphael verneinte; wer zu erben hatte, verwarf den Antrag mit Widerwillen; wer regierte, hätte gern etwas Auflöſendes ſtatt des erhaltenden Mittels gekauft; Handelsleute ſchrieen mißbilligend über die Koſtbarkeit der erforderlichen Ingredienzien; Künſtler und Dichter lächelten mitleidig, wenn ſie hörten, daß die reinſten Diamanten dazu gebraucht würden, und ſangen: „Ich hab' nicht Gold, nicht Edelſtein!" Endlich wurde Raphael von Allen ein Narr geheißen,

nur nicht von Arzt und Kleriſei, die ihn anders betitelten, und denen er ſchnell aus dem Wege zu gehen für gut fand. Er hatte zu ſeiner Freude gehört, daß der ſteinalte Förſter Dietrich im Odenwalde noch am Leben, und wollte beim Bruder ſein Glück verſuchen, um ein Aſyl, um ein freundliches Herz betteln, Dank den bittern Erfahrungen: auf Alles gefaßt, pilgerte er zum Forſthauſe. — Das Haus war neu erbaut, die Geſichter von Kindern und Enkeln darinnen waren ebenfalls neu; das Herz des wackern Dietrich war das alte unverändert geblieben. Dem Bruder wurde die beſte Aufnahme, und ſtatt ſich zu entſetzen vor Raphaels außergewöhnlicher Jugend, machte es der Bruder, wie es Louiſon gemacht hatte: er freute ſich derſelben, wie einer Gnade, die ihm ſelber der Himmel erwieſen hätte. Raphael fühlte ſich nach langer Zeit beruhigt, ja zufrieden, an der Seite des ehrwürdigen Meiſterjägers. Der alte Mann, der nie aus ſeinem Wald gekommen war, wußte gar nichts von des Bruders Schickſalen, und deſſen Erzählungen verkürzten ihm nun die Abende köſtlicher, als die alltäglichen Geſpräche mit ſeinen Abkömmlingen, die einzig nur dem Jäger- und Bergmannſtande angehörten, oder mit den Schwiegerſöhnen, die reiche Bauern der Umgegend waren. Was Wichtigeres in Raphaels Leben vorgekommen, erzählte dieſer dem Bruder nur unter vier Augen, und verſchwieg ihm das Geheimniß vom Elixir nicht mehr und die Kunde von dem vielerlei Unglück, ſo durch daſſelbe über ſein Haupt gebracht worden war. — Diether bemitleidete ſeinen Raphael von ganzer Seele, und tröſtete ihn, wie er's gerade vermochte, bat ihn auch, mit ihm das Haus und das Leben zu theilen, bis zu ſeinem, des Förſters, Ende. „Ich biete Dir freilich meine Gaſtfreundſchaft nicht auf lange Zeit," ſagte er dabei im Scherz: „meine Locken ſind weiß; die muthwillige Erde wackelt unter meinem Fuße, wie der ſpielenden Knaben Schaukelbrett; der Gukuk

ſchreit mir zur Frühlingszeit immer ſparſamere Jahre zu, wogegen zu Nacht die Eule ſich ſtets häufiger auf meinem Dache hören läßt. Wie bald, und ich werde mich niedergethan haben?*) Aber dennoch: bleib' getroſt bei mir. Du mit dem jungen Geſicht und ich mit dem alten, wir wiſſen von vielen Dingen zu reden. Uns beiden gefällt die Welt nicht mehr; ſie iſt's auch nicht werth. Iſt das ein Jagen heutzutage mit den Knallbüchſen, die das Wild erſchrecken, und keine ehrliche Gefahr mehr aufkommen laſſen? Wie geſagt: ich mag nichts mehr von der neuen Welt wiſſen, und Du willſt es auch nicht mehr, und darum laß uns mit den alten Waidgeſellen ſingen:

Sitz' Du zu mir und ich zu Dir,
Ein Glas mit Wein, das bring' ich Dir,
Legen uns nachmals ſanfte nieder,
Ruhen unſere matten Glieder . . .

in Ewigkeit . . . das heißt bis zur fröhlichen Auferſtehung."

Raphael hätte gern die Fröhlichkeit des alten Diether getheilt, und ſich mit Innigkeit dem Gefühle der Sicherheit in Bruderarmen hingegeben, wenn ihn nicht dann und wann ein Blick auf des Förſters Weib, ſchon ſeine dritte Eheirau, und noch ſehr rüſtig an Jahren, beſorgt gemacht hätte. Sowohl ſie, als auch die im Hauſe wohnenden Söhne des Förſters, ſchienen den ſonderbaren vom Himmel geſchneiten Schwager und Oheim nicht mit den günſtigſten Augen zu betrachten. Doch genügte immerhin Dietrichs feſt ausgeſprochene Bruderliebe, um das ganze Geſindlein zum ehrerbietigſten Benehmen gegen Raphael zu ſtimmen. — Diether bemühte ſich, den Magiſter zu bereden, ihre Schweſter Katharina in Heidelberg heimzuſuchen, die ebenfalls noch lebte, wenn

*) Waidmänniſch vom Hirſch geſprochen: „er hat ſich niedergethan," ſtatt: niedergelegt.

gleich hochbetagt, und die ſich, wie Diether behauptete, freuen würde, den lang' vermißten Bruder zu hören; denn „ſehen" konnte man nicht mehr ſagen. Ihre Augen waren dunkel geworden.

Raphael that nach Diethers Wunſch. Die Wittwe empfing ihn mit überſtrömender Liebe, tappte in ſeinem Geſichte herum, befühlte jede Muskel darinnen, und labte ſich an der Stimme, die — ſagte ſie — eben ſo jung und voll klang, als vordem. Die gute Alte lebte in ziemlicher Einſamkeit; ihre Söhne hatten ſich auswärts niedergelaſſen. Eine einzige Magd bediente, nur ihr Beichtvater beſuchte ſie. Gerne hätte ſie den Bruder Raphael an ihre Perſon, an ihr Haus gefeſſelt; da beſchrieb ihr einmal die Magd das befremdlich junge Angeſicht des Bruders, und der Beichtvater predigte ihr von muthmaßlicher Betrügerei des Magiſters, wenn nicht gar von Teufelskünſten vor, und ſie wurde von Stund' an kalt, und immer kälter, begann den Bruder ſcharf zu examiniren, und Raphael wollte ſich's nicht gefallen laſſen. Er ging lieber von dannen, wie er gekommen, und Katharine ließ ihn gerne ziehen, wie ſehr ſie ihn immerdar liebte.

Aber auch in Diethers Hauſe fand Raphael vieles verändert. Die Geſichter der Hausgenoſſen waren lang und ſpröde, Diethers Angeſicht verlegen geworden. — Als ihm Raphael erzählt hatte, wie er und ſeine Schweſter auseinander gekommen, ſchüttelte der Förſter den Kopf, ſagend: „Hm, hm, ja, ja! 's iſt lächerlich und nicht ſchön von einer Schweſter; aber — was willſt Du? Deine Lage iſt ganz abſonderlich, und wieder iſt natürlich, daß ſie bei Allen Verwunderung, ja Furcht erregt. Ich liebe Dich — Du weißt das — und dennoch möchte auch ich wünſchen, Du ſäheſt ſo alt aus, als Deine Jahre es mit ſich bringen. Das Vertrauen würde Dir entgegen kommen, während es Dich jetzt

flieht. Oder — Du biſt ja ein Doktor und Tauſendkünſtler geworden — biſt Du nicht im Stande, Deine Haare weiß, Dein Geſicht gelb zu färben? Mache Dich künſtlich alt, wenn's von Natur aus nicht gehen will; es wäre um der Leute willen, und alles Geſchwätz, das ſogar mich beläſtigt, wäre zu Ende." —

Raphael errieth leicht, woher der Wind blies. Des Bruders Frau und die Schwiegerſöhne hatten Diethers Ohr beſtürmt und erobert. Wie bald ein ſchwacher Greis Denjenigen, die ſein Ohr beſitzen, auch ſein Herz überläßt, wußte der Magiſter gar gut; aus eigener Erfahrung wußte er's, — faßte ſeufzend ſeinen Entſchluß, und wartete nur auf eine Gelegenheit, das Haus ſeines Bruders zu meiden, ohne denſelben zu verletzen, und ohne in offenbares Handgemenge mit deſſen Angehörigen zu gerathen. Es quälte ihn der Gedanke, den Unfrieden in Diethers Hausweſen gebracht zu haben. Weil er den Bruder eigentlich mehr liebte, als ſich ſelbſt, darum war ihm des Bruders Ruhe heilig.

Eines Abends kam von einer Reiſe heim der Graf und Gebieter des Reviers, der Urenkel desjenigen Grafen, der den Magiſter ſo oft mit ſeinen Erzählungen vom Bauernkrieg und vom ſchwäbiſchen Bunde gelangweilt hatte. Dem Brauch ſeiner Vorfahren getreu, ſprach der Graf alſobald beim Förſter ein, und entwickelte eine Erzählungsgabe, wie ſein erlauchter Urgroßvater. Nachdem er die vielen Fährlichkeiten ſeiner Pilgerreiſe nach St. Jakob von Compoſtella geſchildert hatte, ſagte er: „Da wäre mir beinahe, über den Rhein ſetzend, der blaſſe und naſſe Tod begegnet. Auf der Fähre befanden ſich neben mir und meinen Dienern ein Edelmann aus Frankreich mit ſeinem Weibe und einem kleinen Kinde, einem Spätling ſeiner Ehe, wie es ſchien. Der Herr erzählte viel von den unglücklichen Händeln im Königreiche, und wie er daſſelbe, der Unruhen überdrüſſig, verlaſſen habe,

um auf einige Zeit eine ſtillere Wohnung im deutſchen Reiche zu ſuchen; zwei erwachſene Töchter, die ſich ſchon frühe verheirathet, ſeyen zurück geblieben, und das Kindlein, das er mit ſich führe, ſey ihm das liebſte von allen, und was dem mehr. — Wir kamen ſchon beinahe an's Ufer, als ein Windſtoß, dem die betrunkenen Fährleute nicht widerſtehen mochten, das Fahrzeug auf's neue in die Strömung trieb. Wie's zuging, weiß ich nicht — genug: das Schiff lag plötzlich um, und Menſchen und Gepäck ſchwammen in dem aufbrauſenden hochangeſchwollenen Strom. Ich rettete mich mit Mühe an das Ufer; mir folgend, kam mein Leibknecht angetrieben, und hatte das Kind des Franzoſen in den Armen. Mein Gepäck wurde von den Uebrigen geborgen. Aber den Franzoſen und ſein Weib hatte die Fluth verſchlungen. Ein Schiffsbube war außerdem noch als ein Opfer auf den Grund geſunken. Ich dankte freilich Gott und dem heiligen Jakob, habe aber nun das kleine Kind auf dem Halſe, und weiß nicht, wie ich's anſtellen ſoll, daſſelbe wohlbehalten ſeiner Großmutter zuführen zu laſſen, die in Salzburg hauſen ſoll, und die der ſelige Edelmann zu beſuchen ging. Ich möchte gern Demjenigen, der mir den Dienſt erzeigen wollte, inſofern er ein zuverläßiger Mann wäre, ein ehrliches Reiſegeld reichen, um der Menſchheit genug zu thun, denn ich kann als Junggeſelle das Kind nicht bei mir behalten, und wüßte wahrlich nicht, es nach Frankreich zurückzufördern. — Da, ſeht, da bringt der Knecht das arme, aber liebliche Weſen den Berg herauf."

Der Graf rief dem Leibknecht zu, in's Förſterhaus zu treten. Raphael war unendlich ergriffen, da ihm von des Knechtes Armen die kleine Euphemia entgegen lächelte. „**Bon homme, bon homme, viens me prendre!** ſchrie ſie entzückt, und ſtreckte die Händchen nach dem Magiſter aus, der ſie an ſich riß und mit

Liebkoſungen überhäufte, als wäre ſie ſein eigen Kind. Ihm kam vor, als würde ihm das unſchuldige Weſen aus dem Himmel herabgereicht, ein Pfand endlicher Vergebung und ſeiner Verſöhnung mit Allen, denen er im Leben weh gethan, oder von denen er beleidigt worden. Er ſagte: „Kein Anderer wahrlich ſoll dieſes theure Kleinod ſeiner Ahnfrau überbringen, als gerade ich; denn ich kenne das Kind, ich kenne ſeine Eltern, und am beſten die Großmutter, deren hohes Alter die liebliche Jugend dieſes Kindes zu verſchönern beſtimmt iſt.“ — „Ganz recht,“ verſetzte der Graf erſtaunt, und fragte den Förſter: „wer iſt dieſer Mann?“ — Diether ſagte verlegen: „Er iſt mein ... mein nächſter Anverwandter. Ich kann mich für ihn verbürgen.“ — Der Graf war hocherfreut, der unlieben Laſt entledigt zu werden, und vom Augenblick an ließ Euphemia nicht mehr von dem Manne, den ſie vor nicht gar langer Zeit mit Freundlichkeit und Nahrung erquickt hatte, während alle Andere ſcheu von ihm gewichen waren.

Raphael zauderte nicht, die Sendung anzutreten, die ihm eigens vom Himmel zugewieſen zu ſeyn ſchien. „In Salzburg, — ſagte ihm eine innere Stimme — dort, wo deine Leiden begonnen haben, werden ſie auch ihr Ende erreichen, geplagter Mann!“ Und Euphemia ſchmeichelte, ſeine Wange ſtreichelnd: „Laß mich nicht von Dir; ich habe immerdar von Dir geträumt und Dich gelobt und geliebt, wenn auch meine Eltern Dich ſchalten, ich weiß nicht warum?“ — Und Diether ſprach ſeufzend: „Geh' hin auf kurze Zeit, Du unſtäter Gaſt: doch kehre bald wieder bei mir ein, und bringe, wie ich Dir rathe, das Alter mit, wenn wir beide ruhig und vergnügt ſeyn ſollen. Glaub' mir: die Jugend hat ihre Zeit — wie Alles: für Dich iſt ſie nur mehr eine ſchnöde Laſt. Was ſoll der ſtolze blanke Thurm, wenn doch ſein Inneres verwittert und ausgebrannt?“

Trotz aller Gelöbniſſe, den Bruder wieder heimzuſuchen, nahm Raphael von ihm Abſchied, wie von einem Sterbenden, war gleich ſein Auge trocken. Aber im Walde draußen, wegſchreitend als ein allzeitiger Wanderer, das hüpfende Kind an ſeiner Hand, wehrte Raphael ſeinen Zähren nicht mehr. „Lebt wohl!“ ſagte er im Geiſte zum Bruder, zur Schweſter, zum Grab der Eltern, zum Vaterhauſe, zum heimathlichen Walde: „lebt wohl, ich ſeh euch niemals wieder!“

Obſchon vom Grafen freigebig mit Gelde verſehen, und München zueilend, wo er den geiſtlichen Sohn und ſeinen Ludwig zu finden hoffte, die ihm, wie er meinte, forthelfen würden, urtheilte Raphael dennoch, daß ihm nothwendig ſey, eine Handthierung, auf Lebenserwerb berechnet, zu treiben. Angewieſen auf die chymiſchen Künſte, denen er ſein ganzes Leben und Streben von jeher gewidmet, beſchloß er, dieſelben gewinnreich zu verwerthen, und zwar nicht mehr ſo eiſern ehrlich, wie er in Frankfurt zu ſeinem Schaden gethan, ſondern juſt, wie die Welt es verlangt. Dieſer Entſchluß war in Raphael hervorgerufen worden, als er in einer Stadt, die auf ſeinem Wege lag, das Denkmal ſeines alten Schulgefährten, des lang verſtorbenen, ziemlich einfältigen Doktors Wagner gefunden hatte. Auf weißem Marmor prangte goldene Schrift, und predigte dem Wanderer, „daß die „größten Geiſtesgaben, die je die Welt erleuchtet, unter „dieſem Steine begraben ſeyen; beweint von den Erben „des Großen am Geiſte, denen ſeine hinterlaſſenen beträchtlichen Reichthümer keinen Erſatz gewähren konnten für „den verlornen, ganz und gar unerſetzlichen Mann!“ — Bitter lächelnd prägte ſich Raphael die goldene Lehre ein, und gelobte ſich, ihr nachzuleben. — Zwei Dinge waren damals Mode, nach denen die Welt dürſtete; die Künſte: Gold zu machen, und ein gelungenes Horoscop zu ſtellen. Obſchon der Magiſter weder die eine, noch die an-

dere Kunſt verſtand, ſo fing er alſobald an, beide zu treiben, kündigte ſie mit Paracelſi Zuverſicht an, ſo wie er auch den Namen des Meiſters angenommen und behalten hatte. Das altmodiſche Doktorgewand, womit er ſich, dem Geſchmack und Brauch des Alters zufolge, umhing, ſo wie ſein gutes Ausſehen, that das Uebrige, und zog ihm viele Thoren auf den Weg, denen er gegen zweifelhafte Recepte und dreiſte Nativitäts-Orakel ihr ſchweres Geld abnahm, ziehend von Ort zu Ort. — Nicht nur befriedigte er auf dieſe Weiſe den herben Spott, den er an der Menſchheit auszulaſſen trachtete, — ſondern er erwarb auch dergeſtalt die Mittel, ſeine liebe kleine Euphemia mit allen Bequemlichkeiten zu umgeben, ſie wie eine Prinzeſſin zu halten, und ihr mit der ausgezeichnetſten Liebesſorgfalt zu vergelten, was ihre Großmutter und ihre Mutter an ihm Böſes verrichtet hatten. Die Kleine war für den alten Mann eine Puppe, das Spielwerk, womit er tändelte und groß that; er liebte ſie, gleichſam als ſeine Creatur; und hinwieder hing Euphemia an ihm, mehr als jemals an Vater und Mutter, oder an dem Bild, das ihr die letztere von der Großmutter entworfen. Der launiſche und herriſche Charakter der ältern Euphemia war in der jüngſten beinahe ausgetilgt; ſie verſprach, ein Quell der Liebe und der Treue zu werden, ein Balſam der Sanftmuth. Es hauste in dem Kinde ein zum Außerirdiſchen ſtrebender Geiſt, der die ſterbliche Hülle vollkommen beherrſchte. Die Kleine ſprach im Traume mit den Schatten ihrer Abgeſchiedenen, ohne ſich zu fürchten; ſie ſah oft im Wachen Engel, die ſich aus den Wolken zu ihr neigten; ſie hatte hin und wieder in kleinen Dingen Vorgefühle, die ſich beſtätigten; vor allem verehrte ſie ihren Führer Raphael, nannte ihn bald ihren Vater, bald ihren liebſten Freund, beſchrieb ihm täglich tauſendmal, wie ſein Bild immer und ewig vor ihren Augen geſtanden, und entbrannte

für ihn von leidenſchaftlicher Schwärmerei ſo gewaltig, daß ſie alles Ernſtes behauptete, er ſey es geweſen, und nicht etwa ein Anderer, der ſie dem tobenden Rhein ſo glücklich entriſſen. — —

So gelangten ſie nach München. Raphael legte ſeiner Zuneigung zu Euphemia die nöthigen Feſſeln an, um ſich ausſchließlich der Hoffnung und Bemühung hinzugeben, ſeine Söhne aufzufinden.

Er that von ſich alle Zeichen des Wohlſtandes, kleidete ſich in's Gewand der Dürftigkeit, und fragte mit Herzklopfen nach ſeinen Theuern. Die wilde Zunge der Suſanne hatte ihm ſchon den rechten Weg vorgezeichnet gehabt. Der Pater Joachim Gerold befand ſich zu München, und zwar im nähern Dienſte des Herzogs, der dem Orden Loyola's wohlgeſinnt war. Man wußte auch von einem jungen Menſchen, den der Pater mit ſich gebracht, und der unter des ehrwürdigen Joachim Obhut ſtudirte, wie es hieß. — Frohe Ahnungen, wenn auch mitunter ſchmerzliche Erinnerungen, gaben dem zärtlichen Vater das Geleit bis zur Pforte des geiſtlichen Hauſes.

Er wurde auf ſein beſcheidenes Erſuchen augenblicklich zu dem Pater geführt. In deſſen ſchmuckloſe Zelle eingelaſſen, ſah er vor ſich einen Mann von etlichen und dreißig Jahren, aber verwelkt vor der Zeit, groß und mager, hohlen Auges und mit eingefallener Wange. Mit dumpfer Stimme fragte derſelbe nach des Fremden Begehr. „Habt Ihr das Gewiſſen von einem Makel zu reinigen," ſagte er, „ſo ſprecht Euch aus. Meine Zeit iſt gemeſſen." — Kaum hatte Raphael die Arme geöffnet, ſeinen Vaternamen ausgeſagt, und gebeten um ein Liebeszeichen des Sohnes, als dieſer, ſchlimm überraſcht, einen Schritt zurücktrat, ſtatt ſich in die Arme des Vaters zu werfen, die Hände abwehrend von ſich ſtreckte, dann ſie zum Himmel erhob, und begann: „Soll ich das Verwunderungswürdige glauben, und wie ſoll ich's auf-

nehmen, großer Gott?“ — „Nimm's auf mit Liebe, Sohn der Schmerzen, mein Joachim. Dein Vater ſieht Dich wieder nach ſo langer Zeit; — entziehe ihm nicht Dein Herz, und verſtöre ſeine Freude nicht. Dein Vater iſt in der Noth und will Deine Liebe prüfen; mache nicht ſeine Zuverſicht zu Schanden.“ — „Das verhüte der Himmel!“ verſetzte der Prieſter, ſeine Faſſung wieder gewinnend: „Ich wäre nicht würdig, dieſes Kleid zu tragen. Du behaupteſt alſo, derjenige zu ſeyn, den ich für todt erachtete...?“ — „Ja, Joachim; ſieh' zu, ob meine Züge nicht dem Bilde, das Deiner Schweſter gehört, gleichen?“ — „Ja, ja, wahrlich; ich erinnere mich jetzt deutlich; doch möchte ich eher geneigt ſeyn, einen Bruder in Dir zu begrüßen, als den Vater, der im Kerker von Paris ...“ — „Nicht geſtorben iſt,“ fiel Raphael lebhaft ein: „Ich bin's, bin derſelbe, den Du, obgleich wohnend zu Paris, nicht ein einzigmal geſucht und getröſtet im Leide; derſelbe, deſſen Du Dich wahrſcheinlich geſchämt haſt ... aber ich verzeihe Dir ja gerne, weil ich Dich endlich wiederſehe, und zwar, wie ich hoffe, als einen guten Sohn.“ — „Gewiß, gewiß,“ erwiederte Joachim kalt: „wenn ich nur glauben dürfte...?“ — Da erzählte ihm Raphael von einigen Heimlichkeiten der Familie wiederholte ihm faſt Wort für Wort den Brief, den ihm Joachim einſt am Abgrund der Verderbniß geſchrieben, rief ihm in's Gedächtniß zurück, was er als treuer Vater gethan, um ihn von Schande und Untergang zu retten ... — „Sieh' da, ſo bin ich heute noch geſinnt, nach vielen Jahren,“ beſchloß Raphael ſeine Erzählung: „wirſt Du mich endlich anerkennen, geliebter Joachim? Wird Dein Herz endlich ſprechen dürfen, wie es ſoll? O gewiß; ich baue viel auf Deinen heiligen Stand. Wohl Dir und mir, daß Du nach ſchweren Verirrungen wieder dahin zurückgekehrt biſt, von wannen Du ausgegangen! Du warſt ein verlorener Sohn; ich finde Dich als einen Wiedergewonnenen, und Gott ſey gelobt!“

„Das ſey er in Ewigkeit!“ ſprach Joachim mit gefalteten Händen: „Er hat mich gerettet; auf ſeinen Wink hab' ich mich geläutert auf der Höllenfahrt der Selbſterkenntniß, und bin wieder ein Gerechter geworden im Volke. Was Du, mein irdiſcher Vater, vom „verlorenen Sohne“ ſagteſt, iſt völlig wahr. Ich hatte geſündiget, und bin wieder zu Gnaden aufgenommen worden. Laß jetzo mich vom verlornen Vater reden, und mit Beſorgniß fragen, ob ich Dich je einen Wiedergewonnen werde heißen dürfen?“

Ehe der ſtutzende Raphael zu antworten vermochte, fuhr Joachim mit ſtark aufgetragenem Schmerze fort: „O nein, o nein, was frag' ich noch? Seh' ich nicht auf Deinen Zügen, die ich mit meinen Thränen benetzen möchte, wenn ſie geheiligt wären, ... ſeh' ich nicht auf ihnen das Siegel des Abgrunds, dem Du Dich verſchrieben? Wenn Du dem Böſen entſagt hätteſt, würdeſt Du noch ſeine Farbe tragen? Die Larve des Sodomapfels, der auch von außen gleißt, und innen nur eitel Aſche iſt? Thu' ab den Betrug von Deinen Wangen und Deiner Geſtalt! Bereue innig und tief, was Du begangen; thu' Buße und bekehre Dich, und werde durch die Fürbitte der Seligen und des Schöpfers Barmherzigkeit, was Du ſeyn ſollſt: ein ehrlicher Greis auf der Schwelle zum Himmel, ſtatt eines jungthuenden Geſpenſtes im Sold der alten Schlange!“

Die Ueberreſte von Raphaels innerſter Jugendglut wallten drohend auf vor der herzloſen Predigt des Sohnes, aber ſeine Seele war mürbe geworden mit den Jahren. Statt zu zürnen, weinte er; bettelte um ein verſöhnend Wort, demüthigte ſich zum Fußfall vor dem Eiferer. Unerbittlich wich dieſer ſtets weiter vor dem Flehenden zurück, und ſprach: „Ich bin nicht grauſam; ich liebe Dich, doch iſt mir verboten, Gemeinſchaft mit Dir zu haben. Ich möchte Dich umarmen, aber ich

würde in Deinen Armen meine Seligkeit verſcherzen. Bekehre Dich öffentlich, vor allem Volke, und ich will geſtehen, daß ich Dein Sohn bin; ich will Dich aufnehmen in meine Arme. Wenn nicht: nein, nein, und wenn ich Blut weinen müßte."

Es trat ein junger Mann herein. Louiſon's Geſicht wie aus dem Spiegel geſtohlen, blickte den umſchauenden Raphael an. Aufſpringend, den Jüngling in ſeine Arme nehmend, einen Kuß auf ſeine Stirne drückend, rief der neuerdings belebte Vater: „O wie gütig ſchickt Dich Gott zu mir, mein Ludwig, bevor meine Angſtthränen auftrockneten vor dieſem hartherzigen Menſchen, bevor meine Seele und mein Mund ſich zu einem gottloſen Fluche vergeſſen! O du Abbild eines in ſeinen Himmel zurückgekehrten Engels! weiche Du nicht von Deinem verlaſſnen Vater!"

Das Ueberraſchende des Auftritts, die geheimen Regungen, die in Joachims Bruſt, trotz ſeiner Härte, um den Vorrang vor derſelben ſtritten, machten, daß der Prieſter geraume Zeit dem Rede-Austauſch zwiſchen Raphael und Ludwig zuſah, ohne in's Mittel zu treten. Die Schnelligkeit, womit beide ſich entgegen kamen, erkannten, mit Liebe umfaßten, war außergewöhnlich, war im höchſten Grade rührend. Raphael war mit dem Sohne, den er niemals geſprochen, den er nur als Kind geſehen, augenblicklich vertraut; Ludwig begrüßte den ihm völlig unbekannten Vater, als ob er ihn erwartet, oder beſſer, als ob er ihn ungeduldig aufgeſucht, und aus Tauſenden herausgefunden hätte. — „O wie gleichſt Du meiner unvergeßlichen Louiſon!" — „Ach, in Dir ſehe ich meine Mutter wieder, wie ſie leibte und lebte!" — „Liebteſt Du die Mutter?" — „Gewiß; ſo wie ſie mich geliebt." — „Ich habe viele viele Meilen gemacht in Hunger und Elend, um Dich wieder zu ſehen!" — „Du guter Vater, hätt' ich's gewußt, ich wäre Dir hundert

Meilen weit entgegen gelaufen." — „Haſt Du auch meiner gedacht, Du Theurer?" — „Deiner gedacht und Dich im Stillen geliebt, wie mir's die Mutter verordnet, und Morgens und Abends für Dich gebetet, wie ſie mir's gelehrt hat." —

So begegneten ſich beide immer wieder auf's neue in der Liebe Louiſons. Sie hatte ihren Geliebten das ſchönſte Erbtheil hinterlaſſen. — „Weißt Du denn, mein Knabe, daß Deine arme Mutter geſtorben?" — „Ei, ja, mein Vater. Der Bruder hat es mir geſagt; und darauf bin ich mit ihm aus Frankreich gegangen." — „So? haſt mich verlaſſen können?" — „O Vater, hielt ich Dich denn nicht für todt? Der Bruder hatte mir auch dieſes geſagt." —

Raphael warf einen ſtrengen Frageblick auf den Jeſuiten, der hingegen furchtlos ſagte: „Ich hoffe nicht, daß Du daran denken werdeſt, mich anzuklagen, Vater? Ein Zufall brachte dieſen Ludwig mir nahe. Meine zufälligen Fragen machten ihn mir vertraut; ſo erfuhr ich ſeine Herkunft. Seine Jugend dauerte mich; der franzöſiſchen Sprache ſehr unkundig, bedurfte ich ſeiner Hülfe und ſeiner Dienſte; Dich achtete ich verloren im Schlund des Kerkers, die Mutter eine Beute des Hungers . . . das Letzte hat ſich bewährt; was lag daran, daß ich, um den Knaben zu beſtimmen, mir zu folgen, ihn vorläufig für eine Waiſe ausgab? Auf dieſem Wege entzog ich ihn dem hugenottiſchen Reich, das ſich in Frankreich gründet, dem niedrigen Gewerbe, das meinem Bruder nicht anſteht, den diaboliſchen Einflüſſen, die Dein Wandel, Vater, hätte auf ihn vererben können. Ich bekehrte ihn, ich reinigte ſeine Seele; ich habe eine würdige Zukunft vor ihm eröffnet; ich habe ihm mit allen Banden der Dankbarkeit an mich gefeſſelt, und will ihn noch mehr erheben. Er ſoll, wie mein leiblicher, ſo mein geiſtlicher Bruder werden, und mit mir vereint, den

Himmel anflehen, daß er Dich, unſern lieben, aber verirrten Vater, erleuchte, auf den Pfad der Reue zurückführe, daß er Deine Schmach von unſern Schultern nehme, und geſtatte, daß wir einſt im Paradieſe Dir begegnen!"

Während Joachim alſo redete und jegliche Regung der Natur mit der eiſernen Sohle eines Schwärmers oder gefühlloſen Phariſäers niedertrat, forſchte Raphael in Ludwigs Angeſicht. Es überzog ſich mit Kummer; ein innerer Schmerz trat darauf an's Licht; Ludwig zitterte vor Schaam, einen Bruder, den er achten ſollte und wollte, zu dem Vater ſprechen zu hören, wie einen Bußprediger zu einem armen Sünder. Ludwig fand kein Wort der Widerrede auf ſeiner erſtarrten Zunge; um jedoch zu beweiſen, daß er nicht billige, was der Bruder ſagte und that, warf er ſich ungeſtüm an Raphaels Hals und ſchluchzte, in Wehmuth aufgelöst: „O dürft' ich mit Dir gehen, mein Vater! Hier iſt nicht mein Platz; mein Herz iſt zu warm, mein Auge zu feucht in dieſen trockenen kalten Mauern!" —

„So komm, mein Sohn . . . !" ſprach Raphael, nach einer Pauſe der Unſchlüſſigkeit. Aber Joachim trat hart dazwiſchen. „Ich habe Dich mit allen Banden der Dankbarkeit an mich gefeſſelt!" wiederholte er dem Bruder mit Stolz, und ſagte dann mit Eiſeskälte zum Vater: „Greif' in Deinen Buſen, und ſprich, ob ich dieſen Knaben mit Dir gehen laſſen dürfte? Der Herr müßte mich wahrlich als einen unnützen Knecht aus ſeinem Buche tilgen!" — Ludwig und Raphael ſchwiegen; der Erſtere verſchüchtert, der Andere vor Gram und Ohnmacht verſtummend. Der Jeſuit fügte nun hinzu: „Ohne Buße, Vater, keine Vergebung; ohne Vergebung keine Söhne. Wähle, Vater. Das ewige Gericht hat ſeinen Lauf, aber auch das irdiſche dürfte Dir nicht ausbleiben, . . . denn unſer Herzog iſt

ſtreng gegen Ketzer und Zauberer, — wenn Du nicht entweder mit meiner Beihülfe dem Satan abſchwören, oder reuelos weiter in die Welt wandern willſt. Thue, was Dir Gott, oder was Dein Trotz Dir eingibt. Ich habe es geſagt, und meine Seele gerettet!"

Achtes Kapitel.

In Salzburg und in der weiten Welt.

1594 — 16...

So lag denn die alte Stadt des heiligen Rupertus wieder vor Raphaels Augen! Gedankenvoll überſchaute er, ſich ihr nähernd, die Wiege ſeiner ſtolzeſten Lebensträume. Seine erſte Liebe, das Geheimniß des Paracelſus, Euphemia's Verlockung, der Donnerſchlag, der den Blitz begleitet hatte, woran ſich die Leichenfackel des verehrten Lehrers entzündet, die mitternächtliche Stunde, in welcher Raphael die Zauberflaſche geöffnet hatte, woraus ihm der Freuden wenige, und ach, ſo viel der Leiden geſprudelt ... Alles zog an ihm in lebhaften Bildern, aber ernſt und gemeſſen, vorüber. Ein halbes Jahrhundert war vorbeigegangen, und der Mann, der eine ewige Jugend der Natur abgetrotzt, kam eben ſo verlaſſen und unbefriedigt zurück, wie er damals von derſelben Stadt ausgegangen war. Aermer noch als dazumal, wo er an Hoffnungen überreich geweſen, kam er zurück. Was er geglaubt, hatte ſich nicht bewährt; was er gehofft, war vereitelt worden; was er geliebt, war vergangen, und nichts brachte er von ſeiner langen Pilgerreiſe, als ein

ſchwaches Kind; und es war nicht einmal das ſeine, und der Augenblick nahte, der ihn auch von dieſem Kinde trennen ſollte! — „Freuſt Du Dich, Deine Großmutter zu umarmen?“ fragte er die Kleine. — Sie antwortete gleichgültig: „Ach nein. Ich wünſche und hoffe, ſie nicht anzutreffen; möcht' bei Dir bleiben.“

Das Vorgefühl Euphemia's täuſchte ſie nicht. Auf Raphaels Fragen nach der Gräfin Thiars zeigte man ihm den Kirchhof und ein Monument, von dem noch ſparſame Fetzen des kürzlich aufgehängten Trauerflors wehten. — „Auch ſie dahin!“ ſeufzte Raphael, aber ſein Auge blieb trocken. Hatte er doch ſchmerzlichern Verluſt ertragen gelernt! — War ihm doch mit der uſurpirten Jugend das Loos gefallen, Alles dahinten laſſen zu müſſen, Alles um ihn her dahinſterben zu ſehen! —

Um für die kleine Euphemia nach Kräften zu ſorgen, ſuchte er, ohne Furcht, erkannt und beläſtigt zu werden — wer ſollte ſich denn ſeiner erinnern in der Stadt, deren Bevölkerung ſich ſeitdem zweimal erneut hatte? — die Familie Fröſchlmoſer auf. Das Haupt derſelben war ein Trümmerſtück der alten Zeiten: der jüngſte Bruder von Euphemia's Großmutter lebte noch wie ein Schatten in dem alten Hauſe; unwirſch, dem Tagsleben entfremdet, blödſinnig ſchier zu nennen. Der greiſe Veit hörte mit ſpießbürgerlicher Verwunderung an, was ihm Raphael von Beauſire's Tod und von dem Daſeyn der Großnichte meldete. Verneinend lächelte er dann, und ſagte verwirrt und abgeriſſen: „Ich weiß, daß meine ſelige Schweſter vor langer langer Zeit — 's iſt gar nicht mehr wahr, ſo lange iſt es — davon gelaufen iſt, und zwar mit dem liederlichen Geſellen eines Quackſalbers, deſſen Namen ich nicht behalten habe; — die Savoyer-Cenzi hat das aus dem Reich mitgebracht... dann hat die Phemi, glaub' ich, einen welſchen Herrn geheirathet ... und iſt als Wittib auf eine Wallfahrt zur

Heiligen ... ich weiß nicht mehr zu welcher ... daher gegangen, um die Seele unſers Vaters, der die Phemi mit Recht enterbt gehabt, durch Faſten und Gebet zu verſöhnen. Nun, ſie war alt ... wollte und konnte nicht mehr ins Welſchland zurückreiſen ... iſt hier geblieben ... öfters mir zur Laſt gelegen ... bis ſie wieder Geld von anderswo bekam ... iſt ſo geſtorben; hat ſich eine Gräfin nennen laſſen ... ich weiß aber nichts weiter ... und von ihrer Enkelin iſt mir nichts bewußt ... erkenne ſie auch nicht an ... hat hier nichts zu ſuchen ... ſoll in's Welſchland gehen ...!"

Der gebrechliche Tropf focht erbittert mit den Händen, ſo oft Raphael verſuchte, ihn zu mildern Geſinnungen zu beſtimmen, und die übrigen Anverwandten beteten ſteif des Seniors Endurtheil nach, und wollten von dem Kinde nichts wiſſen, und es war nichts, gar nichts von ihnen zu erlangen.

Die Verlegenheit, worinnen ſich Raphael in Folge dieſer Umſtände befand, wäre ihm faſt über den Kopf gewachſen. Er zergrübelte ſeinen alten Verſtand umſonſt, und ſogar, wenn er auf den ihm ſo neu gewordenen Straßen ging, oder vor Paracelſus Grabmal betete, verließ ihn nicht die Sorge und die Trauer, ob der ungewiſſen Zukunft ſeiner kleinen Mündel. Dergeſtalt bemerkte er auch nicht, daß nach und nach, wo er ging und ſtand, die Leute ſich verſammelten, ihm nachſchauten, einander Zeichen machten und furchtſam in die Ohren flüſterten, und daß ein Schwarm von Kindern ihm neugierig, ja mit verhaltenem Athem zu folgen begann, wo er ſich blicken ließ.

Er ſaß in ſeiner Herberge am Fenſter; neben ihm ſpielte die ſorgloſe Euphemia. Durch's Fenſter ſchauend, gewahrte er eine Menge von Menſchen, die nach ihm gafften und deuteten. „Was haben denn die Narren?" dachte er verdrießlich. Da trat ein Mann zu ihm, der

ihn mit beſonderer Scheu begrüßte und aufforderte, ihm zu folgen. — „Wohin?“ — „Zu Sr. hochfürſtlichen Gnaden.“ — „Viele Ehre; ich bin bereit.“ — „Wollt Ihr nicht das Kind mitnehmen?“ — „Wenn ich darf — von Herzen gern.“

Sie wandelten zum Biſchofshof und die Menſchenmenge drängte ſich nach. Raphael fragte verwundert nach der Urſache dieſes überläſtigen Geleits. — Der Führer ſagte mit bänglichem Lächeln: „Ihr könnt ſie wohl Euch denken, fremder Herr.“ — „Wie das?“ — Der Führer ſchwieg; aber die nachfolgende Menge ſprach ſich halblaut aus, bald in Ausrufungen der Verwunderung, bald in halb unterdrückten Verwünſchungen. Raphael verſtand nichts, weder von den einen, noch von den andern, trug Euphemia auf ſeinem Arme und dankte dem Himmel, als endlich das Ziel ſeiner Wanderung erreicht war, und die Leibſchützenwache des Erzbiſchofs zwiſchen ihm und dem verdächtig murmelnden Volke eine Schranke machte.

Dazumal regierte in Salzburg der Erzbiſchof Wolf Dietrich, ein Edler von Raitenau, ein Mann von großem Verſtande, wenn auch von großen Leidenſchaften; aufgeklärt, wenn auch nicht über alle Vorurtheile ſeiner Zeit erhaben: ein Feind des Jeſuitenordens und der baieriſchen Herzoge; ein Freund jedoch der Wiſſenſchaften und der Baukunſt. Sein gerades unpfäffiges Weſen nahm für ihn ein; man wußte auf der Stelle, woran man mit ihm war. — Als Raphael ſich dem auf ſeinem Stuhle ſitzenden Fürſten näherte, auch Miene machte, deſſen Hand zu küſſen, zog der Erzbiſchof dieſelbe zurück und fragte ohne Vorbereitung: „Iſt's wahr, was ich von Dir höre, Fremdling? Biſt Du der ewige Jude?“

Die Frage kam dem Magiſter ſo unerwartet, daß er ſich etwas ſammeln mußte, ehe er eine Antwort verſuchte. Indeſſen redete der Erzbiſchof halblächelnd weiter: „Die

Frage iſt mir Ernſt. Ein Domkaplan, der zu Paris geweſen, verſichert, Dich dort geſehen zu haben, und zwar vor zwanzig Jahren, und zwar in derſelben Geſtalt, die Du noch heute haſt. Du ſeyſt ſchon dazumal die Verwunderung der Welt und als ein großer Chymikus berüchtigt geweſen; Du ſeyſt viele hundert Jahre alt und ſtets derſelbe geblieben, behauptet der fromme Mann, der ſich ſelten irrt. Nun iſt nach unſern Begriffen nur ein Einziger auf Erden, dem ſolch Privilegium der Unwandelbarkeit zuſteht: der ewige Jude. Die ganze Stadt hält Dich dafür. Wofür ich jedoch Dich nehmen ſoll, wünſche ich aus Deinem Munde zu hören."

Raphael verbeugte ſich demüthig und verſetzte: „Wollte Gott, ich wäre der Ahasverus, der Nimmerruhende! So wäre doch endlich einmal das Volk der Welt mit mir im Reinen, und ich müßte nicht allenthalben neue Verhörpein und Verfolgung ausſtehen. Mein Schickſal iſt aber, meine ich, weit ſchlimmer, und ich werde am Beſten thun, meine Geſchichte einem ſo erleuchteten Fürſten unumwunden vorzutragen. Vielleicht erwirbt meine Offenherzigkeit ſowohl mir als dieſem unſchuldiger Kinde den Schutz unſers allergnädigſten Herrn und Erzbiſchofs!"

Wolf Dietrich geſtattete, daß Raphael ihm unter vier Augen ſeinen ganzen Lebenslauf erzählte, und Raphael verſchwieg davon auch nicht ein Jota. Zuvörderſt ſchüttelte der Erzbiſchof ungläubig das Haupt; dann wurde er vertrauter mit den wunderlichen Dingen, die er hörte. Bevor noch Raphael geendigt hatte, war ihm gelungen, ſeines fürſtlichen Zuhörers gänzliches Zutrauen, ja ſeine Zuneigung zu gewinnen.

„Es gibt fürwahr auf unſerer Erde der außerordentlichen Erſcheinungen viele!" ſagte der Erzbiſchof nachdenklich, ſobald er Alles wußte: „Du biſt ein großes Beiſpiel für Alle, die im irdiſchen Behagen das höchſte Glück ſuchen. Beneidet und zugleich gehaßt von der

Menge, die dem Emporragenden nimmer hold iſt, biſt Du ein armer Mann, ein Hiob voll Leiden. Doch muß in Dir ein Schatz von Künſten und Erfahrungen aufgeſpeichert ſeyn, der einem Verſtändigen wohl nützlich, ja eine Goldgrube werden mag. Ich, zum Exempel, dürfte mich verſucht fühlen, davon Gebrauch zu machen, und für Dein verlaſſenes Findelkind, den Fröſchlmoſern zum Trotz, zu ſorgen, wenn Du mir getreulich in meinen wiſſenſchaftlichen Arbeiten beiſtehen wollteſt?" — Raphael gelobte dankerfüllt, was der gütige Erzbiſchof verlangte. — Wolf Dietrich — man ſah ihm an, daß erſt jetzt über ſeine Lippen kam, wornach ſein Herz hauptſächlich verlangte — Wolf Dietrich fragte unerwartet, wie zu Anfang der Audienz: „Verſtehſt Du Dich auf die Kunſt, zukünftige Dinge vorherzuſagen oder auszukundſchaften?" — Dem Magiſter, war ihm ſein eigen und ſeiner Euphemia Loos theuer, blieb keine Wahl. Unerſchrocken erwiederte er. „So weit es Sterbliche vermögen, getraue ich mir's auch." — „Warte einen Augenblick." —

Der Erzbiſchof ging in's Nebengemach, führte bald darauf eine ſchöne, braungelockte Dame in's Zimmer, und ſtellte ſie vor den Magiſter hin, indem er ſprach: „Prüfe ihre Phyſiognomie, prüfe die Linien ihrer Hände, erforſche nach dem Datum ihrer Geburt die Conſtellation, die dazumal am Himmel geherrſcht, und ſage mir, was dieſer Frau dereinſt begegnen wird?" —

Raphael errieth auf der Stelle, daß die Dame, die vor ihm ſtand, die innige Freundin des Erzbiſchofs, die ſchöne Salome Alt ſeyn müſſe, von der er bereits im Lande dies und das gehört hatte. Er unterzog ſich daher mit Geſchwindigkeit den verlangten Operationen, und gab — bevor er die Sterne zu Rathe gezogen — vorläufig das Orakel von ſich: „Sie wird geliebt ſeyn immerdar von einem liebenswerthen Manne; ſie wird die

glückliche Mutter von ſchönen Kindern werden: ihr Glück wird wachſen wie der Mond, ohne zu ſchwinden, wie dieſer; bis zu ihrem ſanften Tode wird ſie eine Fürſtin nicht zu beneiden haben!"

Das roſenrothe Vergnügen malte ſich auf Salome's Antlitz, und der zärtliche Fürſt theilte ihr ſtilles Entzücken. Er rief die kleine Euphemia herein, führte ſie in Salome's Arme, und ſagte zu Raphael: „Dieſe ſoll des Kindes Mutter ſeyn." — Raphael ſank auf ſeine Kniee; der Erzbiſchof hob ihn aber auf, ſeinem Dank entgegnend: „Ei was, ei was! im tollen Frankreich wird das arme kleine Geſchöpf ohnehin nichts mehr zu fiſchen finden; und weil es von der Großmutter her eine Salzburgerin iſt, ſo muß ich wohl ſein Vater ſeyn. Auch Deinen Ludwig werd' ich durch meine Freunde in München kapern und hieher bringen laſſen. Wie Du mir ſagſt, taugt er nicht zum Jeſuiten. Vielleicht bildet er ſich beſſer in meinem Dienſt. Wir wollen mit einander Cabbala treiben, Du alter Jüngling! Wenn wir nicht Elixire aus Perlen und Diamanten erfinden, wollen wir doch Nativität ſtellen und Gold aus Blei kochen. Wer ſich aber noch einmal unterſteht, Dich für den ewigen Juden auszugeben, ſoll im finſtern Kerker büßen."

Der Erzbiſchof hielt in allen Stücken Wort. Dem vorlauten Domkaplan wurde Stillſchweigen auferlegt; einige Lärmmacher, die vom „ewigen Juden" haſelirten, wurden gepeitſcht; und ſo gab's bald wieder Ruhe, und die Salzburger reſpektirten den fremden Mann, obſchon ſie ihn nicht begriffen, und nicht aufhörten, ſich allerlei Fabeln von ihm im Verſtohlenen zu erzählen. Raphael wurde in einigen hellen und wohlverſehenen Stuben auf der Veſte eingelagert; und ſo oft der Erzbiſchof Zeit gewann, ſtieg er zum Schloß empor und laborirte nach Herzensluſt mit ſeinem Chymikus, und zwar an derſelben Stelle, wo vor fünfzig Jahren Pa-

racelſus neben dem Herzog Ernſt mit Retort und Tiegeln ſeine Schwänke getrieben. Wolf Dietrich ließ Euphemia neben ſeinen und der Salome Kinder erziehen, und wußte zu veranlaſſen, daß der gute Ludwig ſeinem bittern Noviziat zu München entrückt wurde, und ohne daß Joachim erfahren hätte, wohin er gerathen, zum Vater Raphael nach Salzburg kam. — Die heftigſte Freude beſeelte Vater und Sohn. Ihre Umarmung ſchien ein heiliges Siegel, das nicht mehr aufgelöst ſeyn wollte. „Mache aus mir, was Du willſt, mein Vater," rief Ludwig: „ich kehre gerne zum Handwerkstiſch und zum Gießofen zurück, wenn ich nur bei Dir bleiben und dem finſtern Welthaß entſagen darf, zu dem mein Bruder mich erziehen wollte. Laß uns nie mehr von Trennung reden, Vater; nie mehr wollen wir von einander ſcheiden. Die Mutter redet oft zu mir vom Himmel nieder: „Verlaſſe Deinen Vater nicht!" Und ſo wie ihre liebliche Stimme, ſo ſpricht mein Herz beſtändig, ſeitdem ich Dich geſehen mit dieſen meinen Augen. Wie ſpät erſt wurde mir dieſes Glück! O laß es dafür immer dauern. Sey für mich ein treuer, offenherziger Führer, und alle Räthſel, womit Dich entweder ein außerordentliches Geſchick oder nur der Wahn der Menſchen bekleidet, kümmern mich nicht!" — Raphael konnte vor Rührung nichts erwiedern, da er ſeinen Sohn alſo reden hörte. Das war Louiſons ächte Stimme; das war ihre Geſinnung, ihre treue Liebe. Helena's Kinder hatten deren Selbſtſucht geerbt; Ludwig ſetzte Louiſons Hingebung fort. Er verſenkte ſich in ſeinem Vater, und wurde nicht müde, ſeine Züge zu betrachten, und zu beklagen, daß in Louiſons dürftigem Haushalt nicht einmal ein armes Konterfei von ihm vorhanden geweſen, um ſchon dem Knaben des verehrten Vaters Geſicht einzuprägen. Da antwortete ihm Raphael mit überſchwänglicher Empfindung, ſeines kurzen, aber reinen Glücks mit Louiſon ge-

denkend: „Ein Bild? ein Bild? Wozu brauchten wir damals ein trocknes Gemälde? Wir beſaßen uns ja ausſchließlich in Fried' und Eintracht, und dachten wahrlich nicht daran, eine todte Gedächtnißtafel unſerer Liebe aufzuſtellen, da ſie warm und jung in uns gelebt! — Aber wie Du ſagſt, mein Sohn: fürder wollen wir uns nicht mehr trennen."

Dieſer glückliche Stillſtand in Raphaels Leben ſchien Anfangs den günſtigſten Einfluß auf ihn zu haben. — Ihm, der müde geworden der Welt, behagte der abgeſonderte Aufenthalt auf der Veſte Hohenſalzburg. Er unterrichtete, um ſich zu zerſtreuen, ſeinen Sohn, und bildete ihn zu einem trefflichen Scheidekünſtler und Apotheker. Wenn er ſich am Abend ein beſonderes Vergnügen machen wollte, beſuchte er ſeine und des Erzbiſchofs Mündel Euphemia, die beſtens erzogen wurde; denn der Erzbiſchof machte, die Vaterpflichten an ſeinen Kindern im vollen Umfang erfüllend, dadurch wieder gut, was er mit dieſen Kindern an Aergerniß in die Welt gebracht hatte. — Raphael mochte ſich zufrieden nennen — — und dennoch war er's weniger von Tag zu Tag. Die Natur bot ihm keinen neuen Reiz mehr; das Weltleben ſtand ihm fern, wie die Poeſie; die Manipulation der Metalle erzeugte in ihm den Nervenreiz des Geizes, womit ſie gewöhnlich das Alter verfolgt. Das Goldmachen gelang indeſſen nicht. Der ungeſchickte Alchymiſt folterte ſich am Herde Tag und Nacht; umſonſt. — Demungeachtet lachte der Erzbiſchof nur über ſeine dringenden Verſuche, und ſtudirte lieber in den Sternen. Auch von dem Elixir aus Diamanten wollte er nichts wiſſen, obſchon ihm Raphael, ſeine fixe Idee wieder hervorholend, oft zu deſſen Bereitung gerathen hatte. „Nein, nein," ſagte Wolf Dietrich mit geradem Sinne: „Das wollen wir fein bleiben laſſen, mein Alter. Die Juwelen ſtehen dem braunen Haar oder dem weißen Buſen meiner Salome viel zierlicher an, als

dieſen rußigen Tiegeln, und Dein Beiſpiel macht nicht viel Luſt, ihm zu folgen. Müde ſeyn des Lebens, und dennoch leben müſſen; ... der troſtloſen und magern Jahre ſo viele ausſtehen, bevor endlich von weitem ein paar fette, aber kurze Jahre am Horizont erſcheinen ...? nein, nein; laſſen wir's, bis wir das zweite Arkanum finden: was nothwendig dem erſten den eigentlichen Werth verleiht: das Mittel, am Leben ewig Freude zu behalten."

Darob grämte ſich Raphael. Er fühlte wohl, daß er mürriſch, eigenwillig, im Denken und Erfinden unfruchtbar geworden war; er wollte es jedoch nicht merken laſſen, und zitterte vor der Ungnade des Erzbiſchofs. Manchmal ertappte er ſich ſogar auf einem mißgünſtigen Gedanken, wenn er bemerken mußte, daß Wolf Dietrich hin und wieder lieber mit dem Ludwig laborirte. Raphael zürnte mit ſich ſelber; doch blieb's dabei. Sein Körper handelte rüſtig und jung; aber die ſchaffende Kraft im Marke litt zum Schaden ſeines Charakters. Deßhalb wurde er ſtets einſylbiger; und nur die Treue ſeines Sohnes, die ſich nie verleugnete, ſo wie die Scherze der heranwachſenden Euphemia hatten die Macht, ihn vor gänzlichem Ueberdruß zu retten.

Eines Tags ſprach der Erzbiſchof zu ihm: „Du biſt jetzo einige Jahre ſtill geſeſſen, Freund. Dir, dem Weltfahrer, thut die Ruhe nicht immer gut. Du verſauerſt auf meiner Felſenburg. Ich will darum neues Oel in Deine Lampe gießen. Da haſt Du Briefe an den gelehrten Tycho de Brahe und mehrere ſeiner Freunde und Schüler; an den trefflichen Baco von Vernlam in England; an den tiefen Denker Galilei in Italien, dem ich als Freund der Wiſſenſchaft von Herzen hold bin, wenn ihn gleich die Kirche nicht als ihren beſten Sohn belobt. — Hier haſt Du zugleich eine weitläufige Inſtruktion über die Fragen, die Du mit jenen Männern in meinem Namen abzuhandeln haben wirſt. Drei Jahre gebe ich Dir als Reiſezeit, zum Gefähr-

ten Deinen Sohn, den dieſe Reiſe völlig ausbilden mag. Während ich zum Reichstag gehe und lang verſäumten Regierungsgeſchäften obliege, geh' Du und beſtelle meine Briefe und Quäſtionen. Sage den gelehrten Herren, daß ich lieber an Deiner Stelle wäre, als an der meinigen, und kehre froh und erheitert zu mir zurück. Ich wünſche Dir nicht das Leben, Du haſt es ſchon im Uebermaße; — ich wünſche Dir Lebensfreude!" —

Raphael gehorchte ohne Luſt; Ludwig ging aber mit Freuden. Ihm war die Welt ſo neu; dem Vater war ſie farblos, abgeſtorben. Doch genoß auch er noch einiges Vergnügen im Wiederſchein der Freude ſeines Sohns. Sie ließen ſich Muße und Weile auf ihrer Fahrt. Die Tage vergehen ſchnell auf langſamen Reiſen. Es lag ſchon eine geraume Zeit hinter ihnen, als ſie endlich, nachdem ſie Italien, Ungarn, Böhmen, Dänemark und England geſehen, von dem brittiſchen Ufer abſtießen, um das franzöſiſche, Ludwigs Geburtsland, zu erreichen. Ihr Schiff war indeſſen einem launenhaften Thiere zu vergleichen, das nicht gern den Zügel duldet. Es ſegelte nicht gut; ſeine Mannſchaft war nicht die beſte. Zum Unglück ſtand ein Sturm auf, der es weit hinaus, in der ſpaniſchen Küſte Bereich, ſchleuderte, und unfern von derſelben auf ein Felſenriff trieb, daß es barſt, umgeben von fürchterlicher Brandung. Immer höher quoll die Fluth im Schiff; immer höher glimmten die Matroſen, bis der Maſt ſich niederlegte und das ganze Gebäude aus allen Fugen wich. Raphael und Ludwig hielten ſich eng umarmt, den Tod im Auge. „Ich ſeh' ihn kommen mit Freuden!" ſprach Raphael; „aber Du, mein Lieber, ſollteſt noch nicht ſterben!" — — „Das werd' ich nicht, weil ich Dich retten will, ſo mir Gott hilft," verſetzte der Sohn; und in der nächſten Minute deckte ſie der grimme Wogenſchaum. Raphael, der ſeine zweite Euphemia, die der Rhein verſchlungen, in der Woge zu ſehen glaubte, die daher fuhr, hoch aufgerichtet,

wie eine Rieſengeſtalt in wehenden Gewändern, war mit dem Schrei: „Sie kommt, um mich zu holen!“ in's naſſe Grab geſunken. Aber die ſtarken Schultern des Sohns tauchten unter ihm auf, und trugen ihn ſicher durch den Wellenſturm. Indeſſen, eine gute Strecke noch vom Ufer verſagten Ludwigs Kräfte oder der Meergeiſter Mitleid, und eine landwärts ſtürmende Fluth riß den Vater hinan, drückte den Sohn hinunter, und warf den Erſtern wie im Bogen über ſcharfe Kanten und tolle Strudel auf einen weichen Sandabhang an einer ſtillen Bucht. — Er öffnete die Augen, und ſchloß ſie wieder vor dem Ingrimm des Meers und vor dem Anblick vorüberſchaukelnder Leichen. „Mein Sohn!“ wimmerte er: „auch dieſes Elend, dieſes höchſte und letzte von allen, mußte ich erleben?“ — Glühende Thränen floſſen in den kühlen Sand. Da wälzte eine gebrochene Welle einen Gegenſtand heran — keine Leiche — und legte ihre Laſt neben Raphael nieder. Er erkannte mit Grauſen die Flaſche des Paracelſus. — Die Erbitterung, die ſich ſeiner bei dieſem Anblick bemeiſterte, überwand für einen Moment ſeine Wehmuth, und er ſtreckte ſich hoch empor, und rief zum grauen Himmel auf: „Tückiſches Schickſal, du erzgepanzerte Macht ohne Barmherzigkeit! Mußt du mich noch mit dem entſetzlichſten Spott verfolgen? Welche Strömungen, welche unterirdiſche Kanäle hat etwa dieſe Höllenflaſche durchſchiffen müſſen, um hieher zu gelangen, um mich zu äffen in der ſchwerſten Stunde? Die Unſterblichkeit wiederfinden in der Stunde, da meines Lebens Kern, mein Sohn, im Meere ſchwimmt, eine blaſſe Leiche? Fahre hin in den Pfuhl des Verderbens, woraus Du entſprungen!“ Mit dieſen Worten ſendete er gewaltigen Wurfs die Flaſche zurück in den wildeſten Brodel der Brandung. Und er lief weit hinaus an die Klippen, um ſich ſelber zu opfern den grollenden Geiſtern; aber allenthalben kamen die Wellen gegen ihn an mit abwehrender Gewalt, und ihr Gebrüll klang: „Zurück! Du

biſt nicht unſer!" Und der Wind pfiff den Ohnmächtigen aus, und vom Grunde des ſchäumenden Meers reckte ſich eine ſchwarze Rieſenfauſt, gleich Mephiſtopheles, empor, und ſchleuderte die Flaſche des Paracelſus abermals neben Raphael auf den Sand. — Dieſes ſchauend, ſagte er mit dem Hohn der Verzweiflung: „So gehör' ich denn unrettbar der Hölle an, und ich will mich nicht länger ſträuben, ihr Fauſtpfand wieder an mich zu nehmen! Doch ſoll noch vermaledeiter, als mein Geſchick, der Tropfen ſeyn, den ich ferner aus dieſer Flaſche koſte. Ich will mich vom Leide nähren, bis endlich mein Leib in Staub zerfällt, oder bis Mephiſtophel mich abzuholen kömmt. Ich will nichts mehr kennen, als den ewigen Schmerz!"

Ein portugieſiſches Schiff nahm den Verunglückten bald auf, und er floh mit demſelben davon, das alte Europa zu umſchiffen, und ſeinen Erinnerungen zu entlaufen. An ſeiner Statt ſchwamm nur ein Abſchiedsſchreiben dem Erzbiſchof zu. — Bald unterſuchte er die Flaſche; das Siegel war noch unverletzt. Die Flaſche war alſo noch nicht in die Hände eines neugierigen Fiſchers gefallen, der wie jener im arabiſchen Mährchen vorwitzig genug geweſen, die Salomoniſchen Geiſter in Freiheit zu ſetzen. Seegras hatte ſich korbähnlich um die Phiole geſchlungen; in dem ſonderbaren Nixengeflechte hing, wie angefädelt, ein ſchwerer goldener Ring mit Heiligenbild und Wappen; einer von denen, womit die venetianiſchen Herzoge ſich dem Meere zu vermählen pflegten. Dieſe räthſelhafte Begegnung zweier Dinge, die von entlegenen Enden Europa's ſich zuſammengefunden hatten, war ehrfurchtgebietend. Raphael zerſtörte nicht das Werk der Künſtler tief im Meere. Aber fliehend von Land zu Land, verkaufte er an Thoren und Verſtändige vom Necktar ſeiner Flaſche, Schätze ſammelnd, Schätze verſchwendend. Er verlängerte europäiſchen Geizhälſen, arabiſchen Schwärmern, perſiſchen Tyrannen das Leben

zum Hohn der Erben, der Vernunft, der Menſchlichkeit. Mit dem Beſitz der Flaſche, deren Inhalt ſich wunderbarerweiſe nur ſehr langſam verringerte, ſchien abermals etwas vom Schwarzen in Raphaels ehrliche Haut gefahren zu ſeyn, und er trieb ſich unſtät durch die Welt, gejagt von der geſpenſtigen Vorſtellung des armſeligen Todes ſeines geliebten Ludwigs.

Und dennoch war dieſe Vorſtellung nur ein Geſpenſt. Nach manchem Jahre einmal wieder heimwärts denkend und ſchiffend, fand Raphael auf einer Inſel des Archipelagus einen alten Brief des Erzbiſchofs vor, der zu ſeinen ſtaunenden Augen Folgendes ſprach: „Wo bis Du, Ahasverus, der eitle Epiſteln voll von eiteln Schmerzen ausſendet, ohne einen Troſtbrief irgendwo abzuwarten? „Haſt Du Deine Pflichten gegen uns vergeſſen und zugleich Dein Kind Euphemia, weil Du wahnwitzig in „der Welt umherſteuerſt, einem Schatten auf der Ferſe? „Und dennoch iſt daheim verkörpert, was Dir aller Lebensfreuden Inbegriff zu verſchaffen vermag. Ludwig „iſt nicht eine Speiſe der Fiſche geworden. Nicht weit „von eurem Schiffbruchfelſen hat ihn ein Pirat an Bord „gezogen. Es hat lange gedauert, bis er dem Seeräuber „entrinnen mochte, doch iſt es ihm endlich geglückt, und „ſeine Heimfahrt hat der Herr geſegnet. Leider jedoch fand „er nicht Dich, ſein Alles, in der Heimath, und meine „Gnade erſetzte ihm nicht Deine Liebe. Mache alſo, ungeſtümer, jungköpfiger Alter, daß er wieder lebe, wie „ein warmblütiger Menſch, und nicht wie eine Pflanze. „Komme, komme, komme zurück.“

In dem „Gottlob!“ das Raphael ſtammelte, lag ein langer Freudenpſalm, in dem bethränten Blick, den er zum Himmel ſendete, ein Flehen ohne Ende, daß ihm vergeben werde die Verwünſchung, die ſeinem Munde an jenem Tage des Schiffbruchs entſchlüpft war. Die Zeit allein, die lange Zeit ſeines Schwärmens in der Welt,

dauerte ihn; aber kein Bedauern bringt die verlorene je zurück. — Von Stund an war ihm zudem das Schickſal wieder günſtig. Ein Schiff fand ſich wie auf Befehl zur Hand, ſein Steuer wurde von der Fortuna ſelbſt gelenkt, kein Unfall wehrte der eiligſten Reiſe. Binnen wenigen Wochen lag Raphael in ſeines Sohnes, in Euphemia's Armen, und zu den Füßen des gnädigſten Fürſten, der des alten Jünglings Landſtreichereien verzieh, und dem der Heimkehrende als ein Geſchenk ſeiner tiefſten Dankbarkeit die wunderbare Flaſche mit dem Elixir, und mit dem Ringe des Dogen überreichte.

Statt, wie er gewöhnlich zu thun im Brauch hatte, das Geſchenk zu verweigern, weil, wie er ſagte, einem Fürſten anſtändiger ſey zu geben, als zu nehmen, empfing der Erzbiſchof mit froh aufglänzenden Augen die Gaben, löste ſchnell den Dogenring davon, ſchob ihn an ſeinen Finger, und ſagte — Raphael nicht nur aufhebend, ſondern faſt brüderlich umarmend: „Geſegnet ſeyſt Du und bedankt von Herzen. Nimm dieſe Flaſche hin, die ich nicht brauchen mag, da nicht ein langes Leben das Glück, wohl aber einzig nur ein langes Glück das Leben iſt. Den Ring behalte ich jedoch, und ſchließe Dich damit an mein Herz bis an mein Ende. Ich bin glücklich, ich bin reich; theile mit mir den Reichthum und die Freude. Ein großer Zeichendeuter hat mir in Regensburg vorausgeſagt: „es werde ein Mann zu mir kommen, mir einen ſeltnen Ring zum Geſchenk zu überreichen, und an dem Ringe klebe meine Fortuna; ſo lange zwar, als der Mann leben und in meiner Nähe verweilen werde.“ Nun kommſt Du, und mit Dir der ſeltenſte aller Ringe, den das Meer nach vielen Jahren ſo weit von Venedig ausgeſpieen hat! Laß mich daher ſowohl Dich als die Deinen mit Lieb und Ehren in meinem Kreiſe feſthalten. Indem ich euch mit Glanz und mit Frieden umgebe, baue ich meines eigenen Glücks Pyramide, und es wird ſich auf meine Kinder und

Enkel vererben, weil Du, o ſeltner Mann im Schöpfungsraum, mich lange, lange überleben wirſt, und weil nur mit Dir der wohlthätige Zauber zu Grabe geht!“

Neuntes Kapitel.

Das Ende.

Der Erzbiſchof war nicht der Mann, eine Sache halb zu thun. Er hatte unlängſt auf dem Flecke, wo noch heute das Schloß Mirabella zu ſehen, ein Luſtſchloß erbaut, das er nach ſeiner Liebſten Namen „Altenau“ geheißen. In jenem fürſtlichen Gebäude war alles vereint, wodurch das Leben bequem gemacht werden kann. Bewohnte gleich die ſchöne Salome mit ihren Kindern die reichſten Gemächer daſelbſt, ſo blieb doch noch eine Reihe von heitern Zimmern übrig, wohin der Erzbiſchof den Raphael verſetzte, deſſen Wohlſeyn er abergläubiſch zu überwachen ſich vorgenommen hatte. Die Einrichtung, die der fürſtliche Freund ſeinem Liebling ſchenkte, war für jene Zeiten prunkvoll, und nichts mangelte daran. Sogar die Hausfrau, die Alles im Hauſe ordnet und erhält, fehlte nicht. Euphemia war zur Jungfrau herangeblüht, und ſtand, im Schmuck hoher Liebenswürdigkeit, dem Hausweſen ihres Adoptiv-Vaters vor. Die Lehrer des Mädchens und die Sorge der ſchönen Salome, deren Geiſt mit den Reizen ihres Körpers an Vollendung wetteiferte, hatten ein Meiſterſtück an Euphemia gemacht.

Kaum hatte Raphael ſich in ſeine neue Lage, die ihn unabhängig und reich machte, eingewöhnt, als er ſeine Kinder zu muſtern begann. Euphemia hatte ſeinen Beifall. Raphaels Eitelkeit that ſich auf die Erhaltung dieſes Prachtgeſchöpfes etwas zu Gute. Weit höher ſchlug dieſe Eitelkeit indeſſen die Exiſtenz des Sohnes an. Ludwig ſtand eben in den Jahren, die Raphael gehabt, als er Salzburg zum erſtenmale verlaſſen hatte. Er war in Geſtalt, Geſicht und allem Weſen ſeinem Vater vollkommen ähnlich geworden. Wenn er hin und wieder eines der Gewänder Raphaels anlegte, war er nicht von dem Letztern zu unterſcheiden. Soviel, was das Aeußere anbelangt. Im Innern war er weich und zärtlich, wie Louiſon; für's Edle begeiſtert, wie die unverdorbene Jugend zu ſeyn pflegt, und was er liebte, verehrte er zugleich, wie den Tempel des Herrn. Er war recht geſchickt worden in der Kenntniß von vielen Gewerben, im Forſtweſen, in der Hüttenkunde; ein fleißiger Diener des Erzbiſchofs, der ihn oft in's Gebirge verſendete, um Beobachtungen anzuſtellen, oder Einrichtungen zu machen, deren Betrieb ihn manchmal viele Monate von der Hauptſtadt entfernt hielt. Seine eigentliche Wohnung war auf Hohenſalzburg verblieben; aber ſobald er dort anweſend, verging kein Tag, wo er nicht gen Altenau zum Vater, gleichwie zu Hofe gekommen wäre, um nach ſeinen Befehlen zu fragen, und zu ſehen, ob es ihm wohl erging. Gegen Euphemia war er freundlich und gefällig, gegen den Vater voll von Liebe und Gehorſam.

Raphael wünſchte ſich Glück zu den beiden Weſen, die ſich plötzlich, ſo wohl vollendet, an ihn ſchloſſen, die ihn mit Sorgfalt umgaben, denen ſeine Worte ein Orakel, ſeine leiſeſten Wünſche gemeſſene Befehle waren. Sein unruhiger Geiſt blieb haften an einem heitern Daſeyn, wie er's nie geahnt hatte. Er gewöhnte ſich an eine gewiſſe Stabilität; er raſtete, gleichſam für immer, in dem

ſchönen Hauſe, in der behaglichen Muße eines reichen Selbſtherrn; er verwuchs ſo viel als möglich mit den Wänden, mit den Geräthen, mit Garten, Hof und Feld, als wären ſie ſeine Heimath geweſen immerdar. Dann und wann zog freilich einen ſchwarzen Faden durch das Silbergewebe ſeiner Beſchau-Freude der Gedanke: „Dieſes Alles, was dich umgibt, iſt ſo ſchön, iſt ſo gediegen, ſo feſt gegründet: ein Paradies, welches ganz ſo ausſieht, als würdeſt Du es bis zu Deinem Ende beſitzen! Und dennoch iſt dem nicht alſo. All dieſes Glück wird, ſo wie vordem jedes andere, in Deinen Händen zergehen; Du wirſt den Einſturz dieſes Schloſſes, den Heimgang Derjenigen, die darinnen walten und von denen du ſo heiß geliebt wirſt, mit Deinen leiblichen Augen anſehen. All dieſes Glück — ja, ja — wird ein Ende haben; Du wirſt etwa nackt und bloß den Ort Deines Reichthums verlaſſen müſſen, um von Neuem die Welt zu durchſtreifen, ohne Stätte, ohne Freund, auf einer Straße, die ſich mit den Leichenſteinen Deiner Theuern pflaſtert, während Du verdammt biſt, zu leben.“

Wenn derlei Vorgefühle den Magiſter plagten, liebte er, in ſein Bücher- und Kunſtzimmer zu treten, und mit finſtern Blicken die Phiole der Lebenseſſenz zu beſchauen, welche dort in einem ſchönen altmodiſchen Schranke aufgeſtellt worden war. Oft, wenn er ſich der Vergangenheit, die jenes Elixir ihm bereitet, recht ſchwarz und bitter erinnert hatte, war er in Verſuchung geweſen, die Flaſche ohne Gnade zu zerſtören; aber ſtets hatte eine leiſe Abneigung vor dem Zerſtörungsprojekt die Oberhand in ihm behalten, und die Flaſche gerettet. Raphael hatte ſich begnügt, deren Aufſchrift zu ändern. Die „Geiſter Salomonis“ hatte er entfernt, und „ſchärfſtes Gift“ auf den Deckel geſchrieben. Außer ihm wußte niemand als der Erzbiſchof um die wahre Beſchaffenheit des Elixirs. Niemand, außer Raphael und Euphemia,

beſaß den Schlüſſel zu der Bücherſtube, und die Letztere, obſchon nach Pflicht und Brauch der Hauswirthin öfters den Staub von Büchern, Flaſchen und Büchſen fegend, verrichtete dieſes Geſchäft mit ſcheuer Hand an der Phiole des Diamanten-Elixirs, und hielt ſich nie lange bei dem „ſchärfſten Gifte“ auf.

In einer der obgedachten Stunden der Selbſtplage hielt Raphael einſt das alte Glas in Händen, und öffnete den Deckel, und löste den griechiſchen Gebrauchszettel ab. Er that es, ohne eigentlich davon recht zu wiſſen, und, ſo wie das morſche Blatt entfaltet vor ihm lag, beſann er ſich erſt auf deſſen Inhalt, und die feierliche Nacht, in welcher er zum erſtenmale die Schrift entziffert hatte. — Jetzo, im Strahl der Sonne, las er ſie noch einmal durch. Und als er zur Stelle kam, wo es heißt: „Nicht rathſam iſt ferner, daß „nach einem „zurückgelegten Jahrhundert der Mann noch einmal ſich „beweibe ... die Kräfte des Elixirs würden alsdann „dem ſinkenden Haus der Sterne folgen ...“ da ſtützte er den Kopf in beide Hände, und dachte lange nach, wie ein Sclave, der von Ferne eine Möglichkeit ahnt, ſeiner Feſſeln los zu werden. Dann nahm er den Kalender zur Hand, und berechnete die Dauer ſeines langen Lebens. Er ſtand auf der Grenze des Säculums. „Sollte mich eine dritte Ehe von dem Daſeyn befreien können, das mir nur Leiden und Verlaſſenheit bringt, ſtatt der Vortheile, mit denen ich mir geſchmeichelt hatte?“ fragte er ſich, und dieſe neue Vorſtellung lächelte ihm lieblicher als je eine Braut gethan. — „Noch einmal meine Stirne mit vergänglichen Myrthen bekrönen?“ fragte er ſich weiter: „Warum nicht, wenn in der That daraus die Cypreſſe aufginge, die meinen erſehnten Grabhügel freundlich beſchattete? — Da fielen ihm ſeine Kinder ein und zur dritten Frage ging er über: „Wäre es wohlgethan, zwiſchen mich und die Kinder, denen ich Alles

verdanke, und denen Alles gehören ſoll, was ich beſitze, eine Fremde zu ſtellen, deren Sprößlinge meinem Ludwig und meiner Pflegetochter verkümmern würden, was ihnen gebührt? Wenn ſich auch die Kinder Helena's auf ewig von meinem Herzen losgeriſſen haben... nun, es iſt ihre eigene Schuld ... verdienen denn, die mir treu geblieben, daß ich ſie beraube, ſowohl meiner Liebe, als ihres Erbtheils, um einer Fremden willen? Soll ich noch einmal meine Seele einem Weibe hingeben, um gegen meine Lebensengel gleichgültiger zu werden?"

Seitdem er die Flaſche des Elixirs in ſeinen Händen gehalten, war abermals ein unheimlicher Zwieſpalt in ſeine Bruſt eingedrungen. Ein unbeſtimmtes Verlangen nach umgeſtalteten Verhältniſſen hatte ſich ſeiner beinahe völlig bemächtigt. Nur mühſam wurde ſein Verſtand über dieſe ſinnlichen Regungen Meiſter. Raphael zog ſich aus der Nähe des „ſchärfſten Gifts" in die tiefſte Einſamkeit zurück. Louiſons Andenken, und alle frommen Vorſätze ſeines Lebens beharrlich in ſein Gedächtniß zurückrufend, fand er den Muth, ſeines Herzens Zuſtand und die Forderungen ſeiner Sinne zu prüfen. Er zergliederte ſein Innerſtes, und fand darinnen, wenn auch mit Schrecken, eine vollendete Dürftigkeit an Liebe für Alles, was die Welt, ſeine Lieblingskinder ausgenommen, ihm darzubieten im Stande war. Seine gealterte Phantaſie verſuchte, das Bild eines weiblichen Weſens zu malen, es mit allen Tugenden und jeglicher Hingebung, die das Weib zieren, auszuſchmücken. Dagegen hielt er die Trockenheit ſeiner Gefühle, ſeine Ohnmacht, auch nur zu erkünſteln die warmen Empfindungen, die ſo beſeligend aus jungen Gemüthern in das Erdenleben dringen. Er mußte ſich bekennen, daß er unfähig geworden, ſeine Selbſtſucht zu verläugnen, um irgend einem fremden Weibe Liebe für Liebe zu geben. Eine Louiſon, eine Euphemia war

für ihn nicht mehr vorhanden! — Und demungeachtet — da er, wie in ſeliger Zerſtreuung, ſpielte mit den Namen der Frauen, die er einſt innig geliebt, — blieb in ſeinen Gedanken der Name „Euphemia“ hell und erregend ſtehen, und bald konnte er ſich nicht mehr von ihm abwenden.

Da begann er ſeiner Pflegetochter Wirken auf's Genauſte zu beobachten. Ihre Anmuth, der Reiz ihres Umgangs, die Sorglichkeit, womit ſie alle Geſchäfte der Hausfrau verrichtete, ihr unabläßiges Bemühen, des Vaters Zufriedenheit zu verdienen, und jede Stunde des Tages für ihn mit irgend einem Blümchen unveränderlicher Zuneigung zu verzieren, feſſelten ſeine Aufmerkſamkeit, und ſogar ſeine Bewunderung. Euphemia's glänzendes Auge ſagte ihm ſtets: „Ich gehöre Dein!“ ihr Mund war nicht ein ſpröder, ſondern ein freigebiger Dolmetſcher ihrer Augen: ihr Gehorſam, ihre Ergebung in jede Laune Raphaels war ohne Schranken. Euphemia, ſo jung und Freude findend an der Welt, wich nicht aus ihres Hauſes Räumen, weil Raphael, ſelbſt ein Einſiedler, ihre Geſellſchaft ungern vermißte; Euphemia, die, wie immer die Jugend, gern dem Wechſel hold war, wo es galt, Verjährtes mit dem, was die neue Zeit bringt, zu vertauſchen, fügte ſich ſogar in die eigenſinnige Grille des Vaters, der nur alte Formen und Dinge um ſich verſammelt zu ſehen wünſchte. Er liebte, wie Greiſe thun, die Geräthſchaften, die in ſeiner Jugend Mode geweſen waren; Euphemia trug Sorge, daß ſeine Gemächer nur mit ſolchen verſehen wurden. Er hing mit kindiſcher Hartnäckigkeit an der Tracht der alten Zeiten, und wollte dieſelbe und keine andere an ſeiner Tochter ſehen; Euphemia fertigte ihm bereitwillig die Gewänder nach dem Schnitt, den er bevorzugte, und kleidete ſich ſelbſt, wie etwa ihre Großmutter gethan hatte; belud ſich mit ſchwerem Schmuck, wenn Raphael

es verlangte, ordnete ihre Haare nach ſeinem Gefallen. Keine Sitte, die dem Magiſter von Alters her anklebte, wurde von Euphemien unberückſichtigt gelaſſen. Wer ihren Haushalt und Raphaels Lebensordnung beobachtete, glaubte ſich in die Zeiten Karls des Fünften verſetzt, und doch ſaß Rudolph der Zweite auf dem Kaiſerthrone, und der unſelige dreißigjährige Krieg bereitete ſich vor. — Alles that jedoch Euphemia mit Freuden; denn ſo wie ſie als kleines Kind den Mann, der ſie in ſeinen Schutz genommen, ſchwärmeriſch verehrt hatte, ſo hielt ſie jetzt mit Aengſtlichkeit darauf, ihm jegliches, was ihm fehlte, zu erſetzen, um den leiſeſten Schatten des Mißfallens von ſeiner Stirne zu ſcheuchen.

Das Endergebniß aller Beobachtungen Raphaels war, daß Niemand mehr als Euphemia verdiene, mit ſeiner Hand beſchenkt zu werden. Er betrachtete die Jungfrau ſo unumſchränkt als ſein wohlerworbenes Eigenthum, als einen ihm allein gehörigen Schatz, daß er ſich wunderte, wie der Gedanke, ſich mit ihr zu verbinden, ihm nicht ſchon früher begegnet war. Nachdem er Alles noch einmal überlegt, aber freilich nur nach der Weiſe der Selbſtſüchtler, die nichts anerkennen, als ihr eigen Wohlbefinden und ihre Wüllkür, endigte er mit den an ſich ſelbſt gerichteten Worten: „So ſey's beſchloſſen. Da mir die Schuppen von den Augen gefallen ſind, will ich nicht zögern. Weg, von dannen, ihr leiſen Vorwürfe und Mahnungen eines mürriſchen Gewiſſens! Will ich denn der Sinnlichkeit fröhnen, indem ich die Holde zu meiner Gattin mache? Will ich nicht vielmehr den Tod ſelbſt mir antrauen laſſen in der Geſtalt eines ſchönen Mädchens? Lieblich wird er ſeyn, der Tod; aber ich habe einen ſolchen wohl verdient durch hundert wechſel- und leidenvolle Jahre. Niemand auf Erden, ſogar der fromme Ludwig nicht, verſteht mich ſo ganz, wie Euphemia. Ich will ihr Gelegenheit geben, ihre Zärtlichkeit noch zu ſteigern, und ihre weichen Hände ſollen mir die Augen zudrücken. Sterben, ſterben! endlich

ſterben ... o welch eine Beruhigung liegt in dieſer Erwartung! Alle Hoffnungen, die ich noch hegen darf, werden ſich auf dieſe Weiſe erfüllen. Ich werde mich nicht denen entfremden, die mir treu anhängen. Was ich habe, die Früchte der Gnade meines Fürſten und meiner marktſchreieriſchen Wanderungen, werden in die rechten Hände vertheilt werden. Ich darf mir wohl gönnen, daß des Lebens Luſt mich zu den Pforten des ſeligen Todes geleite, und daß eine Euphemia mich zuletzt beglücke, mich, den zwei Euphemien an den Rand der troſtloſeſten Verzweiflung gebracht hatten." Vor dem Spiegel hingehend, betrachtete ſich der Eitle mit Wohlgefallen, indem er ſchmunzelte: „Bin noch ein ſtattlicher Bräutigam; ſie hat ſich meiner wahrlich nicht zu ſchämen. Mag alsdann das unerbittliche Alter einbrechen,... mit Freuden werd' ich's kommen ſehen, und Euphemia's Liebe wird dadurch um nichts verringert werden."

Seiner Zuverſicht voll, 'ging er zu dem Mädchen. Er fand daſſelbe betend. Euphemia unterbrach ſich gleich, und empfing den Vater, wie gewöhnlich, als eine liebevolle Tochter. — „Für wen haſt Du gebetet, mein frommes Kind?" fragte Raphael lächelnd. — „Es galt dem Bruder Ludwig, antwortete ſie mit ſchwachem Erröthen; „er iſt, wie Du weißt vor mehreren Tagen in's Gebirg verſchickt worden, um einen Schacht zu unterſuchen, der ſchon ſeit mehreren Tagen brannte. Der Himmel gebe, daß dem Bruder kein Unglück widerfahre." — „Sorge nicht; er hat Glück und Stern." — „Ich habe Vertrauen zu ihm und ſeinem Glück, lieber Vater, aber Du weißt noch nicht, daß in der vergangenen Nacht die Mutter bei mir geweſen iſt, und mir einen herben Schmerz vorhergeſagt hat?" — „Du närriſches Mädchen! dauern die Geſpenſterbeſuche, die des Kindes Schlaf belebten, auch noch in den Träumen der Jungfrau fort? Nein, nein, fürchte nichts. Es galt ja hier nur ein Scheiden

für wenige Tage. Laß uns trauern um die Todten, nicht um die Lebendigen. Bemeiſtere Deiner Empfindung Heftigkeit. Was bliebe Dir zu thun übrig, wenn ich, Dein Vater, den Du liebſt ... nicht wahr, Du liebſt mich, Euphemia?" — „Höher ehr' ich Dich, als meiner leiblichen Eltern Gedächtniß?" betheuerte Euphemia ſchnell, die Hand auf's Herz gelegt. — „Nun ... wenn ich, Dein Vater, einſt zur Grube fahre ... was wirſt Du alsdann beginnen?" — Euphemia erſchrack, doch faßte ſie ſich augenblicklich, ſchaute den Magiſter lächelnd an und entgegnete: Du ſcherzeſt. Du, zur Grube gehen? Seh' ich Dich ſo vor mir in Deiner wunderbaren Wohlgeſtaltung, ſo kann ich gar nicht glauben, daß jemals dem Tod ein Recht auf Dich zuſtehen werde." — „Thorheit, Euphemia. Die außerordentliche Gnade, die mir der Himmel mit dieſem Schein der Jugend verliehen hat, muß auch ein Ende nehmen, wie Alles. Ich bin wohl älter, als Du meinſt. Ich hab' im Leben viel ausgeſtanden. Meine letzten Reiſen ..." — „Ach, Vater," unterbrach ihn Euphemia bang: „wenn Du wüßteſt, was ich während Deiner Abweſenheit gelitten habe! und kaum hatten wir ein Zeichen Deines Lebens in Händen, als daſſelbe uns auch ſchon den Tod des Bruders ankündigte. Welch' eine böſe Zeit! Doch hab' ich dazumal mehr um Dich, als um den Bruder geweint; wiewohl, als er zurück kam, und ich ihn eigentlich erſt kennen lernte, mein Glück außerordentlich zu nennen geweſen iſt." — „Laß ſie dahin ſeyn, jene Zeiten. Laß uns ſprechen von denen, die da kommen werden. Ich habe alſo viel ausgeſtanden, und mir wäre nicht zu verübeln, wenn ich ſuchte, den Reſt meines Daſeyns ſo angenehm zu geſtalten, als immer in meinen Kräften ſteht?" — „Gewiß nicht lieber Vater. Was Deiner Kinder Streben dazu beitragen kann, ſoll geſchehen. Ich gebe in Ludwigs Namen die Verſicherung, ... und

was mich betrifft, ſo weißt Du ...“ — „Ich habe den Entſchluß gefaßt, Euphemia ... neuerdings zur Ehe zu ſchreiten.“ — Betroffen fuhr das Mädchen zurück. „Iſt das Dein Ernſt?“ fragte ſie nach einer Pauſe wehmüthig. — „Mein völliger Ernſt. Wie ſehr ich meiner Kinder Bemühungen um mich bewundern muß, ſo fehlt mir doch die innigſt vertraute Gefährtin, deren Anhänglichkeit höher anzuſchlagen iſt, als ſelbſt der ergebenſten Tochter Sorgfalt.“ — Da weinte Euphemia plötzlich und faſt unaufhaltſam, und ſie brach in die Worte aus: „O thue das nicht geliebter Vater! Ich weiß nicht, warum mir eigentlich zu Sinne wird, als müßte mein Herz brechen, aber thue das nicht, bitte ich in Ludwigs Namen und im meinigen ...“ — „Warum denn nicht? Warum die Thränen und der ungemeſſene Schmerz, Euphemia?“ — „Du wirſt uns, Deinen Kindern, nicht mehr hold ſeyn, ſo wie ehemals; meine Dienſte werden Dir nicht mehr gefallen ... ach, ich muß ſehr ungeſchickt geweſen ſeyn, ſehr arm an Verehrung für Dich, weil Du meiner nicht mehr bedürfen, weil Du unſerer Zärtlichkeit entſagen willſt, um ... ach Vater, thue das nicht!“ —

Beängſtigt, aber zugleich überaus geſchmeichelt von Euphemia's Kummer nahm Raphael ſie in die Arme, und ſagte ihr mit eitlem Selbſtvertrauen, in der Abſicht, ſie zu tröſten: „Stille Deine Thränen, deren Urſprung ich kenne und Dir offenbaren will. Mein Kind, mir blieb nicht verborgen, wie überſchwenglich Du mir zugethan biſt. Deinem ſtillen Weſen zum Trotz hab' ich die geheimſten Falten Deines Herzens ergründet. Was Dich beſeelt, iſt mehr als die Zuneigung einer Tochter zu ihrem Vater. In Deinem ſcharf ausgeſprochenen Widerwillen gegen eine Verbindung mit einem Weibe verrieth ſich mir alſogleich gerade nur die Eiferſucht des Weibes. Du liebſt mich unſäglich, ... ich will, um Dich ganz an mich zu feſſeln, dieſe Neigung erwiedern.

Du — mit einem Worte — biſt das Weib, das ich mir erkoren.“ Todesbläſſe überfuhr Euphemia's Geſicht bei dieſer Eröffnung. Ihre Glieder wurden ſtarr. Sie entrückte ſich ſprachlos den Armen Raphaels, der indeſſen neuerdings ihre Hand faßte, und zu ihr ſagte: „Die Enthüllung dieſes Dir vielleicht unbewußten Geheimniſſes erſchüttert Dich ſehr. Aber wache jetzt auf aus Deiner Erſtarrung. Glaube an die Redlichkeit meines Mundes. Mit Dir will ich leben, an Deiner Seite dahin ſterben, beglückt von Deiner Treue, die ich unwiderruflich an mich zu binden gedenke.“ — Euphemia verhüllte ſich das Geſicht, ſank auf ihren Betſchemel und ſtammelte unzuſammenhängende Worte. — „Faſſe Dich,“ ermahnte Raphael, deſſen Herz an der Aufregung des Mädchens zu erwarmen begann: „Auch die Freude vermag uns wehe zu thun, wenn wir ſie nicht beherrſchen. Mache Dich mit dem Gedanken vertraut, mir gleich zu ſtehen im Leben, völlig eins zu ſeyn mit mir. Laß mich ſehen Dein bräutliches Angeſicht. Vergönne mir den Kuß, der mich auf ewig Dir verloben ſoll. Die Stunde iſt ſo günſtig, ſie ladet zur Vertraulichkeit ein. Geſtatte, daß wir uns verſtändigen, damit wir, wenn unſer guter Ludwig heimkehrt, ihm mit verſchlungenen Händen entgegentreten dürfen, als ein Beiſpiel, das ihn ermahne, zu thun wie ich, und eine Königin in ſein Herz und Haus einzuführen, damit der Sohn nicht weniger glücklich ſey, als der Vater!“

„O Mutter, o Mutter!“ ſchrie Euphemia gen Himmel empor, ſprang auf, ſtürzte dann mit verſtörtem Geſicht zu Raphaels Füßen, der ſie gerührt aufhob und an die Bruſt drücken wollte, indem er rief: „Nicht im Staube vor mir, in meinen Armen iſt Deine Stelle, holde Braut Euphemia!“ — Aber mit ſchier übermenſchlicher Kraft riß ſich Euphemia von ihm los, und entlief dem Gemach mit heftigſter Bewegung, mit gerungenen Händen.

Das Benehmen des Mädchens hatte den Magiſter mit Beſtürzung erfüllt. Kalt und eiſern fühlte er ſein Herz umklammert. „Das iſt nicht Liebe," murmelte er, „ſolchen Wahnwitz kennt die Liebe nicht. Ohnmächtig vielleicht, doch an meinem Halſe läge Euphemia, wenn ſie mich liebte!" Schnell entſchloſſen, zürnend weniger als erſchrocken, folgte Raphael ohne Geräuſch der entfliehenden Jungfrau.

Sie war nicht zu finden im Saal, nicht auf den Gängen; die Thüre des Bücherzimmers ſtand offen. Raphael lauſchte an der Schwelle. Euphemia ſtand in des Zimmers Mitte, und redete wie zu einem unſichtbaren Weſen: „Du haſt mirs vorhergeſagt, Mutter. Dein Wort erfüllt ſich. Ein herber Schmerz, wenn gleich kurz, wie Du prophezeihteſt. Womit ſoll ich ihn aber endigen? In den Armen jenes Mannes, voll von Räthſeln, würde er ewig dauern. In der Entbehrung des theuern Ludwig, in dem ich den Vater liebe, ſo wie ich ihn geliebt, da ich noch ein Kind war; Ludwigs, der ſo innig, jung und heiß fühlt, wie ſein Vater ernſt und kalt und trocken... in ſeiner Entbehrung müßte mein Kummer währen länger als die Welt. Ich falle zu Staub wie eine dürre Blume, wenn ich nicht Ludwigs werde . . . verdient denn meine Geduld, meine Treue und Pflichterfüllung gegen den Vater keinen beſſern Lohn? Hab' ich nicht um Ludwig gedient, wie die unterthänigſte Magd? — ich vergehe, wenn ich mich dem Vater ergebe... doch wie ſoll ich ihm Nein ſagen, da ich ihm Alles verdanke . . .?"

Raphael bemühte ſich vergebens, ein Wort aus ſeinem Munde zu ſtoßen. Seine Zunge war wie gelähmt. Nur Aug' und Ohr lebte an ihm. So hörte er, was ihm die Seele zerſchnitt, ſo ſah er mit Entſetzen, wie Euphemia, nach kurzem Bedenken, zum Schrank trat, ihn aufthat, mit kecker Hand das Diamanten-Elixir heraushob, und den Deckel davon entfernte. „Das ſchärfſte

Gift?“ ſprach ſie eintönig und ſtarrblickend, einer Blödſinnigen zu vergleichen. „Das wäre, was ich brauchte, ... denn ich kann ſie ja nicht überleben, die ſchöne Liebe, die ſo ſtill und glühend in meiner Bruſt ſeit vielen Jahren herrſcht ... ich könnte ja nicht überleben, Ihm untreu geworden zu ſeyn, Ihn an der Hand einer andern zu ſehen! Soll ich trinken?... Geſchehen wär's alſobald...“ ſie hob noch unſchlüſſig, das Glas empor, wird mir Gott die Sünde verzeihen ...?“ — höher zu den Lippen führte Euphemia den geheimnißvollen Becher; — noch zögerte ſie ... aber der Zauber des Tranks umnebelte ſchon ihre Beſinnung; der verderbliche Einfluß des dämoniſchen Extrakts nahte ſich der Unſchuldigen. — Sie hätte getrunken ... wenn nicht im ſelben Moment Raphael mit der Gewalt, die ihm ſeine unausſprechliche Angſt verlieh, ſeiner Lähmung Ketten geſprengt hätte. Er entriß mit einem Schrei des Abſcheus dem Mädchen das Gefäß. „Du Aermſte, was willſt Du thun?“ fragte er außer ſich: „Thörin, das iſt ſchlimmer als Gift! Trinke nicht von dieſem Leben, das Deiner Unſchuld den ewigen Tod brächte! Bin ich denn ſchlimmer als ein hundertjähriger Narr ſein kann? Bin ich denn ein Ungeheuer des Abgrunds? Schlägt nicht des Vaters Liebe in meiner alten Thorenbruſt? Iſt Ludwig denn nicht mein Sohn?“ —

Halb beſinnungslos in ſeinen Armen lispelte Euphemia: „Iſt noch Hoffnung, Vater? Soll er ſo ſchnell vorübergehen, der herbe Schmerz?“ — Und zu des Vaters Füßen lag der eben heimgekehrte Ludwig, und fragte zerknirſcht: „Rieffſt Du nicht meinen Namen? O ſag' warum, und was iſt mit Euphemia geſchehen?“ — „Sie iſt eine Braut geworden!“ antwortete Raphael, dem Sohn ſcharf in's Auge blickend. Da er jedoch wahrnahm, wie ſich aus Ludwigs Geſicht alle Farbe verlor, und wie der Schrecken ſich darauf lagerte, eilte er hinzuzuſetzen, indem er

Euphemia auf Ludwigs Kniee gleiten ließ: „Deine Braut, Du Ueberglücklicher!“ — Von der Wonne der Liebenden ſich kehrend, ſetzte er bitter hinzu: „So ſtand es denn geſchrieben, daß eine Euphemia immerdar mein Herz verlocken, immerdar es verſchmähen ſollte! Des Himmels Wille geſchehe! Er gebe nur zu, daß dieſe Vereinigung mit dauerndem Glück die Trübſal verſöhne, die mich heimgeſucht, und die ich Andern bereitet habe!“ —

Für Euphemia's und Ludwigs ſchüchterne Liebe war der Augenblick des Bekenntniſſes auch zugleich der des Triumphs geweſen. Louiſons Geiſt hatte in Raphael obgeſiegt, und ſeine muthige Selbſtüberwindung reute ihn nicht.

Im nächſten Septembermond führte Ludwig ſeine ſchöne Braut zur Kirche. Die Gnade des gütigen Erzbiſchofs hatte ſchon den frühen Morgen der Brautleute mit reichen Geſchenken ausgeſtattet. Raphael und außer ihm nur wenige Zeugen begleiteten das Paar zum Altar. Vom Volke waren nicht viele dabei zu ſehen, denn die Salzburger waren dem Herzog Wilhelm von Baiern, der, von einigen Jeſuiten geleitet, und auf einer Wallfahrt begriffen, zu Fuße mit Pilgerſtab und Pilgerhut durch die Stadt ziehen ſollte, auf den Weg gelaufen. — Der Tag war ſchwül, aber auf Raphaels Stirne ſchien die Sonne hell, und ſpottete der finſtern Wolken am Himmel. Auch Ludwig theilte des Vaters Frohſinn. Die Braut allein war nachdenklich, und dem Anſchein nach betrübt. Auf die Zurede der freundlichen Salome Alt ſagte Euphemia derſelben leiſe: „Ich will gefaßt ſeyn, aber glaubt mir: neben der Zufriedenheit, die meine Seele mit Recht erfüllt, kämpfe ich mit einer ſchlimmen Ahnung, und leider täuſchen mich dieſe Ahnungen ſelten. Gott gebe, daß dieſer, mein Freuden- und Ehrentag heiter ende!“ —

Die Trauung ging ohne einen ſtörenden Zufall vor-

über. Aber, da die Verehlichten in der Mitte ihres kleinen Gefolgs aus der Kirche traten, saß da ein alter kahlkopfiger Mann auf einem Steine vor der Pforte, und streckte bettelnd eine schlechte Soldatenkappe vor sich hin. „Gebt einen Heller dem alten Bettelmann," flehte er mit zerbrochener Stimme: „seht, mein Bein ist zerschossen, und seit vielen Jahren bettle ich im römischen Reiche auf und nieder. Ein junger Soldat, ein alter Landstreicher! Gebt mir einen Heller, ihr Glücklichen, und Gott bescheere euch dafür gute Kinder, wenn er euch nicht schon bessere Eltern beschert hat, als die meinigen waren!" — „Laß' uns schnell vorübergehen," bat Euphemia ihren Gatten der die Börse zog. — „Ludwig, Ludwig!" seufzte dagegen der erschrockene Raphael dem Sohn in's Ohr: „Die Heiligen stehen mir bei, der Bettler ist Dein Bruder Bertram!" — worauf der lahme Soldat die hohlen Augen auf den Magister richtete, und von Zorn durchschauert rief: „Oh, oh, ist der da nicht der Vater, den mir die Hölle zugewiesen? Oh, Du prangst daher in Gold und Seide, während ich in Lumpen krieche, und mit dem Hunger kämpfe Tag und Nacht?" — Der Kreis der Zeugen stand unbeweglich; Ludwigs und aller Augen waren auf Raphael gerichtet, der mit Demuth sagte: „Du bist grausam gegen mich gewesen; bist es heute noch: doch ich will nicht murren, denn ich hab's verdient." — „Verdient?" zankte der Bettler, der vergebens sich Mühe gab, aufzustehen, und daher den Vater beim Gewande zurückhielt: „Verdient? Bekennst Du's jetzo? Doch ist's damit nicht gethan. Gib mir meine Diamanten wieder, ungetreuer Vater. Du hast mich um Weib und Habe, um alles Lebensglück gebracht. Dein böses Auge hat mich gelähmt, und in den Staub des Bettels geworfen. Vergelte mir jetzt, vergelte, Du jung gemalter Unhold, oder ich lasse meine Hände nicht von Dir, und solltest Du vergehen unter ihrer Schwere!" — Wie ein Rasender packte der Greis seinen Vater an;

da zürnte heftiger als Er der Himmel mit einem brüllenden Donnerſtreiche. Aber ſchneller als der Groll des Donners war der Strahl des himmliſchen Zorns geweſen, und hatte Raphael und Bertram zugleich zu Boden geſchmettert. — Als der Schwefeldunſt ſich verzogen, ergab ſich, daß von dem unmenſchlichen Sohne nur ein Häuflein Aſche übrig geblieben war, während Raphael, von außen unverſehrt, noch lebte, obgleich nicht mehr vermögend, ſich zu erheben. — Weinend knieten neben ihm die Kinder, umſtanden ihn die Zeugen dieſes Auftritts. Er aber lächelte, deutete auf die murrenden Wolken, und ſprach mühſelig, wenn ſchon ruhig: „Ich ſterbe jetzo. Ade, Ade, der Himmelſtrahl war mein Befreier. Vergebt mir Alle, wie ich dem Sohn vergebe, der die freche Hand gegen mich erhoben. Das unheilvolle Band, womit ich mich an's Leben feſt geſponnen, ... Gottlob, es iſt zerriſſen, und ich gehe in's Land meiner Sehnſucht, wiſſend, daß ihr glücklich ſeyn werdet, meine Kinder! Ich habe, nur um zu leben, mein Leben verfehlt, und von meinen hundert Jahren ſind nur allzuwenige glücklich geweſen. Beklagt mich daher nicht,... weinet nicht... der Tod iſt mir Erlöſung... und der Herr... er wird dem Schwachen verzeihen, wie ihr es thut... wie alle thun mögen, die mich gehaßt haben — Ade!“ — Den Scheidenden umfingen eines knieenden Prieſters Arme. Unbemerkt war der Herzog von Baiern genaht, und einer ſeiner geiſtlichen Begleiter war, vom Schmerz ergriffen, neben Ludwig auf das Knie geſunken. „Er vergibt mir, der ihm nicht vergeben wollte!“ jammerte leiſe Joachims Stimme, und Raphael vernahm ſie wie Ludwig, und ſah verklärt in des erweichten Prieſters Antlitz, bis er ſtarb.

Er war hinüber, und im Tode falteten ſich ſeine Züge zuſammen, und ſeine Haare wurden bleich, wie ſeine Wange, und ſo ruhte er, alles künſtliche Blendwerk von ſich legend, als ein heitrer ſchlafender Greis. — „Fürwahr, jetzt wird mir bange um mein Glück!“ rief der Erzbiſchof,

da er ſeines Chymiſten Ende erfuhr. — Der Erfolg hat dieſe Furcht beſtätigt. — Das Elixir, das in Wolf Dietrichs Hände gekommen war, muß auf ſeiner Flucht aus Salzburg verloren gegangen ſeyn, und wurde nie wieder gefunden. Vielleicht hatte der Fürſt ſeiner Salome davon gereicht, denn nur zu lange überlebte ſie des Geliebten Kerkerſchmach und Tod im Leid aufrichtiger verharrend, als manche vor dem Altar eingeſegnete Wittwe. Ludwig und Euphemia blieben jedoch glücklich, wie ſie waren, und dieſes Glück war ihr reichſtes Erbe. Alle Ungewitter der Zeit brausten an ihnen unſchädlich vorüber. Oft ſaßen ſie am ſpäten Abend, der Vergangenheit gedenkend, plaudernd bei einander in Mitte ihrer Kinder, und oft hatte Euphemia Gelegenheit zu ſagen: „Du magſt lächeln, wie Du willſt, mein Ludwig; dennoch habe ich geſehen, mit dieſen meinen Augen geſehen, daß vier weiße Geſtalten unſerm ſterbenden Vater zu Häupten geſtanden ſind. Die erſte glich Dir außerordentlich; die andere war meine Mutter; die dritte war deren Ebenbild; die vierte ſchön, ... ach ſchön, wie ich noch nichts geſehen. Der ſchwarze Wurm, der ſich zu des Vaters Füßen krümmte, konnte nichts gewinnen. Die Engel nahmen von dem Sterbenden, was ſeine Seele war, und trugen das Unſterbliche hinan zum Firmament. — Glaub' mir: der Vater iſt gut aufgehoben."

Freund Omnibus.

Wer im Olymp zu befehlen hätte, müßte für die Freundſchaft die Stelle einer zehnten Muſe erſchaffen. Die Freundſchaft iſt eine Leidenſchaft, wie die Liebe. nicht ein Vertrag, wie die Ehe. Sie iſt dabei eine wahre Kunſt; man muß dazu geboren ſein, man muß ſie allweg üben, wie eine jede andere Kunſt. Ihre Bekenner ſind glückliche oder unglückliche Künſtler. Die erſteren haben eine geſchickte Hand, den letzteren will nichts gerathen, wenn ſie's noch ſo gut meinen. Der glückliche Freund wird zu Ehren kommen, der unglückliche zum Gelächter werden, juſt als ob beide Maler oder Poeten wären. Der unglückliche Freund iſt ein tragiſcher Charakter, und wohl zu unterſcheiden von den plumpen Taglöhnern der Freundſchaftskunſt, die da verletzen, wo ſie tröſten, die beleidigen, wo ſie helfen wollen, die ſtets kommen zur unrechten Zeit, und ausbleiben zur gerechten Stunde. Solche lächerliche, weinerliche, überläſtige, abgeſchmackte Dutzendfreunde ſind Pfuſcher im Gefolge der Meiſter. — Nur mit dem Meiſter jedoch, der unglücklich iſt von Schickſals wegen, der mit vollem Herzen nach dem edelſten Ziele ſtrebt, ohne es zu erreichen, und unfreiwillig Unheil ſäet, wo er Zufriedenheit pflanzen möchte, — nur mit ihm hat dieſe Geſchichte zu thun.

In der Nähe einer großen deutſchen Hauptſtadt, in der Zeit, worin wir gegenwärtig leben, ſteht zur Abendſtunde und zwar auf der Landſtraße ein elegantes einſpänniges Fuhrwerk. Es iſt ſorglich auf die Seite geſtellt worden, um die Circulation nicht zu beeinträchtigen. Das Pferd iſt ungeduldig, ſcheint noch nicht eingefahren, und der Mann, der im Wagen ſitzt, ein Herr in ſauberer Kleidung, mit dem gutmüthigſten Geſichte, das je geboren worden, hat verzweifelte Mühe, den Renner ſtill zu halten. Dennoch wird ſeine Aufmerkſamkeit nicht allein von dem Pferde in Anſpruch genommen; der Herr blinzelt ſcharf nach dem Hauſe, das zur rechten Hand, abſeits von der Straße liegt, von Pappelbäumen halb verſteckt. Nicht ſelten blinzelt auch der Herr gen Himmel; denn die finſtern Wolken glätten ſich allmählig zu jenem ebenmäßigen Grau, das den Regen verkündet.

Ein Dandy aus der Stadt jagt auf ſeinem offenen Wagen vorüber, und ſpricht lächelnd zum Dandy neben ihm: „Der Mann in jenem Tilbury iſt ein „öffentlicher Charakter“ unſerer Stadt: ein Don Quixote der Freundſchaft; ein merkwürdiges Exemplar von Hingebung und Selbſtverläugnung zum Beſten ſeiner Freunde, und deren iſt natürlich Legion. Sein angeerbter Name iſt Erich Allen; aber ſeitdem ein Spaßvogel denſelben in's Lateiniſche überſetzte, iſt dem Manne der Name „Omnibus“ geblieben. Ein merkwürdiger Menſch, ſage ich Ihnen. Mit den Frauen — er war zweimal verheirathet — hat es ihm nicht recht glücken wollen. Seine erſte, die in der früheſten Jugendblüthe geſtanden, da er ſich mit ihr verehelichte, ſtarb binnen Jahresfriſt, während einer Reiſe, die der junge Ehemann auf Befehl des Schwiegervaters unmittelbar nach der Trauung hatte antreten müſſen, weil die junge Frau für's häusliche Leben noch nicht alt genug war. Die zweite, eines Künſtlers Tochter, die den guten Omnibus, der ſich auf einmal als Wittwer ſah, ohne

eigentlich Ehemann geweſen zu ſeyn, hatte tröſten ſollen, lief acht Tage nach der Hochzeit in's väterliche Haus zurück, und ging bald darauf, — um der Bitten und Klagen des armen Teufels überhoben zu ſeyn, — mit einem Sänger auf und davon. Sie iſt in Italien kurz nachher geſtorben. Unglücklich in Liebe und Ehe widmete ſich Omnibus gänzlich der ſüßen Freundſchaft, und es iſt eine ſonderbare Erſcheinung, daß gerade ſeine beiden Schwiegerväter und ein paar ehemalige Nebenbuhler bei ſeinen Bräuten ſeine innigſten Lieblinge geworden ſind. — O, ich könnte Ihnen gleich jetzt tauſend Geſchichten von dem ſeltnen Menſchen erzählen; doch will ich ſie auf die trauliche Punſchſtunde verſparen, da es Zeit iſt, Hals über Kopf weiter zu kommen, indem der Regen ärger anhebt, als ich erwartete." —

Während der Dandy ſeine Pferde nicht ſchonte, ſchonte natürlich der Regen auch nicht den geduldig wartenden Omnibus. Außer Stande, den wilden Gaul vom Sitz zu meiſtern, war der Gute abgeſtiegen, und hielt das Thier beim Zügel feſt. Es regnete immer heftiger; kaum barg ſich der Pferdebändiger einigermaßen unter der wollenen Stalldecke, die er über ſeinen Frack drapirt hatte. Sein Hut war zur Dachtraufe geworden, ſeine Handſchuhe waren durchweicht; der Moraſt der Straße ſchwol ihm bis an die Knöchel. Dennoch ſtand der ſeltne Mann felſenfeſt, wenn auch ſein Auge verlangend und ſehnſüchtig bald an dem Hauſe hinter den Pappeln hing, bald in der wachſenden Dämmerung hin- und her irrte, als ſuche es einen geliebten verlorenen Gegenſtand. Er pfiff manchmal, ſo lange das Klappern ſeiner Zähne es nicht unterſagte; aber nicht Menſch noch Thier antwortete ſeinem Pfiff. Er brummte allerlei in den Bart; der Wind trug, was er brummte, von dannen. Er ſchüttelte manchmal den Kopf, aber die Traufe ging ihm dann heftiger auf die Naſe, in den Nacken. Er hätte gar zu gerne

nach der Uhr geſehen, aber ſchon war's finſter, und mit der einen Hand mußte er das Pferd halten, mit der andern die Peitſche und den vom Regen zentnerſchweren Burnus. So war der Arme auf den winzigſten Raum beſchränkt, und völlig aus der Zeit gefallen. Demungeachtet an Ruhe und Ergebung ein Regulus. —

Da ſchimmert eine Laterne. Klatſchend und patſchend tritt ein Mann aus dem Seitenpfad, von einem Bedienten und einem mächtigen Regenſchirm eskortirt. „Da iſt Ihr Kutſcher," ſagt der Bediente, und ſtreckt die Hand nach dem Trinkgelde aus. Der Begleiter reicht ſeinen Pfennig, verſchmäht dankbar den Regenſchirm, gibt noch der Empfehlungen viele an die wackere Familie Laßberg auf, und klettert in das Fuhrwerk mit den Worten: „Du guter ehrlicher Erich! Wie bedaure ich, daß ich Dich warten ließ! Gib mir Zügel und Peitſche, und ſteig ein. — In dem abſcheulichen Wetter!... aber, ſollteſt Du glauben, daß ich ganz auf Dich vergeſſen hatte? Allons, vorwärts Alidor! — Die Familie iſt ſo geiſtreich! Und der Alte ... auf Ehre, ein kapitaler Menſch! Lieber Freund, Du überſchwemmſt mich; Dein Hut iſt eine Fontaine. — Du weißt, daß ich nur hinauf ging, um mich nach der Entfernung von Beirut nach Jeruſalem zu erkundigen, wohin ich zu reiſen gedenke!"

Der Sprecher, Herr Wilibald, reiste immer im Geiſte, kam aber nie vom Fleck. — „**Eh bien,**" fuhr er fort: „ein Wort gab das andere; ich vergaß Alles, und bin, wie ich meine, viel länger, als ich wollte, oben geblieben." — „Drei volle Stunden wenigſtens," zähnklapperte Erich, und ſchüttelte ſeinen Hut auf ſeine linke Schulter ab, um die des Freundes zu ſchonen. „An die Spazierfahrt will ich denken," ſetzte er hinzu. — „Ich auch, beſter Omnibus, ich auch," antwortete Wilibald: „**Allez, allez,** Alidor! Ich werde einen

argen Schnupfen abkriegen ... Alle Wetter, Freund, Du haſt die Polſter naß werden laſſen? Ei, daß Dich ... wo dachteſt Du nur hin? Eine ſchöne Fürſorge, die Deinige!" — „Ich konnte nicht Alles auf einmal thun," bemerkte Omnibus, gleichwohl milde. — „Hm, hm, ja, ja, 's iſt wahr ... lieber Freund, warum biſt Du nicht heimgefahren, ſtatt zu warten?" — „Hätte ich Dich zwingen ſollen, bei Nacht und Regen, im Kothe zu Fuß heimzuſtolpern?" — „Warum nicht? Ich hätte die Strafe verdient; meine Zerſtreuung iſt heillos. Aber in der That, ich bin in einem Sitzbade." — „Wirf uns nicht um, Wilibald?" —. „Das fehlte noch. Alidor hat vor dem Nepomuk geſcheut. Er iſt ſo ungezogen! Heda, aufgeſchaut! Das dumme Volk ließe ſich niederfahren, ehe es von ſelbſt ausweiche!" — „Gott ſey Dank; wir ſind in der Stadt!" — „Freilich, aber der Wind bläst die Laternen aus ... wenn nur der Hund nicht unter die Räder kömmt! Lion! Lion! was Teufel, der Hund iſt fort?" — „Schon lange, lieber Wilibald; ehe noch der Regen anfing. Du weißt, wie eigenköpfig die Beſtie iſt? Ich, pfiff, ich rief; umſonſt: Maſter Lion lief über die Haide davon, weil er nicht warten mag und an Langeweile leidet." — „Das iſt doch mehr als Nachläßigkeit!" fuhr Wilibald auf: den Hund fortzulaſſen, den Hund, den ich erſt ſeit ein paar Tagen habe, der ſich erſt an mich gewöhnen ſollte! Pfui, Freund, das hätt' ich nicht von Dir gedacht!" — „Sey nicht böſe, Willy. Ich konnte ja doch nicht zu gleicher Zeit das Pferd halten, und dem Lion nachlaufen." — „Nicht böſe ſeyn?" haderte der Andere: „Du haſt gut reden! Der Newfoundländer hat mich baare vierzig Karolins gekoſtet. Sein Halsband iſt drei Kronen werth. Du biſt mein Guignon, Freund. Der Hund iſt hin, die Polſter und der Teppich ſind hin, ein enormes Geld iſt hin, und alles Deine Schuld." —

„Ei nun, ſo ſchweige nur auf der Gaſſe ſtill," ermahnte Omnibus etwas empfindlich: „iſt die Sache der Rede werth? Wenn ich an Allem Schuld bin, ſo will ich Alles gut machen. Wir kennen uns ja. Schicke den Wagen zu meinem Sattler. Kaufe auf meine Rechnung den ſchönſten Hund, den Du aufſtöbern magſt, und laß die Sache abgethan ſeyn." — „Biſt ein braver Junge, Omnibus, auf Ehre! So ſpricht ein Gentleman. Sollten ſich denn Freunde, wie wir ſind, um einer ſolchen Kleinigkeit willen entzweien? Pfui, ſag' ich. Gib mir die Hand."

Sie umſchlangen ſich mit naſſen Armen. Wilibalds tropfender Schnurrbart verſtrickte ſich in Erichs verſumpften Backenbart. Alidor hatte freies Spiel, und Krach! ging die Gabel in Stücken, von einem plumpen Frachtwagen zerſchmettert. Der Stoß rückte das Tilbury an die Ecke eines Hauſes; Alidors Kopf ſchlug die Glasthüre eines Kaufladens in Scherben. — Erſt nach vielfältigem Spektakel, Proteſtiren und Entſchädigen gelangten die Freunde zu Wilibalds Wohnung, wo Lion ſchon lange, von allerlei Flüſſigkeit durchnetzt, und mit allerlei Mineralablagerung verziert, im Bette ſeines Herrn ſanft und geruhig ſchlief. —

Omnibus ging fröſtelnd nach ſeinem Quartier. „Ein glücklicher Tag!" ſagte er, und zwar im vollen Ernſt, zu ſich ſelber: „Vierzig Louisd'or gewonnen, weil der Hund ſich eingefunden hat! Ich würde für die Beſtie, die ich nicht mag, ſo wie auch ſie mich nicht goutirt, ungern bezahlt haben, ſehr ungern. Das Geld iſt nun, als hätt' ich's auf der Straße aufgeklaubt und mit Freuden will ich jetzt den Wagen neu tapeziren laſſen." — „Andere Wäſche, andere Kleider!" rief er ſeinem Bedienten zu, in den Vorſaal ſeiner Wohnung ſchreitend; aber der Bediente deutete mit beſorgter Miene auf die Thüre des Salons, und ehe noch der Herr ſich zu er-

kundigen Zeit hatte, that ſich der Salon auf, und der Kapitän ſtand, ungebührlich lang, mager und blaß vor dem guten Erich.

Der Kapitän — iſt eben der Kapitän. Sein Name iſt von dem, der dieſe Geſchichte niedergeſchrieben, nie ausgemittelt worden. Er gehört zur Artillerie, trägt eine ſchwarzblaue mit ſchwarzem Sammet aufgeſchlagene Uniform, dergleichen Pantalons, blauſchwarze lange glatte Haare, und darüber einen Wellington mit einem Buſch von ditto blauſchwarzen Hahnenfedern. Sein Geſicht iſt traurig, ſein ſchwarzes Auge melancholiſch, ſeine Stimme als käme ſie aus einem Faſſe. Der Kapitän iſt „der Tod in Uniform;“ ſeine Artilleriſten heißen ihn den „Kanonen-Tod.“

„Nichts andere Wäſche, nichts da andere Kleider!“ befahl er dem Erich, der ihn freundlich begrüßte, wenn auch zitternd vor Kälte: „Er kann warten, Omnibus. Ich ſitze jedoch über eine Glockenſtunde bei ihm auf der Stube, und in ein paar Minuten muß ich in's Arſenal, die Wachen zu viſitiren, hab' alſo keine Zeit mehr, mich zu gedulden.“ — „Was ſteht denn zu Befehl, lieber Hauptmann, lieber Freund?“ — „Das iſt bald geſagt. Seine Empfehlungen taugen nichts. Er verräth und verkauft ſeine Freunde. Die Geſchichte iſt, daß mir das Logis, das Er für mich gemiethet hat, ganz und gar mißfällt, finſter wie ein Sack, voll von Winkeln und Spinnen ... klaffender Fußboden, wackelnde Treppe .. kurz: alle Radikalfehler hat das verwünſchte Neſt. Das ſag' ich ihm: morgen zieh' ich aus, und bezahle nicht einen Heller von dem horrenten Miethzins, den Er für mich ausgemacht hat.“ — „Aber, lieber Hauptmann, das wäre ſchon das vierte Logis, das ich Ihnen verſchafft, und aus meinem Beutel bezahlt habe, weil ich Ihren Beifall nicht erobern konnte? Warum wählen Sie Ihr Quartier nicht lieber einmal in eigener

Perſon? — „Geſcheidte Frage! weiß Er nicht, wie oft mir geträumt hat, daß ich in dem Logis, welches ich ſelber aufſuchen und miethen würde, den Tod befürchten muß? Sehr natürlich, daß ich mich mit dem Geſchäft nicht abgebe, und wieder natürlich, daß ich Ihn zu meinem Quartiermeiſter machte, da Er mein beſter Freund iſt, und auf der Welt nichts zu thun hat, als ſeinen Freunden gefällig zu ſeyn. Was kann ich jedoch dafür, daß Er einen ſchlechten Geſchmack hat, und mich ſtets in Verlegenheit bringt, ſtatt für meine Bequemlichkeit zu ſorgen?“ — „Es thut mir leid, beſter Kapitän. Ich will aber ſchon ſehen, daß ich's einmal treffe.“ — „Nur nicht aufgeſchoben. Morgen muß und will ich die vertrackte Wohnung verlaſſen.“ — „Wenn ich aber bis dahin noch nicht eine paſſendere gefunden hätte?“ — „So quartiere ich mich bei Ihm ein; auf meine Ehre. Sein Logis convenirt mir, ich ſpaße nicht.“ — „Bedenken Sie nur, daß ich ſchon zweimal mit Ihnen die Wohnung tauſchte, lieber Freund.“ — „So kann Er's auch zum drittenmale, um Ihn zu lehren, aufzupaſſen, wenn's gilt, Seinem Freund einen Dienſt zu erweiſen.“ — „Nun ja denn;“ ſeufzte Omnibus: „ich will mir morgen Mühe geben; aber erlauben Sie, daß ich die Kleider wechsle. Ich habe das Fieber, der Schauder überläuft mich.“ — „Ich gehe ſchon; meine Stunde ſchlägt. Leg' Er ſich nieder. Werd' Er nicht krank, armer Junge. Gerade ſo fing die Krankheit bei der lieben ſeligen Adelgard an!“ Der Kapitän warf einen desperaten Blick an die Zimmerdecke, und ſtöhnte: „Adelgard! Er hat ſie nicht verdient, guter Freund, jene Immortelle. Ich habe ſie geliebt, und wär' ſie mein geworden, ſie lebte etwa noch!“ — „Verderben Sie uns Beiden nicht die Nacht mit dem Andenken an meine ſelige erſte Frau!“ bat Erich: „Laſſen Sie die Todten ruhen.“ — „Kann ich das, bevor ich nicht ſelber ruhe

die Ruhe der Todten?“ fragte der Kapitän tragiſch, und ging ſeiner Wege. —

„Was gibt es Neues?“ fragte Omnibus, nachdem er ſich ins warme Bett geſteckt, und eine Taſſe heißen Thee's geſchlürft hatte. Der Bediente übergab einen Brief, ein Billet, und meldete, daß Herr Ghiribizzi, der Geſanglehrer ſchon vielmal da geweſen, um mit dem Herrn zu ſprechen. — „Meine Agenda,“ befahl Omnibus. Er verzeichnete darinnen als dringende Geſchäfte für den nächſten Tag: „1. Eine paſſende Wohnnn für den Kapitän ſuchen; 2. zum Schwiegervater Ghiribizzi gehen, damit derſelbe nicht ferner bemüht werde.“ — Dann durchlas er das Billet, und ſchrieb in Folge desſelben: 3. in aller Frühe den Schwiegervater und Hofrath Kappa beſuchen, um zu hören, was der liebe Mann befiehlt. 4. Dem Sattler die Weiſung geben, für meine Rechnung Wilibalds Wagen wieder herzuſtellen.“ — Nun eröffnete er den Brief, einen von Paris geſchriebenen, und labte ſich an deſſen Inhalt. Mehr als der heiße Thee erwärmte ihn das Schreiben, das wiederum viele Erinnerungen in ihm auffriſchte, welche ſein Leben wie ein goldner Faden — in jeder Beziehung — durchwebten. „Der Brief iſt von meinem vortrefflichen Freunde, dem Grafen Flintcaſtle,“ ſagte er zu dem Bedienten mit glänzenden Augen: „er berichtet mir, daß er ſich glücklich verehlicht, und ſeine junge Frau in die Pariſer Herrlichkeit eingeführt hat; daß er der zufriedenſte Menſch von der Welt iſt; daß er ſich Vorwürfe macht, tägliche Vorwürfe, an mir zu wenig gethan zu haben; daß er mein Schuldner bleibt bis zum Grabe! ... Siehe, Valentin, ſieh: das iſt Dankbarkeit, das iſt Freundſchaft! Wahrhaftig: die böſe Ungeduld, die Erbſünde, die der Menſch mit ſich zur Welt bringt, hat auch mich ſchon oft beſchleichen wollen. Schlimm behandelt von ſogenannten Freunden, gequält von erprobten Freunden, bin ich oft

im Begriff geweſen, zu murren, und ermüdet die Hände in den Schooß zu legen, ... aber die Erinnerung an Flintcaſtle hat ſtets meinen Gedanken eine andere Richtung gegeben, und ich bin im Guten beharrlich geblieben. Weißt Du, Valentin, was mir mit dem Grafen begegnet iſt?"

Der alte Valentin wollte ſchon reſpektvoll erwiedern, daß er bereits neun und neunzig- oder volle hundertmal die Geſchichte angehört habe, allein Omnibus ließ ihm nicht Zeit zur unterthänigen Proteſtation, lehnte ſich bequem auf den linken Ellenbogen, und erzählte, wie folgt, dem getreuen Diener der mit Ergebung die Hände faltete, und des Gähnens Luſt beherzt bemeiſterte.

„Während ich nach meiner erſten Verehelichung reiste," ſagte Omnibus — „die Erbſchaft meiner Eltern und meines Onkels hatten mich in Stand geſetzt, dem mir verhaßten Handelsgeſchäft den Abſchied zu geben, und nur meiner Liebhaberei der Muſik und der Malerei zu leben — begab ſich's, daß in London, wo ich mich ſeit einem Monat aufhielt, zwei junge vornehme Herren, die ich damals zu kennen noch nicht die Ehre hatte, ſich verabredeten, einen Morgenſpazierritt in Hyde-Park zu machen. Der Eine war Lord Flintcaſtle, der Andere ein Baronet Mounteagle. Sie ritten alſo, in Begleitung eines Jockey's, und die Bewegung ſchien ihnen anfänglich vortrefflich anzuſchlagen. Jedoch — wie's geht: häufig folgt der Freude auf der Ferſe ein Unfall. Lord Flintcaſtle, vollblütig und erhitzt vom Traben und der großen Schwüle des Tags, befindet ſich plötzlich übel; ihn ſchwindelt, er läßt die Zügel fahren, er gleitet vom Pferde, das davon geht, auf den Boden. Baronet und Jockey betrachten ihn mit Entſetzen, ſie ſehen, wie er blau und ſchwarz wird im Geſicht, und ſprengen voll Schrecken davon als von einem Todten. Schöne Freunde, nicht wahr? Flintcaſtle wäre verloren, eine Beute des Schlagfluſſes geweſen, wenn nicht in dem einſamen Park, hinter einer Hec-

ſitzend, ein argloſer Dilettant, der gekommen war, um einige Bäume zu zeichnen, den Auftritt mit angeſehen hätte. Ich war der Dilettant, und mein Eifer, dem Nächſten zu dienen, kam mir herrlich zu Statten. Ueber die Hecke ſpringen, dem Erſtickenden die Kleider aufreißen, mein Federmeſſer ziehen, und auf gut Glück am linken Arm des Lords eine Ader — Gott weiß, welche — öffnen, war einer Minute That und Sieg. Die Operation war mein Marengo, meine Dreikaiſerſchlacht. Mit dem Blut zog auch die Apoplexie ab, das Leben des Lords erſtand wieder, und er befand ſich vollkommen wohl, als der feige Freund endlich mit einem elenden Bartputzer auf dem Platze erſchien. Flintcaſtle's Liebe und Dankbarkeit, wie auch eine für mein ganzes Leben verſicherte Rente von jährlichen ſechshundert Pfund, die mir der Dankbare gewaltſam aufdrang, ſind die Trophäen meines Siegs geweſen . . . und dennoch behauptet der Lord, noch immer mein Schuldner zu ſeyn. Das iſt Dankbarkeit, das iſt Freundſchaft, wiederhole ich, Valentin! Aber — Du ſchläfſt ja, Burſche? Du ſchläfſt ja ſtehend, wie ein Pferd?"

Valentin entſchuldigte ſich, ſo gut er konnte, und bat um die Erlaubniß, ſeine müden Glieder zur Ruhe legen zu dürfen. Omnibus, die Güte ſelbſt, bewilligte ohne Umſtand das Schlummergeſuch. „Geh', Alter," ſagte er: „geh; ich will mich ſchon behelfen. Wecke mich jedoch morgen bei Zeiten. Der Kapitän will ſein Quartier ſo bald als möglich haben. Und meine Schwiegerväter, namentlich der Hofrath, ſind auch gerade nicht Muſter von Geduld. Ich habe Morgen alle Hände voll zu thun."

Valentin zog ſich zurück, Omnibus überlas noch einmal mit Behagen die Depeſche von Paris, legte ſein Haupt auf ſeine Großthat aus Hyde-Park, als wie auf ein weiches Kiſſen, und entſchlief gar bald. Die aufgereizte Lebendigkeit ſeiner Phantaſie gaukelte ihm allerlei

Bilder vor. Er befand ſich an mehreren Orten zur gleichen Zeit: in der Kunſtausſtellung, und aus allen Gemälden glänzten ſeine, — bisher unbelikat abgewieſenen — Viehſtücke hervor, als die Juwelen der Sammlung; — im Theater, und ſein Singſpiel, das ſeit einem Jahre vergeblich an's Repertoire ſtürmte, wurde mit unerhörtem Beifall gegeben; — im Dom, und ſeine Meſſe aus **Es Dur**, die der neidiſche Chorregent eine Stümperei genannt, wurde feierlichſt, und zwar von Engeln in Perſon aufgeführt. Neben ihm, dem Dirigenten, ſtand ein derber Engel, mit einem ungehörigen Inſtrumente: mit einer hellklingenden Glocke, und das Gebimmel verdroß den Direktor. Umſonſt jagte er aber den Flügeljungen von ſeiner Seite; immer heftiger ſchellte der Störefried, und klingelte, bis Omnibus aufwachte, und das Klingeln dauerte fort, denn auf der Gaſſe läutete Einer gleichſam Sturm mit der Hausglocke, die gerade vor des Schläfers Fenſter angebracht war. „Valentin, Valentin! ſieh nach!“ rief der gute Erich, wenn ſchon ein Bischen aufgebracht. Aber kein Valentin war da, um dem Rufenden zu antworten. Entweder ſchlief er den Schlaf des reinſten Bedientengewiſſens, oder — was glaublicher — er ſaß im Klubb der Livree, und klagte bei Wein und Braten über die langweilige Unterhaltung, die ihm ſein Herr bereitet. — Da indeſſen der Sturmläutende nicht Ruhe gab, ſo mußte Omnibus der Transpiration entſagen, dem Bett entſteigen, das Fenſter entriegeln, und dem Sturm und Regen entgegen fragen: „Wer da?“ — „Ich, ich, lieber Alter, macht nur auf, denn ich erſaufe faſt auf Eurer Schwelle!“ antwortete eine wohlklingende Baßſtimme. — „Ei, Ghiribizzi, Ihr ſelbſt, zu dieſer Stunde?“ rief Omnibus verwundert; zu gleicher Zeit bewegte aber ſein dienſtfertiger Fuß den Drahtzug, der die Hausthüre öffnete. — Kaum hatte der Schlaftrunkene kopfſchüttelnd die Lichter angezündet, und den Schlafrock umgeworfen, als

auch Ghiribizzi in den Salon drang, den triefenden Regenſchirm in der Linken, eine Taſchenlaterne in der Rechten.

Der Geſanglehrer, auch zweiter Schwiegervater des gefälligen Omnibus, iſt ein Lablache, ein Spohr — an Geſtalt. Das braune, feiſte, blaubärtige Antlitz ruht ungezwungen in der zweifelhaft weißen Halsbinde, deren Schleife gewöhnlich auf dem rechten Schlüſſelbein ſitzt, ſtatt auf der Kehlwurzel. Sein ſchwarzer Frack iſt ein ewiger. Seit dreißig Jahren wohnt Ghiribizzi in der Hauptſtadt, und Niemand hat je einen andern Rock, als eben dieſen Frack an ihm geſehen. Eine vertragene gold- oder ſilbergemuſchte Ballweſte ſchmückte ſtets ſeine Bruſt. Schwarze Pantalons und Schuhe, dazu im Sommer graue oder ſchwarze Strümpfe, im Winter Kamaſchen; — ein weißer Hut, ſchlottrig und mattglänzend, wie Seehundsfell, vollenden des Muſiklehrers Anzug. Unnöthig zu bemerken, daß der erkleckliche Pack von Petſchaften und Uhrſchlüſſeln, ſammt der Kette daran, womit er paradirt, nur Semilorblendwerk iſt. Ghiribizzi hat kein Vermögen; er ſpeist ſein Geld, ſo wie er's einnimmt. Die Thaler halten nicht bei ihm aus, wie wohl ſeine Stimme, der Leichtſinn ſeiner Jugend, und ſeine Hoffnungen, die ihm noch immer irgend eine Anſtellung als Kapellmeiſter und den Triumph ſeiner Kompoſitionen prophezeihen. Ein Künſtler, wie ſie vor Alters waren — freigebig, naiv, ſorglos, gutherzig und träge — verachtet Ghiribizzi das Metall und den Fleiß. Er liebt aber gute Tafeln, gute Freunde, und vor allem — ſeine Kinder, ſeine leiblichen, Sohn und Tochter in gleichem Maße.

Mit großer Aufregung umſchlang der alte Italiener den ſtaunenden Omnibus, zündete deſſen Schlafrock mit der Laterne an, und löſchte alſobald mit dem naſſen Parapluie den Brand. „Freund, Gönner, Sohn!" rief er: „Der Mangel eines Hausſchlüſſels und die Vaterliebe peitſchen mich zur Geſpenſterſtunde in Euer Haus, in

Eure Arme. Bacchus hole den Hausſchlüſſel und die ganze Einſiedlerwirthſchaft eines armen Wittwers! Aber meine Vaterfreude müßt Ihr theilen, Erico! Meine Laura, die Kammerſängerin am Hof von Monaco, die jüngere Schweſter Eurer — meiner — nun, unſerer verewigten Amarante ....“

„Ach, laßt die Todten ruhen!“ bat, mit Schweißtropfen auf der Stirne, der unangenehm berührte Freund und Schwiegerſohn. Die Geſpenſterſtunde zeichnete ihm den Schatten der Verewigten mit allen ihren maßloſen Launen und Bosheiten fürchterlich getreu an die Wände.

„Meinetwegen; **requiescat!**“ hob Ghiribizzi abermals an: „meine Laura alſo, nachdem ſie unerhörtes Furore gemacht, ſowohl in Sinigaglia, als auch in Bergamo, ... aber, welch' ein Furore ...! wird zu mir auf Beſuch kommen, und gedenkt — ermuntert von unſerm Hoftheater-Intendanten — bei unſerer Hofbühne als **prima Donna assoluta** angeſtellt zu werden.“ —

„Bravo! gratulire, Schwiegervater. Sie ſollen mir das Nähere beim Frühſtück erzählen. Jetzo wollen wir ſchlafen. Darf ich Ihnen mein Bett anbieten?“ — Es war dem guten Omnibus damit Ernſt, aber auch Ghiribizzi hatte Delikateſſe im Leibe, und zog das Sopha im Salon vor.

„Nur noch ein Wort, Erico,“ ſagte er alsdann: „ein Wort im Sechzehnteltakt. Ich bin mit meinen Vaterfreuden noch nicht zu Ende.“

Omnibus gähnte erſchrecklich; demungeachtet verſetzte er gefällig: „Ich errathe. Ihr Sohn, der farbenkundige Alfons, hat gewiß wieder einen Preis davon getragen? Der Aufenthalt in Rom wird den jungen Mann zu einem zweiten Raphael ſtempeln.“

„Ihr ſeyd ein braver theilnehmender Freund,“ ſagte mit einer Thräne im Auge der geſchmeichelte Vater: „Es iſt aber nicht das. Stellt Euch vor: auch ihn werde

ich bald wieder in meine Arme ſchließen. Alfons ſchreibt mir, daß der Herzog Auguſt ihn nach der Schweiz eingeladen hat. Er will dort mit meinem Raphael zuſammentreffen. Mein Raphael ſoll des Herzogs Porträt malen, und wenn es gut ausgefallen ſeyn wird, kann ihm, wie er meint, die Stelle eines Hofmalers beim Herzog nicht fehlen. Der Illuſtriſſimo und Sereniſſimo iſt ein Freund aller Künſte. Alfons kann es bis zum Galleriedirektor bringen! Seine Protektion kann vielleicht mir ſelber zu einer Hofcharge verhelfen. Wenn der Herzog nur einmal meine **Sinfonia eroica** hörte . . ."

Abermals gähnte Omnibus und ſprach: „Es ſchlägt Eins, Schwiegervater!" — Ghiribizzi ließ ſich nicht irre machen, ergriff des Eidams Hände feurig, und rief aus: „Welche Carriére ſind meinen Kindern eröffnet! O, wenn unſere Amarante von ſolchem Geiſt beſeelt geweſen wäre! Sie hätte es bei Euch ſo gut haben können: Ruhe, Anſehen, Reichthum . . . Alles, **per Dio**! Aber ſie war ein lebendiges Imbroglio, und es wäre ihr mit dem Gaetano, der übrigens ein fermer Tenoriſt geweſen, noch übel ergangen, wenn nicht — wie unſere Laura geſchrieben — das kühle Grab zu Nizza ſie verſchlungen hätte." — „Ach ja, ach ja, ſchweigen wir hievon," bat Omnibus wiederum, und putzte die Lichter, und rieb ſich die Augen. — „Wollt Ihr Alfonſo's Brief leſen?" fragte Ghiribizzi, indem er den zerknitterten Bogen hervorzog; „er iſt zwar ſchon etwas alt. Mein ſorgloſer Titian hat ihn ſchon vor mehr als einem Monat einem Freunde mitgegeben, der erſt heute hier durchreiste, und das Biglietto beſtellte." — „Danke, danke: ich bin ſo ſchläfrig, daß ich keinen Buchſtaben mehr unterſcheide!" — „Armer Erico! ich bin Schuld an Eurer Müdigkeit. Geht doch in's Bett." — „Schlafen Sie wohl, Schwiegervater, wenn's Ihnen auf dem Sopha möglich iſt." — „Es iſt mir ſchon ſchlimmer beſchert geweſen. Als ich

von Siena nach Viterbo reiste . . . " — „Gute Nacht, lieber Freund!" — Ghiribizzi hielt den ſchläfrigen Omnibus beim Schlafrock feſt. „Noch ein Wort, im Vierundſechzigſteltakt: Könnt Ihr mir nicht ein paar hundert Gulden leihen, um meine Wohnung der Laura zu Ehren, eleganter meubliren zu laſſen? Ihr wißt, wie's geht. Sie wird Beſuche annehmen müſſen . . . " — „Ach, wir wollen ſehen; aber erſt morgen ſehen. Gute Nacht, Maeſtro." — „Schlaft wohl, Excellentiſſimo, Cariſſimo, Ornatiſſimo!" —

Kaum befand ſich Omnibus wieder im Bett, als auch der Schlaf ſich ſeiner bemeiſterte. Doch war's nicht mehr der geſunde erſte Schlummer der Nacht. Er ſchaukelte den Ruhebedürftigen nicht, wie in einer Wiege, ſondern wie auf heftig bewegten Meereswellen. Sie brausten, die Wogen, und hin und wieder ſchlug daraus ein Ton hervor, bald der Baßpoſaune des Gerichts, bald dem Hülferuf des Ertrinkenden, bald dem Zirpen einer Rieſengrille zu vergleichen. „Werd' ich denn nicht Ruhe finden?" fragte ſich Omnibus, aus dem fieberhaften Taumel aufwachend. Er horchte. Im Salon war Geräuſch, war Muſik, aber eine barbariſche: irgend ein Gonggong wurde geſchlagen. Betroffen ſprang Omnibus zum zweitenmale aus den Federn, und ſah in den Salon. Da ſaß Ghiribizzi in Hemdärmeln mit aufgelöstem Halstuch am Flügel. „Ei, was machen Sie denn?" — „Ich konnte nicht einſchlafen." — „Das ſeh' ich, aber was haben Sie vor?" — „Ich ſtimme Euer Inſtrument." — „Um zwei Uhr Morgens?" — „Mir iſt ein artiger Gedanke eingefallen. Um ihn nicht zu vergeſſen, will ich ihn am Flügel zu Papier bringen. Aber der iſt verſtimmt; darum arrangir' ich ihn." — „Bitte, bitte, laſſen Sie mich ſchlafen." — „O freilich, freilich. Bin ſchon fertig. Werde ganz piano, pianiſſimo den Flügel läuten (suonare)." — „Gottheit der Geduld! ſteh' mir bei!"

ſeufzte Omnibus, indem er in's Bett zurückkehrte. — Der Schwiegervater ſpielte bis zum hellen Tage eine und dieſelbe Melodie, ſtecken bleibend, dann wieder anhebend, **forzando** und **smorzando**, dann und wann eine Stelle aus einer heroiſchen Symphonie trommelnd, daß die Wände dröhnten. Endlich wurde es ſtill; endlich verſank Omnibus in einen viertelſtundenlangen bleiernen Schlaf, aus dem ihn der Diener unerbittlich weckte. — „Was gibt's, Valentin?" — „Acht Uhr." — „Der Schwiegervater?" — „Fort." — Omnibus überzeugte ſich bald von der letztern Wahrheit. Der unſtäte Maeſtro war davon gegangen, indeſſen nicht ſpurlos. Seine Schuhe hatten Sofa und Teppiche heillos beſchmutzt, ganze Klumpen abgeträufelten Wachſes verunzierten den ſpiegelblanken Flügel; ein Cigarrenendchen glimmte noch auf dem Reſonanzboden zwiſchen einigen geſprungenen Saiten; des Geſanglehrers Regenſchirm hatte einen breiten See im Salon angelegt. — Der Tabacksdampf, der im Gemach regierte, ſteigerte noch den Kopfſchmerz des guten Omnibus. Er bereitete ſich niedergeſchlagen, ſein Frühſtück einzunehmen. Aber ein Donnerwort Valentins verbitterte ihm ſogar den geliebten Kaffee. „Der Herr Hofrath laſſen anfragen, ob's dem Herrn Allen nicht endlich gefällig wäre, zu kommen?" — Wie elektriſirt ſprang Omnibus auf, ſuchte ängſtlich zuſammen, was er zum Ausgehen brauchte, und lief ſpornſtreichs zum Schwiegervater Nummer Eins. —

Der Hofrath Kappa iſt nicht der unintereſſanteſte unter den Freunden des ehrlichen Omnibus. Der Hofrath iſt ein guter Fünfziger, ungemein breitſchultrig, ungemein roth im Geſichte. Die Haare mangeln ihm etwas, dafür beſitzt er fingerdicke rabenſchwarze Augenbraunen, finſtere Wetterwolken auf der Stirne des choleriſchen Jupiters. Seine Rede iſt barſch und befehlend, weil er in ſeiner Jugend ein armer Schlucker, ein Allerweltsdiener

geweſen iſt, der ſich von Jedermann hudeln laſſen mußte. Im Alter bringt er's nun ſeinen Untergebenen ein. Er iſt wohlhabend und Hofrath geworden, Gott weiß warum; das Letztere will freilich in Kappa's Vaterlande blutwewenig bedeuten. Er iſt eine Art von Encyklopädie mindern Schlags: ein Stück von einem Philologen, von einem Alterthümler, von einem Naturwiſſenſchäftler, von einem Arzt, von einem Finanzmann. Er lebt von ſeinen Renten ein hoffärtiges Leben, und kann die Ausländer nicht ausſtehen. Vornehmen Betragens, ſauber gekleidet, weiß er ſich in Geſellſchaft zu repräſentiren. Im Hauſe geht er, ein grimmer Löwe, im runden Kamiſol, die Fliegenktatſche oder den Abſtauber in der Hand, umher, und regiert unumſchränkt. Leider iſt der Despot ein Wittwer, und hat in Ermanglung der Kreuzträgerin ſeinen Freund und Ex-Schwiegerſohn zum Ableiter ſeiner Zorn- und Autoritätsblitze auserkoren.

Als Omnibus bei dem Hofrath eintrat, war deſſen Antlitz finſter und drohend. Er ſtreckte dem Freunde den Staubfederbuſch entgegen, und rief: „Endlich einmal!“ Dann deutete er mit ſeinem Scepter auf ein Zeitungsblatt in ſeiner Linken, und fragte mit verbiſſenem Grimm: „Haben Sie das geleſen?“ — Schüchtern erwiederte Omnibus, und tief gebückt: „Wenn Sie erlauben? Nein. Wenn ſie befehlen? Ja.“ — „Dummes Zeug!“ fuhr der Hofrath mit größerer Wärme fort: „Ich verbitte mir Ihre Späße oder Diſtinctionen. Ich habe mich ſchon geſtern ſattſam über Sie geärgert, weil ich millionenmal vergebens bei Ihnen geweſen. Hören Sie jetzo. In dieſem General-Staats-Poſtreiter Nummer 78, . . . alſo in der geſtrigen, ſteht, wie hier gedruckt zu leſen: „Genf, am dritten Juli. — Der talentvolle Künſtler, Herr „Alfons Ghiribizzi, ein junger Maler erſten Rangs, iſt „vorgeſtern hier angelangt, von Rom kommend, woſelbſt „er ein halbes Jahr verweilt hat. Er iſt im Hotel des

„Bergues abgeſtiegen, woſelbſt ihn Se. Hoheit der Her„zog Auguſt erwartete. Dieſer Fürſt hat dem wackern „Ghiribizzi die Gnade erzeigt, denſelben hieher zu be„ſcheiden, und ihm die Ausführung des lebensgroßen „Porträts Sr. Hoheit anzuvertrauen.“ Folgt nun eine volle Ladung von Lob, das ich übergehe. Was ſagen Sie dazu? frage ich Sie. Was ſagen Sie dazu? frage ich noch einmal.“ — „Hm —“ lautete die Antwort des guten Omnibus: „ich freue mich, daß Alfons mit ſeiner Kunſt Glück hat.“ — „Sie freuen ſich?“ fragte Kappa drohend. — „I warum denn nicht? Der Vater Ghiribizzi iſt mein Freund, und was ihm begegnet . .“ — „Schweigen Sie. Schämen Sie ſich. Nennen Sie ſich nicht mehr meinen Freund, wenn Sie begeiſtert von der ausländiſchen Sippſchaft reden wollen. Mich dünkt, Sie hätten eben nicht große Urſache, den Ghiribizzi's hold zu ſeyn. Ich habe Sie gewarnt, als Sie den dummen Streich, die Amarante zu heirathen, im Schilde führten. Sie haben nicht geglaubt . . . meinetwegen.“ — „Das iſt ja eine längſt abgemachte Sache,“ bemerkte Omnibus verlegen. Worauf der Hofrath triumphirend: „Ja wohl, Gott ſey Dank. Sie ſind ein ſchwacher Menſch; wer kann dafür? Laſſen Sie ſich meinetwegen von dem alten Mauſefallenkrämer anfingen; borgen Sie ihm Ihr Geld auf Nimmerwiederkriegen; halten Sie den Sohn des wälſchen Taktbrügels, den ſpitzbübiſchen Alfons, für einen Vandyk oder Iſabey . . . aber ſchreien Sie, gleich mir, Zeter und Wehe über den Burſchen, da er in der Schweiz iſt, am Genferſee, in Genf ſelbſt . . . Donner und Wetter!“ — „Ich weiß nicht, was Sie ſagen wollen,“ bekannte Omnibus verzagt: „warum ſoll denn ſich Alfons nicht in Genf aufhalten?“ — „Warum? Legen Sie Ihre Bilanz bei Gericht nieder. Sie ſind an Gedächtniß, Verſtand und Gemüth bankerott. Warum nicht in Genf, fragen Sie? Liegt denn nicht Lauſanne gegenüber

von Genf? Wie weit iſt Lauſanne von Genf?“ — „Zwölf Stunden zu Lande, vier Stunden per Dampf über'n See.“ — „Sehr wohl, ſehr wohl, mein Herr. Ein Katzenſprung alſo. Und Sie leiern das ſo ruhig her? Iſt Ihnen Ihre Ruhe, meine Ruhe, die Ruhe Ihrer Braut nicht mehr werth?“ — Omnibus ſchreckte zuſammen vor dieſer Anrede und dem graſſen Blick des Hofraths; denn nun fiel dem Armen, der bis daher ſein Gehirn umſonſt gemartert hatte, erſt wieder die fixe Idee des Hofraths ein. Dieſe beſtand aber in nichts Geringerm, als den Wittwer der älteſten Tochter des Hofraths zum Gatten der jüngſten, der hübſchen Hildemund, zu preſſen. Eine fixe Idee hat nun das eigene, daß ſie von Niemanden goutirt wird, als gerade von ihrem Inhaber allein. Daher goutirte ſie auch Omnibus nicht, der allen Ehegedanken Valet geſagt hatte, um ſich nur der Freundſchaft und ihren bitterſüßen Pflichten hinzugeben. Eben der hohe Begriff jedoch, den er ſich von der Freundſchaft gebildet, und die Friedſeligkeit ſeiner Natur im Allgemeinen veranlaßte den guten Erich, ſich niemals offen gegen den Plan ſeines Schwiegervaters auszuſprechen, und ſich auf's unbeſtimmte Zögern zu verlegen, um nicht des Hofraths Freundſchaft in die Schanze zu ſchlagen.

Auch dießmal verneigte ſich Omnibus vor dem Selbſtherrſcher Kappa, und wagte nur die Bemerkung, daß — wenn ihm ſelbſt das Projekt zur Ehre gereiche, dennoch die Geſinnungen der ſchönen Hildemund über dieſen Punkt ihm unbekannt ſeyen, unbekannt, wie ihre ganze Perſon, die er niemals mit ſeinen leiblichen Augen geſehen. In der That war auch Hildemund von früheſter Jugend an bei einer ferne wohnenden Tante erzogen worden und erſt nach deren Tode in's Vaterhaus zurückgekehrt. Dazumal war Omnibus juſt auf ſeiner großen Reiſe begriffen geweſen. Während ſeiner Abweſenheit hatte der oft

beſagte Alfons gewußt, ſich in's Herz der jungen Hildemund einzuſchmeicheln. Der Hofrath, den Künſtlern und Ausländern feind, den Geſanglehrer Ghiribizzi verachtend, war gleich einem Wolf in das unſchuldige Liebesnetz ſeiner Tochter und des angehenden Malers gefahren, und hatte es in Stücke zerriſſen, indem er ſeine Hildemund Knall und Fall nach Lauſanne in die Penſionsanſtalt der Dame Sarabande geführt. Seit jener Zeit war Hildemund daſelbſt verblieben; Erichs zweiter kurzer Eheſtand war zu Ende gegangen, ſeine Amarante in Nizza geſtorben, Alfons vor einem halben Jahre nach Rom gezogen, und noch immer weilte Hildemund, um ihrer höhern Ausbildung willen, in der Schweiz.

„Pah, pah!“ erwiederte Kappa auf die ſchüchterne Einwendung des Schwiegerſohns: „Das ſind kindiſche Ausflüchte. Ich bin ein Mann der alten Zeit, und will nach alter Zeiten Gebrauch der Herr in meinem Hauſe ſeyn: folglich die Tochter nicht erſt fragen, ob ſie will oder nicht, folglich ſie verheirathen nach meinem Gutdünken. Ihnen, lieber Omnibus, wird es Ehre bringen, wenn Sie ſich durch eine Ehe mit Hildemund von der tollen Mariage mit der Tochter des Muſikanten rehabilitiren; für die Dispens will ich ſorgen. Die Hauptſache iſt jedoch, daß Hildemund ſo ſchnell als möglich von der Gefahr befreit werde, die ihr des Farbenkleckſers Nähe bereitet. Sie werden morgen mit Extrapoſt nach Lauſanne abgehen. Ich vertraue Ihnen meine Tochter an; führen Sie dieſelbe in meine Arme zurück. Die Reiſe wird Ihnen Gelegenheit die Fülle geben, mit Hildemund in ein näheres Verſtändniß zu treten. Sie weiß von meinen Plänen; ſie wird ihren Bräutigam lieb gewinnen. Es wird Alles nach Wunſch gehen. Sie kaufen dann ein Haus; wir werden beiſammen wohnen, und meines ſpäten Alters Freude wird euer Glück ſeyn, und die Satisfaktion, die

Hoffnungen des alten Fabarius*) und ſeines naſeweiſen Sohns in Trümmer geſchlagen zu haben.

„Morgen ſchon! mit Extrapoſt?“ fragte betreten der biedere Omnibus, und zog ſeine Agenda hervor, um zu ſehen, welche Maſſe von Verbindlichkeiten gegen ſeine Freunde ihm obliege.

Der Hofrath fuhr, vom Zorn begeiſtert und mit dem Zeitungsblatt geſtikulirend, fort: „Wie oft hat mich der liederliche Doremiſa geärgert, der inſolente und inſolvente Jupujaba!**) Wahrlich, ein Beutelneſtler iſt er; aber er neſtelt immer nur am leeren Beutel! Wenn ich meine Hildemund den Klauen des Bänkelſängers und ſeines Sohnes, des Tünchergeſellen, entreiße ... wie ihnen die Galle platzen wird! wie ich ihm, dem Alten, dann meine Verachtung beweiſen will! Er ſoll ſchwitzen vor Zorn und Verdruß! Ich will nicht von ihm ablaſſen, bis das Ammonium aus allen ſeinen Poren dunſtet! — Machen Sie ſich davon; ordnen Sie, was Sie zu ordnen haben! Schnüren Sie Ihren Bündel, während ich Ihre Vollmachten ſchreibe, ſammt den Briefen, die Sie abzugeben haben werden.“

Omnibus — nicht Ghiribizzi — ſchwitzte in dieſem Augenblick beträchtlich Ammonium. „Vergeben Sie,“ flüſterte er über blaſſe Lippen: „Die Zeit, die Sie anberaumen, iſt zu kurz. Leſen Sie dieſe Notizen. Alle dieſe Aufträge ſind dringend: Dem Kapitän ein Logis verſchaffen, ... mit dem Sattler wegen Wilibald Rückſprache nehmen, ... Ghiribizzi's Wohnung neu möbliren laſſen ...“

Die letzten Worte verſetzten den Hofrath in unbeſchreib-

---

*) Alte verächtliche Benennung der Sänger, von denen man ſagte, ſie äßen vorzugsweiſe Bohnen, um ihre Stimme klar zu erhalten.

**) Jupujaba oder Beutelneſtler, eine braſilianiſche Vogelgattung.

liche Wuth. „Nennen Sie mir den verwünſchten Namen nicht!“ zürnte er: „Entſagen Sie Ihrer ignobeln Verbindung mit jenem Menſchen. Sie ſind ein Schaf, wenn ſie nicht ein Krokodil ſind, das im Einverſtändniß mit jener ſaubern Sippſchaft in „Bizzi“ meinen Frieden zerbeißen will! Keine Einwendung fürder! Holen Sie heute Abend Ihre Briefe bei mir ab; morgen um zehn Uhr müſſen Sie ſchon zwei Stationen zurückgelegt haben, oder ich ſage mich los von ihnen, erkläre Sie für den treuloſeſten Freund, fluche Ihnen als dem undankbarſten Sohne! Verſtehen Sie mich?“

Das ſchwanke Rohr gab dem Sturme nach. Omnibus ging mit verſtörtem Kopfe vom Hofrath weg, Alles verheißend. „Was nun zuerſt beginnen?“ fragte er ſich auf der Straße: „mein furchtbarer Schwiegervater hat meine Gedanken in totale Unordnung gebracht.“

Da eben ein Polizeidiener vorbeiging, erinnerte ſich Omnibus an die Polizeidirektion, an den Paß, deſſen er zu der fatalen Reiſe bedurfte, und ſchlug die Straße nach dem Paßbureau ein. Als er vor die Schranken trat und ſeinen Namen angab, ſteckte juſt ein junger Mann die ſo eben gelöste Aufenthaltskarte in ſeine Brieftaſche, und folgte dem vom Bureauchef in ſein Kabinet beſchiedenen Omnibus mit den Augen. Hierauf ſtellte er ſich unten an der Treppe der Kanzlei auf; und ſobald Omnibus, nachdem er ſein Anliegen angebracht und bis auf des Miniſters Unterſchrift erledigt hatte, die Treppe herabſtieg, fiel ihm der junge Elegant um den Hals, ohne alle Umſtände, und ſagte zu ihm: „Freue mich, freue mich ſehr, Ihre Bekanntſchaft zu machen!“ — Omnibus betrachtete den ihm durchaus Unbekannten verwundert, und fragte, was der Brauch iſt. — „Mein Name iſt Ladron, Herkules Ladron; ich bin der Sohn des Kunſt- und Muſikalienhändlers in Petersburg.“ — „Meines Freundes und Verlegers in spe?“ fragte Omnibus abermals, und zwar entzückt;

denn ſeine Meſſen und Quintetten und Septuors wirbelten vor ſeiner Phantaſie auf und ab, und längſt ſchon hatte er mit dem berühmten Ladron wegen des Stichs und Verlags ſeiner muſikaliſchen, wegen des Verkaufs ſeiner gemalten Meiſterſtücke correſpondirt. — „Derſelbe," verſetzte der Fremde, und ſtrich behaglich ſeinen Bocksbart: „ich komme von Rom, wo ich in Auftrag meines Vaters eine Menge von werthvollen Stücken — ein jedes ein capo d'opera, gekauft habe. Nach Hamburg reiſend, hielt ich hier an, um einen Brief des Hauptkünſtlers Alfonſo Ghiribizzi an deſſen Vater zu beſtellen und um Ihre Bekanntſchaft zu machen. Mein Vater iſt Ihr Freund, Ghiribizzi iſt Ihr Freund: ich verſpreche mir herrliche Tage in Ihrer Geſellſchaft. Schenken Sie auch mir einen Theil der Freundſchaft, die Sie für meinen Vater hegen!"

„Von Herzen gern, junger Mann; von Herzen gern!" antwortete Omnibus, von ſeiner Gutmüthigkeit überrumpelt. — Die Herren waren in Erichs Wohnung eingetreten. „Herr!" ſagte Valentin: „da wartet ein Soldat!" — „Wer da?" fragte Omnibus unwirſch. — „Gut Freund," hob der Soldat, des Kapitäns Fourierſchütz, die Hand an der Mütze und ſteif wie ſein Kanonenputzer, an: „Der Herr Hauptmann laſſen fragen, ob Herr Allen das bewußte Logis gemiethet oder nicht?" — „Ich bitt' ihn," lieber Freund," — verſetze Omnibus höchſt ungeduldig: „dränge Er mich nicht. Es wird ſchon werden. Bis jetzt hatt' ich nicht Zeit. Ich weiß kaum, wo ich meinen Kopf habe. Mein Kompliment!" — Der Soldat machte Rechts um, und marſchirte gelaſſen ab. — „Jetzt erzählen Sie, jetzt reden Sie," ſagte Omnibus zu dem jungen Herkules, und dieſer berichtete nun von Petersburg und London, von ſeiner großen Tour. Während er ſprach, konnte Omnibus, ihn ſtill betrachtend, nicht umhin, in ſeinem Weſen etwas ſo ausgezeichnet Windflügeliſches und Unſtätes zu bemerken, daß er ſich verſucht

fühlte, ſeine Beobachtungen auf die Kleidung des Fremden auszudehnen. Der Rock des Herkules war fein und abgeſchabt; ſein Hut, urſprünglich weich und gut geformt, ſchien zu mehreren Landesvätern in fröhlicher Burſchengeſellſchaft hergehalten zu haben. Herr Ladron trug zwar an der linken Hand einen etwas welken Handſchuh; das war unbeſtreitbar. Aber der andere Handſchuh war nirgends zu ſehen, und die rechte Hand verbarg ſich, als wie verſchämt, in der Taſche der abgetragenen Pantalons. Ein röthlich-ſchwarzes Halstuch, **en Salope** drapirt, verhüllte den Platz, wo gemeinhin die weiße Wäſche zu Tage ſtreicht; das Gilet wurde durch den zugeknöpften Rock verborgen; aber eine prahlende Lorgnette, aus Perlmutter und Gold gefertigt, hing über den Rock, und ein ſehr comfortables Schnupftuch wanderte dann und wann aus der Taſche des Reiſenden und wieder hinein, bei welchem Hin- und Herwandern eine Viſitenkarte auf Omnibus Sopha fiel, welche der ehrliche Freund erſt fand, nachdem Herkules aufgebrochen war, mit den Worten, die ſchon Manchem in der Welt zu ſchaffen machten: „Wenn Sie mir's erlauben, werde ich Sie noch heute Abend oder Morgen früh zu ſehen die Ehre haben, um Sie in einer wichtigen Angelegenheit um Rath zu fragen, oder freimüthig, wie ein Freund den andern, um ihren gütigen Beiſtand anzugehen.“

Omnibus hatte ſchon oft dergleichen drohende Abſchiedsformeln gehört, und immer mit Scharfſinn geahnt, was dahinter ſteckte; auch heute ahnte er irgend etwas Compromittirendes, oder eine Anleihe in klingender Münze. „Herkules Ladron!“ ſagte er zu ſich ſelber: „der Sohn des Kunſthändlers und Freundes! wohl möglich; das wird wohl richtig ſeyn. In den Erzählungen des Sohns lebt der Alte ſo leibhaftig, als ſpaziere er vor mir herum. Angenehme Erinnerung! Angenehm iſt auch die Verſicherung, die mir Herkules ertheilte, daß meine

Meſſen, meine Sextetten vom Stapel laufen ſollen! ... ſie verdienen's, die beſcheidenen Studien eines beſcheidenen Dilettanten, der nicht ohne Phantaſie und Melodie iſt, wie ich mir ſchmeichle. Angenehm, wohl angenehm. Aber Herkules hat in ſeinem Coſtume, in ſeinem ganzen Benehmen etwas Nomadiſches, das mir nicht gefällt; ... und wenn man gleich bei Leibe nicht vom Aeußern auf's Innere ſchließen ſoll, ... ſo kann ich mir doch nicht helfen: er wird von mir etwas haben wollen, ... gewiß, ... ich kenne das. Nun freilich: ... auf Reiſen treten manchmal Dringlichkeiten ein; ... ach, mein Himmel, daß mir meine Reiſe einfallen muß!" ..."

Indem er dieſes bedachte und betrachtete, wickelte er die Viſitenkarte, die er mechaniſch aufgenommen, um ſeine Finger, rollte ſie dann wieder auf, brachte ſie ſeinen Augen näher und las darauf: „**Il Cavaliere Giangurgulo.**" — „Ach, Reſpekt," ſagte Omnibus alsdann, und machte eine Verbeugung vor dem leeren Sopha: „ein eminenter Künſtler, wie man ſagt! Ei nun, wenn der junge Herkules von ſolchen Männern beehrt wurde und wird, ſo muß ſeine Garderobe-Nachläſſigkeit mit einer genialen Laune entſchuldigt, und von ihr nicht auf den Charakter des Petersburgers geſchloſſen werden." — Zufrieden, zu dieſem Reſultat gelangt zu ſeyn, ſteckte Omnibus das Viſitenbillet an ſeinen Spiegel, und ging zum Fenſter, nach der Thurmuhr zu ſchauen, um ſeine Taſchenuhr darnach zu reguliren; denn es wollte heute gar nicht Mittag werden für ſeinen leeren, hungrigen, überwachten Magen.

„Poch, poch, poch!" ging's an der Thüre. „Ach Jemine, Ghiribizzi!" rief Omnibus, der an dem geheimnißvollen Klopfen den Freund und Schwiegervater zu erkennen gewohnt war. „Herein!" Unwillkürlich ſuchte Erich nach ſeinem Kaffaſchlüſſel. — Der Geſanglehrer ſchlenderte in's Zimmer, behielt den Hut, wie ſich von

ſelbſt verſteht, auf dem Kopfe, umarmte jedoch ſeinen Erico mit Zärtlichkeit, legte ſeiner Aermel Aufſchläge zurück, rieb ſich die Hände und begann das Geſpräch: „Ihr ſchlieft deliciös, da ich wie eine Katze Euer Zimmer verließ. Es iſt nicht meine Sache, einen Freund zu ſtören; darum vergebt mir den Abſchied **alla francese.** Wenn Ihr Euch jedoch beſinnen wolltet ... ich ſagte Euch geſtern ... wißt Ihr noch?“ — „Ja freilich, Beſter, freilich, und ich wollt' Ihnen herzlich gerne dienen; doch fürchte ich, iſt meine Börſe jetzt nicht allzu gut beſtellt. Zudem muß ich verreiſen, bald, morgen ſchon.“ — „Wohin?“ — „Ein Geheimniß.“ — „Meinetwegen; wenn Ihr mich nicht vexirt, um meiner los zu werden?“ — „Pfui, Maeſtro. Das Gegentheil zu beweiſen, will ich mit Ihnen theilen, was meine Kaſſe enthält. Es iſt gewiß, daß ich verreiſe.“ — „Um deſto dringender iſt meine Bitte um das Geld. Ich bin der Rabe auf dem Kirchthurm *). Meine Laura kann morgen, übermorgen eintreffen.“ — „Freilich, freilich; ich ſehe es ein. Wie viel denn? Geſchwinde, die Mittagsglocke läutet.“ — „Zweihundert Gulden wenigſtens.“ — „Schreiben Sie einen Empfangſchein. Ich hole Ihnen das Geld.“

Ghiribizzi hatte bald geſchrieben; er hatte dieſe Gattung von Schriftſtellerei im Griff. Auch Omnibus hatte das Geldholen im Griff, und kam bald wieder. Er fand ſeinen Freund wie verzückt vor dem Viſitenbillet am Spiegel, wohin er gegangen war, um zu ſehen, wie ihm der ſchief aufgeſetzte Hut zu Geſichte ſtand. „Glücklicher!“ ſchrie Ghiribizzi dem Erich entgegen, mit der einen Hand das Geld ergreifend und einſackend, mit der andern Erichs Rechte ſchier zermalmend: „Glücklicher! Auch der große Sänger,

*) Esser Corbachione del Campanile: ſich durch nichts irre machen laſſen (gleichwie der Rabe, der auf dem Glockenthurme haust und den Glockenlärm nicht fürchtet).

der Held des Baritons, der unermeßliche Giangurgulo, iſt bei Euch geweſen? Dreimal Glücklicher! „**Trombe, Tromboni, Clarini, timballi! Allegro! maestoso! trionfale!**“ — Er hämmerte außer ſich eine Fanfare auf dem Flügel, daß abermals ein paar Saiten ſprangen.

Nun war eine Kapitalſchwachheit des ehrlichen Omnibus dieſe: er prahlte gern mit ausgezeichneten Bekanntſchaften. Daher widerfuhr ihm heute, daß er zugab, von dem berühmten Sänger beſucht worden zu ſeyn. Bitter bereute er die kleine Lüge, als Ghiribizzi ihm noch einmal um den Hals fiel, und bat, ihn zu dem großen Manne zu führen, deſſen Protektion er anzuflehen geſonnen ſey, aber an den er nicht kommen könne, ohne von einem gewichtigen Gönner vorgeſtellt zu werden. — „Recht gern,“ ſtotterte Omnibus; „wenn wir den Extramenſchen nur zu finden wüßten!“ — „Stellt Euch nicht ſo ungeſchickt an!“ zürnte der Freund mit rollenden Augen: „Glaubt Ihr, ich wüßte nicht, daß der Ritter geſtern angekommen? Er logirt im „Drachen,“ wird ſich nur ein paar Tage aufhalten, . . . ich bin der erbärmlichſte Menſch auf Erden, wenn ich den Ritter nicht ſprechen kann. Er hat Aufträge von allen Potentaten Italiens . . . von allen großen Impreſarien . . . in jeder Taſche hat er ein Dutzend von Kapellmeiſterſtellen, von Chordirektoren . . . er winkt mit dem Finger, und ich bin **Maestsro al Cembalo** in **San Carlo**, in der Fenice . . . oder wenigſtens erſter Baſſo in einer Kardinalskirche in Rom!“

Ghiribizzi tanzte vor Freuden, ſchmeichelte ſeinem Erico und bat, deſſen Wangen ſtreichelnd, um Erhörung. Die Idee, ſeinem Freunde vielleicht zu nützen, hielt den verlegenen Omnibus ab, ſeine Lüge zu geſtehen. „Ein Unglück, daß der Giangurgulo gerade hier ſeyn muß!“ dachte er: „Doch iſt er ein Menſch, wie ein anderer, und wird meiner Perſon wohl nicht unzugänglich ſeyn.

Hab' ich ihn einmal geſprochen, ſo nehm' ich dann den Freund am Schlepptau mit mir, und wer das Alles einfädeln muß, iſt der Petersburger Herkules!" — Ghiribizzi war außer ſich vor Entzücken, als ihm Omnibus zuſagte, was er wünſchte, und bis zum Abend nähern Beſcheid zu geben verſprach. — „Das iſt mehr als Gold!" rühmte der Geſanglehrer: „Einen Oreſt haben, wie Euch, liebe Kinder haben, wie Alfonſo und Laura, ein Kapellmeiſter werden durch Giangurgulo! ... Gibt es Beſſeres in der Welt? Aber **prestissimo**, lieber Freund! Wenn's auf's „**Gradire**" ankömmt, bin ich nicht faul, laſſe ich die Hände nicht hängen. Um etwas zu gewinnen, eine fette Stelle zu erobern, ſage ich ſelber, iſt es beſſer, ſeine Schuhe, als ſeine Bettücher abzunützen." — „Richtig, richtig. Ich muß zum Speiſen, lieber Schwiegervater, damit mein Magen ſich nicht abnütze." — „Geht, geht, oder ich gehe ein Stück mit Euch. Ich ſtöre meine Freunde nie. Ein Jeder muß ſeine Freiheit haben, aber vergeßt mir den Cavaliere nicht; hört Ihr?" — Auf der Straße ſagte der Geſanglehrer vertraulich zum Freunde: „Was ich Euch ſagen wollte: der junge Mann, der mir Alfonſo's Brief gebracht, hat mich um eine kleine Geldaushülfe angeſprochen. Nun, ich ſelbſt habe nichts ... ich hab' ihn jedoch veranlaßt, ſich an Euch zu wenden." — „Das iſt ein ſchlechter Gefallen, den Ihr mir da erwieſen habt, Ghiribizzi." — „Nun, nun: Ihr könnt's ja laſſen, wenn Ihr's nicht thun wollt. Ich habe nur gemeint, daß ... weil der junge Mann Eures Verlegers Sohn iſt ... eine ſimple Meinung iſt's geweſen. Doch ſeyd Ihr der Patron immerdar. Das ewige Geldgebettel iſt überläſtig, lieber Freund; ich weiß das wohl." — Omnibus mußte lächeln, als ſich der unverbeſſerliche Borger mit dieſer Phraſe empfahl. — An dem Gaſthaus „zum Drachen" vorübergehend, hemerkte Omnibus den Wirth des Hotels, der unter dem Thore ſtand, nach Wind

und Wetter ſchauend. „Bon jour, Papa Mandelkern!“ — „Bon jour, Herr Omnib ... Herr Allen, wollt' ich ſagen.“ — „Beſetzt, brav beſetzt.“ — „So ſo, la la; die großen Herrſchaften zögern noch immer.“ — „Haben Sie den berühmten Giangurgulo?“ — „Freilich. Berühmt iſt er wohl, aber es iſt nichts an ihm zu verdienen. Eine Taſſe Waſſerchokolate, Reisſuppe, eine Polenta und eine Taube oder ein Hühnchen. — Zuckerwaſſer die Menge, und nicht ein Tropfen Wein ... das iſt des Sängers Diät.“ — „Er hat Recht. Eine fette Küche, ein mager Teſtament, ſagen des Ritters Landsleute.“ — „Meinetwegen; aber gewiß iſt, daß mir an den Treppen mehr ruinirt wird, als der Tonkünſtler einbringt. Alle Theater-, Orcheſter- und Dilettantenvereinsmitglieder ſtürmen mir das Haus. Leider ſind die Herren von der Muſik vergeßliche Zahler, und meiner ſchwarzen Tafel werden wieder Dinge weiß gemacht, die mir gar nicht gefallen.“ — „Bedaure,“ verſetzte Omnibus, und wollte weiter gehen, als ihm der Wirth nachrief: „Darf ich nicht um einen Augenblick bitten? Da iſt geſtern ein junger Mann — es ſind eigentlich zweie — bei mir angelangt: ein Ruſſe und vorgeblich von beſter Familie. Dem Herrn ſcheint der Nervus etwas knapp zu liegen. Er war juſt vorhin nicht im Stande, eine große Kiſte, die heute der Poſtwagen für ihn brachte, auszulöſen, und bat mich um ein Darlehen. Er berief ſich unter anderm auf Sie, der ihn kenne, oder ſeinen Vater, oder, ich weiß nicht wen in Petersburg? Darf ich dem Herrn Ladron Credit geben, charmanter Herr Allen?“ —

Des Gaſtwirths ſchlaue Miene machte, daß Omnibus einigermaßen bedenklich wurde, verlegen ſeine Haare ſtrich, und erwiederte: „Ich weiß nicht, was ich da antworten ſoll. Ich möcht' es Ihnen nicht rathen ... ich möchte für nichts gut ſtehen. Im Gegentheil, lieber

Herr Mandelkern. Ich bin Ihr Freund, und muß Ihnen offen ſagen ... es mag ſeyn, daß der junge Mann die Wahrheit ſagte ... der Name Ladron iſt in der Handelswelt von gutem Klang ... dennoch — ich weiß nicht — ein gewiſſes Etwas warnt mich, macht mich ſcheu. Solche junge Reiſende von Profeſſion ſind oft wie die Muſikanten, von denen Sie geſprochen haben, und wenn auch der Name „Herkules Ladron" ein ſehr geachteter iſt ..."

Indem Omnibus von den Muſikanten geſprochen, hatte er ſich wieder des Sängers und ſeiner Hoffnung, vom Ladron beim Ritter eingeführt zu werden, erinnert; er ſchwankte unſchlüſſig zwiſchen Warnungs- und Beruhigungspredigten. Der Zufall wollte eben, daß der beſprochene Fremdling, aus dem Hauſe kommend, ſeinen neuen Freund erblickte, und ſeinen eigenen Namen von demſelben ausgeſprochen hörte. Voll von Kordialität eilte er auf Omnibus zu, ſchüttelte ihm die Hand, und ſprach: „Sie nehmen mir, indem Sie mit dem Herrn Gaſtwirth ſprechen, einen Stein vom Herzen. Ohne Zweifel, Herr Mandelkern, wiſſen Sie jetzt Beſcheid, und werden mir den Gefallen erzeigen?" — Mandelkern warf einen vielfragenden Blick auf Omnibus; dieſer gab ihm einen vielverſprechenden zurück, und, unfähig, in Gegenwart des Beargwohnten ſeinen Verdacht länger zu behaupten, leiſtete er ſogar auf die Neutralität Verzicht. Er ſagte kurz und gut: „Es verſteht ſich von ſelbſt, Herr Wirth. Ich bin mit Vergnügen Bürge für dieſen jungen Mann. Sein Vater iſt mein Freund; und ſomit iſt alles geſagt. Stellen Sie immerhin Ihr Haus zur Verfügung dieſes Herrn; ich garantire. — Iſt's ſo recht?" ſetzte er, beide Freunde gutmühig anſehend, hinzu. — „Vollkommen," antwortete Mandelkern mit Verneigung und dem Lächeln des Schelms. — „Sie ſind der Engel, den mir mein Vater ſchilderte! ..." rief Her-

kules entzückt, und küßte ſeinen Bürgen auf beide Wangen: „Sie ſind würdig, mein ganzes Mißgeſchick zu erfahren; ich will Ihnen nichts verſchweigen; Sie ſollen mir rathen, mir helfen. Von keinem Menſchen in der Welt möchte ich eine Hülfe acceptiren, weil ich erwarten darf, von Ihnen unterſtützt zu werden. Speiſen Sie heute mit mir.“ —

Der liebenswürdigen Einladung des Reiſenden und dem verführeriſchen: "Iſt's gefällig, hinein zu ſpazieren?“ des Wirths, das vom Silberklang der Eßglocke feierlich begleitet wurde — beiden widerſtand Omnibus. „Es thut mir wahrlich leid,“ ſagte der Würdige: allein Ihre Tafel, Mandelkern, dauert mir zu lange, und ich ziehe das **à la carte** der „Königin von England“ vor, da ich nach Tiſche der Geſchäfte viele habe.“ — Mandelkern zuckte bedauernd die Achſeln, und eilte, wohin die Pflicht ihn rief: an den Vorſchneidetiſch; zu Herkules ſprechend, meinte Omnibus: „Wenn Ihnen gefällig wäre, heute neben mir verlieb zu nehmen, ſo fände ich bequem Zeit, Sie anzuhören, und mit Ihnen über einen Punkt zu reden, der mir am Herzen liegt.“ — „Ein Vergnügen, ein Vergnügen“ erwiederte Herkules mit dem Lächeln der Befriedigung, indem er ſich familär in Omnibus Arm hing, und mit ihm fortging: „Sie meinen den Stich und Verlag Ihrer Meſſen und Sextetten? Eine abgemachte Sache; ſchon bereits im Voraus vom Vater beſchloſſen, und heute von mir, als einem Plenipotentiarius, ratificirt.“ — „Schön, ſchön, dankbarſt aufgenommen!“ verſicherte Omnibus: „allein es iſt nicht gerade dieſes, wovon ich mit Ihnen ſprechen will. Laſſen Sie jedoch zuerſt *mich* wiſſen, was Ihnen fehlt, womit ich dienen kann?“ —

Ueber die jugendliche Stirne des Kalbskopfs, der in der „Königin von England“ vor die Eßluſtigen geſtellt worden war, ſchweifte melancholiſch der Blick des Herku-

les. Der junge Mann ſammelte ſich, und erzählte ſofort männlich gefaßt, wie ihn auf ſeiner Heimkehr aus Italien Straßenräuber geplündert, und um das Geld, Brieftaſche und Uhr gebracht; wie er zwar in Turin von einem Correſpondenten ſeines Vaters eine Summe erhoben, die wohl ausgereicht haben würde, die weite Reiſe nach Rußland zu vollenden. „Was mußte jedoch geſchehen, was ſich mit mir begeben?“ fragte Herkules, indem ſein Geſicht von Beſchämung, von edler Reue verfinſtert wurde: „Ich habe Ihnen bis jetzt erzählt, was Hunderten begegnet iſt, was Hundert andere gelogen haben, was ich auch gelogen haben könnte, wenn Sie mich nicht kennten, und des reichen Ladrons, Ihres Freundes und Ihrer Kunſtwerke allergewiſſeſten Verlegers Sohn für einen gaunerischen Landſtreicher zu halten im Stande wären. Aber jetzt ſteh' ich auf dem Punkte, Ihnen etwas zu entdecken, was meinem Selbſtgefühl wehe thut, und Sie werden bekennen müſſen, daß nur die leidige Wahrheit redet, wie ich rede: ich habe — um den Verluſt zu erſetzen, den mir die Straßenräuber zugefügt, geſpielt, und habe obiges Turiner Geld, meines Vaters Geld — verloren; verloren, bis auf wenige Thaler, die mir bis hierher halfen, wo ich zu meinem Glücke Sie, meinen Engel, gefunden habe!“

Es iſt unnöthig, die weiteren Verhandlungen, die dem ſchweren Geſtändniß folgten, der Breite nach anzuführen; denn es genügt ſchon, zu ſagen, daß Omnibus dem Sohne ſeines Freundes und allergewiſſeſten Verlegers eine nicht unanſehnliche Summe verſprach, und ſich vergebens ſträubte, dafür gewiſſermaßen als Pfand die bewußte ſchwere Kiſte, mit Kunſtſachen und Antiquitäten gefüllt, ad **Depositum** zu übernehmen. Hierauf kam Erichs Anliegen an die Reihe. Er unterrichtete freimüthig den Herkules von dem Fund der Viſitenkarte, von der kleinen Prahlerei, die er ſich mit Giangurgulo's Be-

kanntſchaft erlaubt, von dem Zufall, der ihn, dem Geſanglehrer gegenüber, in ſeiner Schlinge gefangen, und von ſeinem dringenden Wunſche, daß Herkules, der ohne Zweifel den berühmten Sänger kenne, die Güte haben möchte, ihn, Omnibus, und den Maeſtro Ghiribizzi bei dem vortrefflichen Künſtler einzuführen; jedoch im Voraus zu veranſtalten, daß der Cavaliere etwas zutraulich mit demjenigen umgehe, der ſich ſeines Beſuches gerühmt, damit ſich der Freund vor dem Freunde keine Blöße gebe. — Nach kurzem Bedenken ſagte Herkules freundlichſt zu, verſprach am Nachmittag mit der fraglichen Kiſte der Künſtleraudienz nähere Feſtſetzung zu überbringen, und die neuen Freunde trennten ſich, gegenſeitig zufrieden. —

Alſogleich lief Omnibus zur Polizei. Der Beamte erklärte bedauernd: der Paß könne erſt am folgenden Tage unterſchrieben werden; der Miniſter ſey auf dem Luſtſchloſſe des Fürſten, der Sekretär liege ſchwer krank, die verſchiedenen Attaché's ſeyen nirgends zu finden. „O Himmel, was wird der Hofrath ſagen!“ ſeufzte Omnibus nach manchen vergeblichen Einwendungen; dennoch war er im Innerſten erfreut, die verhaßte Reiſe wenigſtens um einen Tag verſchoben zu wiſſen. — Nun machte er ſich auf, für den Kapitän ein Logis zu ſuchen, was ihm aber, dem Gewitzigten, nicht gelang, weil er wählig geworden war. Sodann eilte er, um ſeinen Schwiegervater Ghiribizzi, der pünktlich in ſeine Wirtshausgeſellſchaften zu gehen pflegte, nicht zu verpaſſen, mit Vertröſtung und Zuſage zu demſelben. — Wilibalds Tilbury-Angelegenheit nahm die letzte Stunde des Nachmittags in Anſpruch. Erſt am Abend fand Omnibus Zeit, athemlos nach ſeinem Quartier zurückzukehren. Valentin kam ihm auf der Treppe mit verſtörtem Geſicht entgegen: „Ich habe Sie überall geſucht, aber nirgends gefunden,“ meldete der treue Diener: „Wiſſen Sie, daß der Kapitän militäriſch von Ihrem Logis Beſitz genom-

men hat?“ — „Alle Teufel! das iſt ja nicht möglich!“ — „Er hat Wort gehalten,“ erwiederte Valentin traurig: „ſein Gepäck — nun, es beſteht nur in einem Koffer und Mantelſack — liegt in Ihrem Salon, ſeine Nachtmütze auf Ihrem Bette. Er hat, als er ausging, das ganze Logis verſchloſſen, und läßt Ihnen durch mich den Schlüſſel ſeines ehemaligen Quartiers überreichen, damit Sie ſich darinnen gedulden können, bis Sie Ihr Verſprechen, eine paſſende Hauptmanns-Wohnung zu ſchaffen, gelöst haben werden.“ — „Hat man je eine Barbarei geſehen, wie dieſe?“ fragte Omnibus troſtlos, und hob den enormen Hausſchlüſſel des Kapitäns in ſeinen gefalteten Händen zum Himmel empor: „Meine Kleider, meine Schlafröcke, mein Geld, meine Bequemlichkeiten ... Alles in fremder Gewalt? So vergilt der Freund dem Freunde?“ — „Wenn Sie einen Schloſſer kommen ließen?“ fragte Valentin. — Omnibus ſchauderte vor der ſo einfachen Maßregel. „Würd' ich mich nicht auf ewig mit dem Kapitän entzweien?“ fragte er entgegen. Eine Baßſtimme erwiederte ihm: „So lang ich die Augen offen habe, wird kein Menſch nicht meines geſtrengen Herrn Hauptmanns Thüre aufbrechen dürfen!“ Und, mit der Hand an der Mütze, aber funkelnden Blicks ſtand hinter dem erſchrockenen Erich der Fourierſchütz des Kapitäns: ein Wächter, dem Alles zuzutrauen war. „Siehſt Du wohl, Valentin?“ fragte Omnibus noch einmal troſtlos. — Der Bediente machte ein grämliches Geſicht, auf den Fourierſchütz deutend: „Der Soldat hat ſich in meine Kammer einlogirt, wie ſein Herr in Ihre Zimmer. Ein Glück, daß ich heute zu der Hochzeit meiner Brudertochter zu gehen veranlaßt bin, ſonſt gäb's beim Schlafengehen ein Unglück; verlaß' Er ſich darauf, Soldat ...“ — Der Kanonier rührte ſich nicht, wich nicht von dannen.

In dem Moment wurde des jungen Herkules Kiſte

gebracht. Der Sohn des allergewiſſeſten Verlegers begleitete ſein Eigenthum, und ſagte zu den Trägern wohl fünfzigmal: „Aufgeſchaut, Achtung gegeben! nicht angeſtoßen! langſam, behutſam, ihr Eſel! alles Gold der Welt könnte nicht bezahlen, was verdorben würde, wenn Ihr die Kiſte fallen ließet! — Da iſt das bewußte Depoſitum," ſprach er dann höflich zu Omnibus: „befehlen Sie, wohin es geſtellt werden ſoll." — „Liebſter," entgegnete Erich kläglich: „ich bin in der ſonderbaren Lage, nicht in meine eigene Wohnung bringen zu dürfen. Wollen wir nicht bis Morgen, wo Alles ſich ausgleichen wird — wollen wir nicht die Kiſte hier auf dem Vorplatze laſſen?" — „Meinetwegen," verſetzte Herkules. „Können Sie aber alsdann für dieſe unendlich werthvolle Kiſte gut ſtehen?" fügte er mit einem Blick hinzu, der alle Qualen der Befürchtung und des Zweifels in Omnibus entfeſſelte. „Mein Gott, mein Gott!" jammerte er: Sie haben Recht. Wenn irgend ein frecher Dieb... mein Gott, in welche Verlegenheit bringen mich meine guten Freunde! ich kann wahrhaftig nicht gut ſtehen ... Valentin, was fangen wir an?" — Valentin ſchüttelte den Kopf. Der Fourierſchütz ließ die Gnade walten. „Wollen Sie die Kiſte in meine Kammer ſetzen laſſen? Ich gehe nicht von Hauſe, muß den Herrn erwarten." — „In ſeine Kammer!" brummte Valentin; aber Omnibus hätte beinahe den Soldaten umarmt, und drückte ihm ein Trinkgeld in die Hand, ſagend: „Er iſt ein braver Menſch, — nein, Sie ſind ein braver Mann! Sie verdienten Hauptmann zu ſeyn, ſtatt ..." hier unterbrach er ſich plötzlich, fürchtend, ſchon allzuviel geſagt zu haben.

Während die beiden Diener die ſchwere Kiſte in Valentins Kammer ſchleppten, wendete ſich Herkules freundlich zu dem guten Erich. „Der Ritter Giangurgulo erwartet Sie morgen, Sie und unſern Freund, jedoch nicht vor zehn Uhr. Ich werde Sie im Kaffeehaus zur

Traube abholen, wenn Sie erlauben." — „Sehr wohl; aber um zehn Uhr ſollte ich ſchon zwei Stationen zurückgelegt haben! Herr Gott, was wird der Hofrath ſagen! Aber ſtill: das iſt ein Geheimniß. Ich bin nicht unzufrieden, daß der Herr Hofrath mich nicht bei Hauſe finden werden, denn kommen, kommen wird er ganz gewiß, wenn ich nicht komme. Wo ſoll ich nur übernachten? In dem Drachen?" — „Beileibe nicht," fiel dem zagenden Freunde Herkules in die Rede; „Alles iſt dort überfüllt; Mann an Mann." — „Sehr unangenehm, auf Ehre. Aber ich muß Ihnen Beifall geben. Es wäre auch allzulächerlich, wenn ein angeſehener Mann, wie ich, im Gaſthaus übernachten wollte. Schon heute wäre die verwünſchte Geſchichte mit meinem Kapitän in aller Menſchen Munde. Wilibald iſt abweſend, Ghiribizzi hat kaum ein Bett für ſeine eigene Perſon, dem Hofrath muß ich ausweichen, ſtatt ſeine Gaſtfreundſchaft anzuſprechen,... am Beſten, ich gehe in Gottes Namen in des Kapitäns Logis ..." — Reſignirt machte ſich Omnibus auf den Weg. Herkules hielt ihn auf. „Wenn Sie verreiſen," ſagte er unruhig, — „wie wäre es dann mit dem Gelde, das Sie mir ſo großmüthig verſprachen?" — „Ich reiſe ja nicht," entgegnete Omnibus: „ich erſcheine morgen zur Audienz bei dem großen Baritoniſten. Wir finden uns ja morgen ..." — „Alles wohl und gut; aber meine Bedürfniſſe ... edler Mann ... **bis dat, qui cito dat!**" — „Dieſe Verwirrungen bringen mich noch um mein bischen Hirn!" fuhr Omnibus auf: „Sie ſehen ja doch in's Guckucksnamen, daß ich ſelbſt nicht in meine Zimmer treten, nicht zu meinem Schreibtiſch kann. Wie ſollte ich Ihnen denn auf dem Fleck geben, was ich Ihnen verſprach?" — Herkules verbeugte ſich tief, und erwiederte kaltblütig: „Edler Sterblicher, Sie haben gewiß hier einen Banquier, der auf ein Wort von Ihnen?..." — „Freilich, freilich," beſtätigte Omnibus, deſſen Hitze

ſchnell verraucht war: „Vergeben Sie mir meine Heftigkeit. Dem bedrängten ſchleunigſt beizuſtehen, befiehlt die Pflicht des Menſchen, vor Allem die des Freundes. Kommen Sie mit mir. — Valentin!“ — „Herr Allen?“ — „Geh mit mir in mein neues Quartier. Beſſer: geh voraus, und richte alles leidlich her in dem ſaubern Bivouak.“ — „Ich gehe zur Hochzeit, lieber Herr.“ — „Alle Teufel, Du gehſt mit mir. Was Hochzeit? geht Dein Dienſt nicht vor? Alle Wetter, das möchte ich ſehen! Allein ſeyn in dem fremden Hauſe, in der öden Wohnung?“ — Valentin, der ſeinen Herrn zu behandeln wußte, machte ſich ganz klein und unterthänig: „Wenn der Herr befehlen, ſo iſt's etwas Anderes. Aber der gnädige Herr hatte mir erlaubt, die Hochzeit zu beſuchen. Wenn ich, der Brautvater, ſo zu ſagen, fehlte... es wäre traurig für meine Bruderstochter, für ihren jungen Mann, für die ganze Geſellſchaft . . . ich hatte mich ſo innig darauf gefreut . . . aber allerdings geht der Herrendienſt vor, auch wenn ich ſchon lang verdient hätte, daß . . . mein einziges Vergnügen . . . meine langen Dienſte . . . mein Alter! . . .“ Der Kerl hob an zu ſchluchzen, als wär's ihm völlig Ernſt. Worauf den guten Omnibus ſeine harten Worte gereuten, und er verſetzte, beinahe ſelber weinend: „Ei nun, ſo halt' das Maul, alter Burſche. Es ſoll meinetwegen drum ſeyn. Heule nicht. Ich will mich wieder ohne Dich behelfen. Hab's oft im Leben thun müſſen. Will denken, ich ſey auf meiner großen Reiſe. Geh, wohin Du willſt: vorausgeſetzt, daß Du mit dem Früheſten Dich bei mir einfindeſt . . . hörſt Du?“ — „Sobald der Tag graut, betheuerte der Diener, und erbot ſich, nachdem er des Herrn Hände geküßt, freundſchaftlichſt, ja herablaſſend, in des Kapitäns Logis die Lichter zu beſorgen, und ſo viel Bequemlichkeiten anzuſchaffen, als in einer Miethkaſerne ſolchen Schlags zu finden ſeyn würden.

Omnibus ging ſtracks, von Laufen und Verdruß ermüdet, mit Herkules zu ſeinem Wechsler. O weh! auch dort war das Comtoir verſchloſſen! Mann und Frau und Comtoiriſten waren in's Theater gegangen. „Sie ſehen," ſagte Omnibus zu ſeinem ungeduldigen Begleiter, „heute iſt ein Tag des Unglücks. Warten Sie indeſſen getroſt auf Morgen. Mein Ehrenwort, daß ich Sie in der Traube, mit dem Gelde in der Hand, erwarte." — Herkules ſchied vom Freunde mit einigem Mißmuth, aber Verehrung und Dankbarkeit auf der Zunge. — „Ich bin entſetzlich müde, und werde hoffentlich auf des Kapitäns Wachſtubenbett gut ſchlafen," gähnte Omnibus, und ſuchte ſeine neue Reſidenz.

Auf dem Wege dahin ſtrich er unverſehens — es dunkelte ſchon mit Macht — an einen Hund, der ſich knurrend nach ihm umdrehte, jedoch plötzlich mit dem Schweife wedelte, und ihm folgte wie ein vertrautes Lamm. „Ach, Lion, was machſt Du hier zur ſpäten Abendzeit?" fragte, den Hund ſtreichelnd, der ehrliche Omnibus. Der Hund redete natürlich nicht, aber ſowohl aus ſeinem vernachläßigten Aeußern, als aus der Scheu, womit er öfters ſtehen blieb und horchte, als höre er von ferne den Pfiff ſeines Herrn, ließ ſich unſchwer errathen, daß er wieder einmal dem ſorgloſen Wilibald durchgegangen, und auf eigene Gefahr zur Stadt gelaufen war. „Ei, ei, Lion!" ſprach ihn daher Omnibus mit zärtlichem Vorwurf an: „Du biſt unverbeſſerlich. Aber komm; weil der Zufall Dich mit mir zuſammengeführt hat, will ich Dich heimgeleiten, damit Wilibald wegen Deiner beruhigt ſey." — Obſchon die Strecke weit, legte Omnibus ſie dennoch unverdroſſen zurück, und kam an Wilibalds Haus. Des Junggeſellen Wohnung war leer, war verſchloſſen, kein Knecht oder Kroom zu ſehen. Die Sterne ſchienen in die ſchwarzen Fenſter . . . Alles todt und ſtill. „Kuſch Dich, Lion!" befahl Erich dem Hunde

im obern Treppenwinkel: „Niederlegen! ſchön zu Hauſe bleiben, ſchön; braver Hund ſeyn, Lion!“ — Da er vorausſetzte, der Hund werde gehorchen, verließ er wohlgemuth Wilibalds Wohnung, wanderte, hinkend vor Müdigkeit, in das Centrum der Stadt hinein, verirrte ſich aus Zerſtreuung in das von ihm urſprünglich bewohnte Haus, und war ſchon oben an ſeiner Vorſaalthüre, als ihm einfiel: „He, wohnt nicht der Kapitän an Deiner Statt in dieſem Stockwerk?“ Worauf er gehorſam wieder umdrehte, und leiſe die Treppe hinunter ſchlich. Auf der Gaſſe kam ihm plötzlich vor, als begleite ihn ein dumpf-ſchnaufender Blasbalg. Umſchauend ſah er abermals den Newfoundland-Hund hinterdrein ſchreiten, gravitätiſch, als ob's von Anfang der Welt ſo hätte ſeyn müſſen. „Bring' ich den verzweifelten Hund nicht von der Seite?“ fragte er unwillig, und zur Antwort ſchüttelte Lion den Kopf, daß ſein breites Halsband raſſelte, wie eines Kerkermeiſters Schlüſſelbund. „Nein ſagſt Du, amerikaniſche Waſſerdogge, Hund des Nordens? Wohlan denn. Hoffe aber nicht, daß ich Dich die ganze Nacht hindurch ſpazieren führen werde. Wir ſind müde, guter Freund, und Du wirſt Dir bei mir es gefallen laſſen müſſen, wie ich mir's beim Kapitän gefallen laſſen muß; damit Du meinem Freunde nicht abhanden kommſt. Es dürfte nur mich heute Jemand mit Dir geſehen haben, und ſicherlich müßte ich die vierzig Louisd'or für Dich bezahlen, die Du meinem Freunde werth biſt. Das will ich aber nicht; ergo, Du Mohr im weißen Kleide, ſey heute mein Gaſt.“

Der Hund ſchien einverſtanden, proteſtirte nicht gegen das feuchte, weitſchichtige Haus, das Omnibus, Dank dem Schlüſſelgoliath des Kapitäns, betrat, ſtrich ruhig mit ſeinem Führer durch die ungeheuern Gänge, und ſetzte ſich geduldig nieder, als Erich an der Lampe des Corridors im dritten Stocke ſein Licht anzündete, und

des Kapitäns ehemaliges Zimmer aufſchloß. — „Herein, Lion, marſch herein!“ befahl Omnibus von innen. Der Hund gehorchte dieſem Befehl, und legte ſich lang vor die Thüre, die der edelſte der Freunde feſt verriegelte. „Es iſt ein Fingerzeig vom Himmel geweſen, daß der Hund zu mir kam,“ dachte Erich mit großer Zufriedenheit: „ich kann den wachſamen Geſellſchafter in dieſem unwirthlichen Hauſe brauchen. Wer weiß, mit welchen Menſchen ich unter einem Dache ſchlafe? Dieſes Gebäude ſcheint eine Mördergrube zu ſeyn.“ — Er leuchtete allenthalben umher, und fand im Ganzen die Wohnung etwas ärmlich möblirt, aber bei weitem nicht ſo unbequem, als der Kapitän vorgegeben hatte. „Die Treppe wackelt, ſagte Omnibus, ſich entkleidend; „das iſt wahr; dunkel wie in einem Sack? iſt nicht war; voll von Winkeln? O ja; von Spinnen? muß ſich erſt am Tage ausweiſen. Der Fußboden iſt ſchlecht; aber wenigſtens iſt eine Fallthür nicht darinnen durch welche Mörder heraufſteigen, oder Leichen erſchrecklich Ermordeter hinabgeſtürzt werden könnten. — Uebertreibung, Kapitän, Uebertreibung.“ — Er rückte ſeinen Stuhl vor den antiken Spiegel, ſchaute in denſelben, ſeufzte nach ſeinem fernen Schlafrock, und ſetzte in Gedanken hinzu: „Gerade ſo einſam und an Bequemlichkeiten nackt werd' ich ſeyn, wenn ich der Schweiz zutaumeln werde, ein Opfer der Freundſchaft, ein vorgeblicher Bräutigam, ein mißgelaunter Ehrenwächter. O weh, dieſe Reiſe! Wenn ich mich vor dem Hofrath verbergen könnte, gerne wollte ich in dieſem Neſte verweilen! Doch muß ich morgen Ernſt machen mit der Reiſe und mit den Logisangelegenheiten. Sapperment, der Kanonentod ſoll mich nicht an der Naſe herumführen! — Am geſcheidteſten iſt, wenn ich ihm ein recht elegantes Quartier prokurire, ſollte ich auch heimlich aus meiner Taſche darauf zahlen müſſen. 's iſt indeſſen nicht nöthig, daß ich's heimlich thue.

Meine guten Freunde ſind ſo wackere Burſche, daß ſie auch offiziell annehmen, was ich ihnen ſchenke.“ — Indem er ſein Foulard zuſammenlegte, um ſich daraus eine Schlafmütze zu ſtegreifen, ſagte Omnibus drohend zum Spiegel: „Ich ſchenke indeſſen dem Ghiribizzi nicht, was ich ihm geliehen, und wenn der Herr Ladron nicht umgehend erſetzt, was ich ihm leihen werde, ſo ſchreibe ich ſeinem Vater, wie er ſich in Turin aufgeführt hat. Das wird ſeine Wirkung thun.“ — Während Omnibus die Drohung ausſprach, gereute ſie ihn ſchon, und er ſetzte, ſeine Nachttoilette vollendend, engelgut hinzu: „Pfui, Erich, pfui doch. Haſt dem guten Herkules noch nicht einmal gegeben, was Du ihm verſprochen, und ſchon geiferſt Du ihn an voll Mißtrauen? Und bereits iſt die Kiſte mit Antiquitäten und Gemälden und Manuſcripten in Deinen Händen! O pfui, wie ungerecht wird der Menſch, der dem Egoismus nur ein Haar des Haupts überläßt!“ — Omnibus löſchte eins der Lichter aus, und ſah nach der Uhr. „Zehn Uhr? Ziemlich früh, aber meine Müdigkeit!!! Ich werde beſſer ſchlummern, als mein gemißhandelter Herkules, den vielleicht die Sorgen, und etwa ein Zweifel an meiner Aufrichtigkeit nicht ſchlafen laſſen.“ — Omnibus zog ſeine Uhr auf. „Wenn nur die Kiſte in Sicherheit und gutem Gewahrſam iſt! Ich habe meine liebe Noth wegen der Verantwortlichkeit. Wenn ein Dieb ...“ Ein ſeltſames Geräuſch ſchreckte den Grübler auf. „He! was iſt das?“ keine Antwort. Das Geräuſch dauerte noch eine kleine Weile; dann war Ruhe. — „War mir's doch, als käme es aus dem Alkove!“ flüſterte Omnibus vor ſich hin: „wenn's aber von Menſchen käme, hätte ſich Lion gewiß gerührt. Indeſſen wären auch Ratzen von größerer Dimenſion eine unbequeme Nachbarſchaft, und ich glaube, die Newfoundländer ſpeiſen weder Ratzen noch Mäuſe?“

Nach der Alkove wandelnd, warf Omnibus einen

Blick auf die Thür. „Aha! Lion hat ſeinen Platz verändert. Gewiß hat auch ihn das Geräuſch näher zur Alkove gelockt. Lion! Lion!“

Seinem behutſamen Rufen antwortete nur das tiefe Schnarchen des Hundes. Die friedliche Scene zwiſchen einem bereits ſchlafenden Hunde und einem zu Bett ſchlendernden ſchlaftrunkenen Menſchen ſollte ſich ſchnell in eine äußerſt feindſelige verwandeln. Denn mit ſträubendem Haar mußte der näher an's Bett tretende Omnibus ſehen, daß Lion querüber im Bette lag. „Nein! das iſt doch zu impertinent!“ zürnte Erich und eilte, mit ſeinem leichten Stöckchen den zottigen Schläfer zu wecken. Paff! Lion ſchlug die Augen auf. Paff! Lion legte ſich knurrend in die Springpoſitur. Paff! Lion ſtand im Bett auf, und knurrte wie ein Teufel. Noch einen Schlag wagte Omnibus; aber alſogleich lag er ſelber zu Boden, und über ihm ſtand brummend der Mohrenkopf mit einem Jabotfetzen des Unglücklichen im Maule. Omnibus regte ſich nicht. Der Hund war damit einverſtanden, trat zurück, und ſprang wieder in's Bett, wohin zu aller Noth auch das Stöckchen geflogen war. — Alle Bewegungen ſeines Feindes beobachtend, erwartete der Hund einen zweiten Angriff.

Omnibus hatte dazu keine Luſt. Er verſuchte ſein Heil mit Sanftmuth. Er näherte ſich cajolirend dem Hunde, er ſtreichelte ihm mit zitternder Hand das Fell. Lion nahm alles gefällig hin. So wie jedoch der Gegner verſuchte, wenn auch noch ſo einſchmeichelnd, eine Poſition im Bette zu gewinnen, ſo war Lion wieder alert, und der alte Teufelsſpektakel mit Knurren und Bellen, mit drohendem Krallen- und Gebißſpiel hob wieder an. — Einmal hatte Omnibus, das Lager mit einem Stuhle überm Haupt berennend, einen Augenblick den Vortheil und den Beſitz; aber im Nu ſtand wieder der Hund über einer keuchenden Bruſt, und machte ſo tyranniſche

Pantomimen, daß Omnibus ſich glücklich ſchätzte, wieder dem Bett zu entkommen, und dem ungeſchlachten Nordamerikaner das Feld ohne weitere Einwendung überließ.

„Das hat noch gefehlt!“ klagte er in ſich hinein, der gekränkteſte der Freunde: „O verwünſchte Gaſtfreundſchaft, die ich einem Hunde, einer ſchwarzen Hundeſeele gewährte? Das ſoll mir eine Lehre ſeyn!“ — Der Arme ſuchte eine Stelle zum Ausruhen. Da war aber nur ein alter Lehnſeſſel, von Rohr geflochten, in welchen und auf welchen gar keines Menſchen Statur paßte. Dennoch, in Ermangelung von etwas Beſſerm, zwängte ſich Omnibus in den Marterſtuhl. Den halb ſchlafenden, halb lauernden Hund im Angeſicht, entſchlummerte die Blume der Freundſchaft vor Erſchöpfung. Aber alle unter- und überirdiſchen Mächte hatten ſich gegen ihn verſchworen. Das Haus, worin er ſich befand, zählte der eheloſen Bewohner viele: irreguläre Truppen, die zur Nachtzeit kamen und gingen, wie's ihnen gefiel. Bald jubelten ein paar Zechbrüder ſchreiend und lärmend durch die Gänge; bald polterte einer an die Thüre: „He, Kapitän, haſt Du Licht?“ — Ein Anderer: „He, Kapitän, ſchlafen Sie ſchon?“ — Ein Dritter: „Schlaf' wohl, Kapitän. Wo biſt Du heute geſteckt?“ — Ein Vierter, in der Meinung, er ſey an ſeiner eigenen Zimmerthüre, wollte mit aller Gewalt hinein, und fluchte auf den Schlüſſel, der nicht paßte. Allen dieſen Herren zu antworten, übernahm freilich der Newfoundlandhund, und ſie zogen ſich vor dem Gebell zurück, aber nichts deſto weniger wurde Omnibus immer auf's Grauſamſte geſtört. Ueber ſeinem Haupte trampelte in ſchweren Stiefeln ein deſperat Verliebter umher, der nicht ſchlafen konnte, und ſich wenig um die Ruhe ſeiner Nachbarn kümmerte; neben dem Gemarterten verſuchte ſich Einer bänglich und jämmerlich auf einer verſtimmten Flöte; auf der andern Seite fiel der Nachbar alle Augenblicke

aus dem Bett, oder warf den Nachttiſch um, oder verwünſchte mit unfeinen Ausdrücken das Feuerzeug, das er nicht finden konnte. Ein andermal wachte der Hund aus dem Schlafe auf, und bellte den guten Omnibus an, wie einen eingeſchlichenen Räuber. — Gegen Morgen wurde das Haus ſtiller; da übernahm die Friſche des Morgens bei Omnibus das Amt des Peinigers. Der Froſt weckte den Halbbekleideten; das Licht war ausgebrannt. Omnibus wollte ſich anziehen, doch konnte er wie ein Geräderter die Glieder nicht rühren. Endlich — nach unſäglichen Leiden — kam die tröſtende Tageshelle zum Vorſchein, und ein donnerndes Klopfen verkündigte das Eintreffen des hochzeitlichen Valentin.

Der alte Diener, obgleich ſelbſt übernächtig, erſchrack vor dem geſpenſtigen Ausſehen ſeines Herrn, der ihm aufmachte. „Was iſt Ihnen zugeſtoßen?“ fragte Valentin, aber Omnibus war nicht vermögend, ihm eine ausführliche Antwort zu ertheilen. „Kaffee, um Gottes willen Kaffee!“ ſtammelte er, und Valentin flog in's nahe Kaffeehaus, um die Stärkung herbeizuholen. Er ging, und Wilibald kam; geſtiefelt, geſpornt, mit zornentflammten Zügen. „Was machſt Du denn für dumme Streiche?“ fuhr er den bleichen Freund an; „meinen Hund, wo haſt Du meinen Hund? Er iſt mit Dir geſehen worden. Schon ſeit einer Stunde ſuche ich Dich. Wie zum Henker kannſt Du ausziehen, ohne Deinen Freunden etwas davon zu ſagen? In welches Loch haſt Du Dich einquartirt, um mir den Lion zu debauchiren?“ Und je heftiger der Jeruſalemritter ſpektakelte, um ſo lauter tobte der Hund in der Freude des Wiederſehens, und der Lärm war ohne Grenzen. Omnibus war nur im Stande, die Geſchichte ſeiner Qualen bruchſtückweiſe von ſich zu geben; aber er ſchloß mit dem wehmüthigen Ausruf: „Meine Freunde werden mich noch in's Grab bringen. Der Kapitän hat mir den Garaus gemacht;

Du tödteſt mich mit Deinen Vorwürfen; Dein grauſamer Hund hat mich bereits zerriſſen und zermalmt!"

Was jedoch den armen Dulder wieder zu ſich brachte, ſchneller als ſelbſt dem heißen Cichorientrank gelang, den er mit Eckel und Sehnſucht nach ſeinem eigenen Hauſe hinabwürgte, war des Hofraths Erſcheinung. Das Schreckliche wirkt oft belebender auf des Menſchen Organismus, als die Analeptica der ganzen Welt. Bei des Hofraths Eintreten wurde Omnibus wieder ſtraff, und, wenn nicht gutes Muths, doch wieder fähig zum Reden, zum Handeln, zum Denken, zur Vertheidigung gegen ungerechte Angriffe. — An dieſen ließ der Hofrath es wahrlich nicht fehlen. Der Refrain war immer: „Warum haben Sie ſich nicht eingeſtellt? Warum holten Sie ſich nicht Ihre Briefe? Warum verſtecken Sie ſich in dieſer armſeligen Spelunke? Warum ſind Sie noch nicht fort?" — Und Drohung auf Drohung, und endlich die allerentſetzlichſte: „Ich werde Sie für den ſchlechteſten Freund auf Erden erklären und Sie nimmermehr einen Sohn heißen, wenn Sie nicht ſpäteſtens um Mittag die Stadt verlaſſen haben!" Sprach's der zornige Hofrath, warf ſein Bündel Papiere vor dem Freunde auf den Tiſch, und ging, ein grollender Löwe, wie er gekommen war.

„Du willſt eine Reiſe antreten, liebſter Freund?" fragte Wilibald, der nun ganz zahm geworden. — „Ich ſoll's," entgegnete Omnibus, der die Kleider anlegte, die ihm ſein Bedienter gebracht hatte. — „Wohin denn?" — „Ein Geheimniß." — „Pah, das Geheimniß der ganzen Stadt! Glaubſt Du, daß der Hofrath ſchweigt? Ich habe geſtern bei Laßbergs gehört, daß Du ſeine Tochter aus der Schweiz abholen, daß Du ſie heirathen ſollſt." — „Mein Gott! der Hofrath empfahl mir doch ſelber zu ſchweigen! Sage nur um's Himmels willen dem Ghiribizzi nichts. Er könnte eine Hinterliſt von

meiner Seite vermuthen, und ich möchte doch wiſſentlich keinen meiner Freunde kränken; nicht einmal den Kapitän, der mich um ein Jahr meines Lebens gebracht hat.“ — „Nicht doch; der Ghiribizzi erfährt nichts. Da er nicht in gute Geſellſchaft kommt, iſt Alles für ihn ein Geheimniß. Du Glücklicher, wirſt alſo wieder heirathen?“ — „Ich bitte Dich, Wilibald, gönne mir Ruhe.“ — „Wer an Deiner Stelle wäre!“ ſagte Wilibald, durchaus nicht ironiſch, und ein ſchwerer Seufzer entfloh ſeiner Bruſt. — Omnibus erwiederte lebhaft: „Das kannſt Du ſeyn, im Augenblick. Du biſt jung, Du biſt ein hübſcher Mann und von feinem Vermögen. Heirathe Du die Hildemund.“ — Wilibald ſchüttelte den Kopf, kurz und gut verſetzend: „Das thu ich nicht.“ — „Warum nicht?“ — Nach einigem Beſinnen ſprach Wilibald feierlich: „Meinen beſten Freund um ſeines Lebens Glück, um ſeines Herzens Seligkeit bringen? nimmermehr!“ — „Guter Willibald!“ Erichs Ausdruck war dabei ſaurer als ſüß, ſpöttiſcher als ehrlich. „Du beſſerſt Dich ſehr,“ fügte er hinzu. „Wenn Ghiribizzi's Amarante, der Du folgteſt auf Schritt und Tritt, Dir einigen Vorzug gegeben hätte, Du würdeſt Dir kein Gewiſſen daraus gemacht haben, ſie mir vor dem Munde wegzuſchnappen? O hätteſt Du's gethan!“ — „Das Fatum war's, mein Freund, welches dazumal an Dir erfüllt werden wollte. Aber der zweite Grund, warum ich Hildemund nicht will, iſt: ich mag ihren Vater nicht, den Geizhals, den Bären, das Nashorn. Ach, wie hat der Mann ſich ſo eben gegen Dich benommen! Ich war empört, entrüſtet, ſprachlos vor Zorn.“ — „Das iſt wahr, Wilibald: Du haſt kein Wörtchen dazu geſagt. Dein zweiter Grund läßt ſich ſchon beſſer hören. Der dritte aber? denn jeder Mann hat ſtets der Motive drei: der dritte alſo?“ — „Hm; der dritte iſt, offen ausgeſprochen: ich mag die Hildemund ſelbſt nicht.“ — „Nun, das iſt wenigſtens

redlich. Aber auch ich wollte lieber für Dich nach Jeruſalem reiſen, als für den Hofrath nach Lauſanne.“ — „Lieber Omnibus, ich gehe nicht nach Jeruſalem. Meine Reiſen haben ein Ende.“ Wilibald hatte alle ſeine Reiſen nur in der Einbildung gemacht. „Mein Bruder,“ fuhr er fort, „iſt ſchwer krank, wird nicht mehr aufkommen. Ich bin genöthigt, ſeine Güter zu verwalten, und zu erben, wie ich hoffe. Ich bin ohne Gnade an die Hufe gefeſſelt, und werde mich verheirathen. Aber ...“ hier folgte ein tieferer Seufzer als zuvor: „Wen? das iſt die ſchwere Frage. Ich habe zu lange gewartet und gewählt; ich kenne die hieſigen Frauenzimmer auswendig. Noch bis geſtern habe ich mit der jungen Antonie Laßberg ein freundliches Verſtändniß unterhalten ...“ — „Aha, darum mußte ich mir das Fieber auf der Landſtraße holen?“ — Wilibald, ohne ſich, zerſtreut, wie er war, zu geniren, nickte mit dem Kopfe: „Sehr richtig; aber geſtern hat ſich zwiſchen uns Alles aufgelöst. Das Mädchen nicht pikant, die Familie zudringlich, der Vater iſt ein alter Schwätzer ohne Ende ...“ — „Vorgeſtern klang es anders, Wilibald.“ — „Kurz — mache mich doch nicht irre — es iſt aus, und doch brauche ich eine Frau, und von hier wird's keine, keine. Ich möchte etwas Fremdes, etwas Reiches, etwas Schönes, etwas Pikantes vor Allem. Etwas recht Fremdes, hörſt Du? nicht aus dem nächſten Städtchen, nicht aus der nächſten Provinz, nicht aus dem Vaterlande. Eine Engländerin wäre mir die liebſte. Die Engländerinnen reiſen gerne; ich auch ... ſie lieben den feinſten Ton; ich auch ... ſie haben Geld ...“ — „Du auch,“ fiel Omnibus ein: „das würde vortrefflich paſſen. Ja, ich möchte Dich warhaftig verheirathet ſehen. Der vertrakte Lion würde dann aus Deinem Hauſe müſſen.“ — „Höre,“ begann Wilibald lebhaft: „Du reiſeſt nach der Schweiz; jenes Land iſt der Sammelplatz der guten Geſellſchaft aus

allen Welttheilen. Kupple ein bischen für Deinen Freund, he?“ — „Ich wollte Dir's vorschlagen, Wilibald.“ — „Etwas recht Liebes, Reiches, Schönes, Englisches, damit sich die hiesigen Damen von Steifleinwand in's Gallenfieber hineinärgern.“ — „Daß sie Ammonium schwitzen, wie Vater Kappa sagt? Aber — die Kuppelei verdiente auch einen Pelz?“ — „Natürlich. Was sagst Du zum Vließ meines Lions?“ — „Wie meinst Du das?“ — „Lion hat Dich tödtlich beleidigt; Du mußt nach seinem Blute dürsten. Wenn Du mir verschaffst, was ich begehre, so ist der Hund Dein.“ — „Ein herrlicher Gedanke, Wilibald. Lions ausgestopfter Balg soll aller Welt predigen, daß ich mir nicht ungestraft das Jabot zerreißen lasse. Die Hand her; es sey!“ — „Top,“ rief der Andere, und der Vertrag war geschlossen. Lion ahnte nicht, welche Gefahr ihm drohte.

Es schlug zehn Uhr. „Ich habe einen Gang zu thun; entschuldige, Wilibald,“ sprach Omnibus, des Rendezvous beim großen Sänger gedenkend. — „Wohlan,“ versetzte Wilibald: „ich sehe Dich ohne Zweifel vor Deiner Abreise?“ — „Ohne Zweifel.“ — Sie gaben sich die Hände, um von einander zu scheiden; da stand auf einmal vor ihnen in schwarzer Majestät der Kapitän.

Die erlittene Unbill, die Höllennacht, die er ausgestanden, trieb dem blassen Omnibus alles Blut in's Gesicht, und versteinerte seine Zunge. Der Kanonentod war jedoch wie allezeit, und hob düstern Auges, mit trauriger Stimme an: „Ich komme, um mir von Ihm Explikation auszubitten, Omnibus.“ — „Eine Explikation wär' mir schon recht,“ antwortete Erich etwas trotzig: „doch bin ich irgendwo bestellt, und muß daher bitten . . .“ — „Wird gleich gethan seyn. Weiß Er, daß Er ein seltsamer Patron ist, der Seine Freunde mißhandelt, verläumdet und beschimpft, in der eiteln

Meinung, daß ſie unterlaſſen würden, Seine Bosheit vor das verdiente Gericht zu ziehen?" — Omnibus ſtutzte ſehr. Er hatte gemeint, daß, wenn Einer von beiden eine ſolche Sprache führen dürfe, er ſelbſt dieſer Eine ſeyn müſſe. — Der Kapitän fuhr fort: „Dem iſt nicht alſo. Ich will an Ihm ein Exempel geben. Er hat geſtern vor allerlei gemeinem Volke zu ſagen ſich unterſtanden, mein Kerl — der Fourierſchütz — ſey viel würdiger, Hauptmann zu ſeyn, als ich, Sein Freund, ich, ein dekorirter Offizier, ich mit vierzehn Campagnen!! Weiß Er, was das heißen will? Weiß Er, was auf ſolche Injurie gebührt? Der Degen, — mein Degen durch Seinen Leib. Erkläre Er ſich. Widerrufe Er, oder beſtätige Er, was Sein ungewaſchener Mund gegen mich plasphemirt hat. Ich habe noch keinen Dritten mit der Sache bekannt gemacht, um ſie zu vertuſchen, wo möglich. Sobald Er jedoch nicht widerruft, wird gleich ein Anderer da ſeyn, der den Ort, die Stunde und das Inſtrument Seines Todes zu beſtimmen hat." —

Es war in der That keine Kleinigkeit, den Kapitän von den letzten Dingen des Menſchen reden zu hören. Jedes ſeiner Worte war ein Genickfang. Die Pauſen, die er machte, waren entſetzlich, wie die Stille, die dem Todesſtreich des Henkers, vorangeht. Seine Augen flackerten, wie der Doppeldocht auf einer gelben Trauerkerze. — Omnibus fühlte ſein Blut gerinnen; aber die göttliche Freundſchaft hielt ihn aufrecht, daß er ſagen konnte: „Undank iſt der Lohn der Tugend. Mein Gewiſſen ſpricht mich frei. Ich habe den Cultus der Freundſchaft nicht entweiht. Zwar hab' ich vielleicht geſprochen, was Ihnen mißfällt, Herr Kapitän. Gott ſieht jedoch mein Herz. Wenn Sie mich mit Stahl oder Feuer ausrotten wollen, meinetwegen. Zerfleiſchen Sie dieſe Bruſt, deren Fleiſch und Blut ſogar der Wilde

aus Nordamerika noch geſtern reſpektirt hat. Muthen Sie mir jedoch nicht zu, gegen Sie das Duellmandat zu verletzen. Erlauben Sie mir ſogleich, vor meinem Ende, — nicht mein Teſtament, denn das iſt ſchon lange fertig, und Sie haben's unter Ihrem gewaltthätigen Verſchluß — wohl aber einen gerechtern Freund, als Sie ſind, glücklich zu machen. — Das ſey mein Letztes auf der Erde."

Wenn dem Kapitän jemals gegeben geweſen wäre, zu lachen, — in dieſem Augenblick hätte er gelacht, der reſignirten Haltung des Freundes gegenüber. Er begnügte ſich aber zu ſagen: „So viel ich begreife, redet Er da einen Plunder heraus, den ich nicht ſo ganz verſtehe." — Wilibald lachte dagegen an des Kapitäns Stelle, und erbot ſich zur Vermittlung. Ihm die wichtige Sache überlaſſend, lief Omnibus, endlich frei gegeben, in's Kaffeehaus zur Traube. — Ghiribizzi und der fremde Herr waren da geweſen, hatten lange gewartet, viel auf die Uhr geſehen, und ſich dann mit einander entfernt. Omnibus ſtracklichſt ihnen nach. Vor der Thüre des Drachen ſah er, wie eine Schildwache, den Herkules aufgepflanzt. Der kam ihm haſtig entgegen. „Er iſt ſchon lange oben," ſagte er geheimnißvoll zu Omnibus: „Die Zeit drängte. Der Cavaliere, der leider enrhümirt auf dem Sopha liegt mit verbundenem Halſe und Geſichte, wollte die Sache ſchnell abgethan wiſſen." — „Gut, gut. Aber, warum ich Sie gebeten . . . haben Sie daran gedacht?" — „Vollkommen. Der Künſtler kam mir mit aller Bereitwilligkeit entgegen. Er wird, was in ſeinen Kräften ſteht, für Ghiribizzi thun, und demſelben einſchärfen, es geſchehe nur auf ihre ausdrückliche Verwendung." — Bravo. — Ach, **bon jour**, Herr Mandelkern!" Sobald der Wirth unterm Thore erſchien, führte Herkules den neuen Freund lebhaft auf die andere Seite, und flüſterte ihm zu: „Bitte, bitte, nicht von der Viſite, oder vielmehr von deren

Zweck zu reden; der Ritter erweist ſeine Gefälligkeiten nie lieber, als in der Stille. Das iſt großer Männer Weiſe." — „Schon gut; ich kann ſchweigen, wie ein Anderer." — Herr Mandelkern trat aus dem Hauſe, um einer heranfahrenden Kutſche entgegen zu ſchauen. Herkules führte Omnibus wieder abſeits. „Werden Sie," ſagte er höchſt liebenswürdig, „inſofern Ghiribizzi's Anliegen gut erledigt würde, die kleine Gefälligkeit, die Sie mir zugeſagt, nicht vergeſſen?" — „Beileibe, beileibe. Auch wenn Ghiribizzi nicht reüſſirte . . . aber, kommt er nicht dort heraus?" —

Es zeigten ſich mehrere Herren in Gala unter'm Portal. „Nicht doch, er iſt nicht unter jenen," antwortete Herkules auf des ehrlichen Omnibus Frage, und führte ihn wieder zur andern Seite, indem er lächelnd beifügte: „Meinen Sie nicht, daß wenigſtens der Ritter ein kleines Geſchenk verdiene, wenn er Ihres Freundes Angelegenheiten pouſſirt hätte?" — „Wenn Sie glauben?" . . . — „Ja, ja, ich glaube. Ich habe bei Ihnen eine niedliche Toilette geſehen. . . . Was halten Sie von dem Vorſchlag, ſie dem Künſtler zu verehren? jedoch immer vorausgeſetzt, daß" . . . —

Omnibus überhörte den Vorſchlag, denn ſein Auge hing an einem großen dicken Herrn, der aus dem Gaſthauſe trat, und mit tiefen Verbeugungen von den Herren in Gala empfangen wurde, worauf er ſich mit denſelben fortbewegte. — „Ei, das muß ein vornehmer Gaſt ſeyn," ſagte Omnibus, neugierig hinſehend. Vergebens verſuchte Herkules, die kleine Zick-Zack-Promenade mit ihm fortzuſetzen. Der Drachenwirth kam in Omnibus Nähe, und rief ihm zu: „Haben Sie ihn jetzt geſehen?" — „Wen?" — „Nun, den großen Giangurgulo? Er geht ſo eben, den neuen Concertſaal in Augenſchein zu nehmen." — „Herr Mandelkern!" ſchrie ein Dutzend Kellner, die den angekommenen Reiſe-

wagen umgaben, und der Wirth eilte hin, verſchwand auch bald mit ſeinen neuen Gäſten im Hauſe. — Omnibus fragte den Herkules etwas unwillig: „Ei, warum ſagten Sie mir nicht?“ ... — „Ich ſelbſt habe den Ritter nicht erkannt,“ erwiederte Ladron: „mein Geſicht iſt ſo kurz, und ich dachte nicht an die Lorgnette.“ — „Ich meinte, der Ritter läge, am Schnupfen krank, auf dem Sopha?“ — „Wird ſich erholt haben, oder wenigſtens dieſes vorgeben, um der Einladung Folge zu leiſten.“ — „Was in aller Welt macht aber Ghiribizzi noch im Hauſe, wenn doch der Ritter ausgegangen?“ — „Ich eile, ihn aufzuſuchen, der ſich gewiß in den Winkeln des Gaſthofs verirrt hat,“ rief Herkules dienſtfertig, und ſprang, was er konnte, dem Hauſe zu. „Eine ſonderbare Audienz!“ murmelte Omnibus in den Bart. Die Sache kam ihm ſehr beſonders vor, aber alle ſeine Bedenklichkeiten verſcheuchte Ghiribizzi's Erſcheinen. Aus dem Gaſthofe ſtürzend, einen großen Brief in der Hand ſchwingend, ſich an den Hals des Freundes werfend, ſtammelte er gerührt: „Gott vergelt' es Euch tauſendmal, was Ihr an mir gethan, mein guter Burſche, mein theuerſter Freund! Ich bin glücklich, traktirt mich geſchwinde mit einem Kelchglas **Vino santo**!“

„Ja, ja: bin auch der Meinung,“ ſprach Herkules, der ſich theilnehmend zu den Freunden geſellte: „nebenan iſt ein Italiener-Gewölbe. Beim Wein, bei Auſtern oder feinem Salat ſpricht man ſich beſſer aus, als auf der Straße.“

Der Rath wurde befolgt. Ghiribizzi erzählte mit Enthuſiasmus, wie herrlich ihn ſein Landsmann empfangen, wie ſehr er die Verwendung des braven Omnibus gerühmt habe. Obſchon am Katarrh leidend, habe der Künſtler alles aufmerkſam angehört, und endlich eine der vielen Anſtellungen, die er in der Taſche mit ſich führt, großmüthig an den verdienten Maeſtro Ghi-

ribizzi ausgeliefert. „Ich bin," prahlte am Ende ſeiner Erzählung der Geſanglehrer, „ich bin Kapellmeiſter des Prinzen Pompejani geworden. Dieſer Brief an den Prinzen enthält mein Dekret ſchon im voraus; ich muß es dem Fürſten ſelbſt überbringen, der fünf Meilen von hier in der Univerſitätsſtadt verweilt. Ich darf keinen Augenblick zögern, damit ich den Herrn noch antreffe, und mündlich alle Bedingniſſe in's Reine bringen mag." — „Freilich, zögern Sie nicht," bat der freudig bewegte Omnibus; „um zwölf Uhr geht der Eilwagen ab; es wird gleich halb zwölf ſchlagen."

„Ghiribizzi reist ab; Sie werden reiſen: . . . dürft' ich bitten?" . . . fragte Herkules beſcheiden. Omnibus entſchuldigte ſich mit einer Umarmung, daß er ſo lange geſäumt, ſeine Gegengefälligkeit zu entrichten, und ſchrieb auf dem Tiſche des Italieners die Anweiſung, deren Betrag Herkules bei Erichs Banquier zu erheben hatte. Dankbarſt empfahl ſich der junge Petersburger. Mit ausſchweifenden Lobeserhebungen nahm Ghiribizzi von ihm Abſchied. Dann rief er aus: „Nur gleich zur Poſt! Ich trage, wie ein Philiſoph, Alles bei mir; heute ſogar etwas Geld, das ich Euch verdanke. Aber geſteht, daß über meine Landsleute nichts geht, ſo rund, ſo gütig, ſo eifrig ſind ſie, wenn ſie einem Freunde dienen können. Man hat dies und das vom Cavaliere geſagt; aber ſeine Handlungen ſind dem Gerücht ſo unähnlich, als ſein Geſicht der ſchlechten Lithographie, die man für ſein Portrait ausgibt. Und wie zart, wie delikat er mich beurlaubte! Glauben Sie, ſagte er, daß ich von Ihren Vorzügen die beſte Meinung hege, aber daß ich hauptſächlich der Verwendung Ihres Freundes das Glück, Ihnen gefällig zu ſeyn, verdanke. He? iſt das nicht Maeſtoſo? Halt! ich muß meine **Sinfonia croica** haben. Wir ſind gerade bei meiner Wohnung. Erlaubt, daß ich hinaufgehe. Beſtellt nur indeſſen den Platz auf dem Heilwa-

gen." — Ghiribizzi ſprach zuweilen das deutſche „E" und „Ei" etwas ſtark aſpirirt aus. —

Omnibus that, wie ihm geheißen worden. Ghiribizzi war flugs wieder bei der Hand mit dem bewußten Regenſchirm, mit der majeſtätiſchen Muſikalienrolle. Er übergab dem Freunde eine lange Liſte ſeiner Schüler, und ſagte mit naiver Zuverſicht: „Ihr werdet einem wie dem andern wiſſen laſſen, daß ich nur auf kurze Zeit verreiſe." — „Schon gut," verſetzte Omnibus, wiewohl von der aufgegebenen Lauferarbeit überraſcht: „doch bemerke ich Ihnen, daß im Reich der Möglichkeit ſo manches liegt. Ich befinde mich in einem proviſoriſchen Zuſtand. Ich bin vielleicht morgen todtgeſchoſſen, und alsdann ..." „**Per Dio**, was ſagt Ihr da?" fragte Ghiribizzi, nichts deſtoweniger kaltblütig in den Wagen kletternd. — „Geben Sie mir die Hand noch einmal," ſprach wieder Omnibus, von wehmüthigen Gedanken beſchlichen: „wenn Sie können, ſo erinnern Sie ſich meiner als Ihres beſten Freundes, der im Begriff iſt, erſtochen zu werden, oder ..." — Der Poſtillon blies zum erſtenmal — „**à propos**," rief Ghiribizzi, ohne auf die Trauerrede einzugehen: „da hab' ich einen Burſchen zu Hauſe gefunden, der mir ſagte, draußen in der „ſchwarzen Henne" ſey ein Herr angekommen, der mich dringend und alſogleich zu ſprechen wünſche. Geht doch ſtatt meiner hin, und hört, was er will." — Der Poſtillon blies zum zweitenmale. — „In die verrufene „ſchwarze Henne?" Lieber Freund, was ſoll ich dort?" fragte Omnibus. — „Thut mir's zu liebe; man kann nicht wiſſen ... Ihr verſteht mich. Geht **presto**; Ihr habt nichts zu verſäumen, aber ich?" ...

Der Poſtillon klatſchte mit der Peitſche, und der Wagen flog donnernd von dannen. — „Der iſt fort," ſagte Omnibus melancholiſch: „wie werde ich jedoch mit meinen tauſend Geſchäften in's Klare kommen? Ich fürchte,

nicht Zeit zu finden, weder zum Abreiſen, noch zum Sterben, womit mir der Kanonentod gedroht hat." — Den Poſthof verlaſſend, ſtand er unvermuthet vor dem Kapitän und dem Freund Wilibald. Der ärgerliche Kanonentod war kalt und ruhig, wie gewöhnlich. Aus Wilibalds Augen leuchtete aber ein ſo geſundes Behagen, daß Omnibus nicht lange in ihnen zu forſchen brauchte, um einer günſtigen Wendung ſeines Streits verſichert zu ſeyn. — „Aller Hader ſoll beim Mittageſſen ausgeglichen werden," ſagte Wilibald, und die drei Herren nahmen demzufolge ihre Plätze bei der „Königin von England" ein. — Der von Wilibald beliebte Vertrag wurde erörtert. „Er widerruft?" fragte der Kapitän mit Würde. — „Ich widerrufe," antwortete Omnibus, dem Wilibald ſouffilirte. — „Er legt das Nöthige auf den Preis des Quartiers, das mir ſoeben Herr Wilibald in Seinem Namen gemiethet hat, da ich nicht geſonnen bin, mehr als bisher für meine Wohnung auszugeben?" — „Ich thue das." — „Er erkennt mich als den beſten Seiner Freunde an?" — „Ohne Zweifel." — „Geb' Er mir die Hand. Er ſoll von Stund an wieder in ſein Logis eingeſetzt werden." — Eine lange Umarmung des Kleeblatts beſiegelte die Ratification des Vertrags. „Er wird für einige Flaſchen Champagner ſorgen, um jeden Groll zu erſäufen!" hieß der Zuſatz-Artikel des Kapitäns, und auch dieſen genehmigte der glückliche zum Leben erſtandene Omnibus.

Das Geſpräch wurde luſtig; ſogar der „Tod in Uniform" zeigte etwas, das der Heiterkeit ähnlich war. Er ſchwärmte von der ſeligen Adelgard, und verſprach, wenn Omnibus es verlange, die Hildemund zu heirathen; er war der beſte Menſch von der Welt. — „Höre," ſagte Omnibus zu Wilibald: „ich komme ſchon vor morgen früh nicht weg; geh' jedoch zum Hofrath und berichte ihm, ich ſey ſchon abgereist, und ließe ihn grüßen. Der

gute heftige Mann ſoll mir die ſo erwünſchte Nachtruhe nicht rauben. Schlafen will ich, ſchlafen, ehe ich ... aber beim Donner, da beſinne ich mich, daß ich noch einen wichtigen Gang zu machen habe. Ich kann den Valentin zu Ghiribizzi's Schülern ſenden, aber ich muß ſelber gehen ...." — „Wohin?" — „Wohin ich beordert bin. Lebt denn wohl, ihr Freunde, und auf vergnügtes Wiederſehen!" — Nachdem der letzte Toaſt verklungen, und wieder der Abend herangedämmert war, trennten ſich die Freunde.

Valentin, der den verzögerten Paß ſeinem Herrn gebracht, lief mit Ghiribizzi's Liſte von Haus zu Haus. Omnibus dagegen warf ſich in einen Fiaker, drückte ſich ſcheu in die Ecke, um nicht etwa irgend vom Hofrath, der den Abendſpaziergang liebte, geſehen zu werden, und fuhr der Herberge zur „ſchwarzen Henne" entgegen.

Dieſe Herberge lag eine kleine halbe Stunde vor der Stadt, in einer höchſt einſamen Gegend, und weder die ſchöne Welt, noch die Bürgerklaſſe verirrte ſich je in die wenig reputirliche Schenke. Der Kutſcher, der den guten Omnibus fuhr, ſchmunzelte. Er meinte, zu einem verliebten Stelldichein zu kutſchiren. Omnibus ſelbſt wußte nicht von ferne, wer und was ihm in der ſchwarzen Henne begegnen würde; aber der Champagner hatte ihn mit etwas Muth verſehen, ſeine Sentimentalität nebenbei geſteigert, und gelaſſen erwartete er die Entwicklung des kleinen Abenteuers. — An Ort und Stelle angelangt, fragte er den Wirth nach dem Herrn, der den Geſanglehrer beſchieden. — Der Wirth, ein Eingeweihter, wie es ſchien, antwortete mißtrauiſch: „Der Herr wäre ſchon da, aber Sie ſind nicht der alte Ghiribizzi, den ich wohl kenne, weil er dann und wann manches Glas Roſoglio bei mir getrunken!" — „Richtig, mein Lieber; ich bin ſein Bevollmächtigter, Erich Allen ..." — „Ach, Herr Omnibus, gehorſam-

ſter Knecht. Ich will aber den Bevollmächtigten erſt melden."

„Alle Wetter, das fängt vornehm an, und wird immer geheimnißvoller, je länger der Wirth außen bleibt," dachte Omnibus, nachdem der Wirth ſchon über zehn Minuten weg geweſen war. So eben kam dieſer jedoch wieder herein, und ſagte unterthänig: „Spazieren Sie hinauf. In Anbetracht Ihres guten Herzens hat man auf alle Bedenklichkeiten verzichtet."

„Immer beſſer, immer beſſer!" murmelte Omnibus, die dunkle Treppe hinanſteigend. In einer großen Stube, bei einer düſtern Kerze, wartete er huſtend und ſcharrend eine Weile. Endlich ging die Nebenthüre auf, und herein trat im künſtleriſchen Reiſerock Niemand anderer, als der Maler Alfonſo Ghiribizzi.

„Mein Gott, lieber Schwager, willkommen!" rief Omnibus, ſich an des Malers Hals werfend. Alfons erwiederte die Zärtlichkeit mit einiger Verwirrung, und ſagte auf die Frage, warum er ſich in die verrufene ſchwarze Henne verkrochen, ſtatt frei und frank in die Stadt einzuziehen: „Ich bin in einer eigenen Lage, lieber Freund. Ich dachte meinen Vater zu finden, dem ich manches zu vertrauen habe. Ich wartete zuerſt lange vergebens, bin alsdann ſelbſt im Flug und halb vermummt zur Stadt gegangen, und habe zu meinem Schrecken erfahren, daß mein Vater abweſend iſt. Sie können ſich die Troſtloſigkeit, die ſich meiner bemächtigt hat, nicht vorſtellen. Nun iſt ſie zu Ende. Es iſt eine Fügung des Himmels, daß Sie, wackerer edler Mann, hier erſchienen, um mich aus der höchſten Noth zu reißen."

„Sollte auch dieſer Kunſtjünger von Banditen geplündert worden ſeyn? Sollte auch er das Geld des Correſpondenten ſeines Vaters verſpielt haben?" fragte ſich Omnibus im Geiſte, ſetzte aber gleich hinzu: „Das Letztere iſt nicht möglich. Der Alte hat nirgends

Credit. Indeſſen werde ich doch zum Caſſaſchlüſſel greifen müſſen." — Da nun Gedanken und Worte, ſo verſchieden ſie von einander ſeyn mögen, zur gleichen Zeit gedacht und geſprochen werden können, ſo ſagte unterdeſſen Omnibus auf gut Deutſch zum Schwager: „Ihr Vater hat mich hieher geſchickt. Reden Sie frei von der Bruſt: ich werde als ein Vater für Sie handeln." — „Sie geben mir das Leben wieder und ich bin Ihnen dafür dankbarer, als meinem leiblichen Vater," ſprach Alfons, die Hand ſehr pittoresk zum Himmel empor hebend: „Setzen Sie ſich." — Omnibus that dieſes und ſchneuzte ſich; Alfons that an ſich und dem Licht deßgleichen; im Nebenzimmer huſtete Jemand ſehr leiſe, ſehr anſtändig, und als ob ſich das Geräuſch in den feinſten Battiſt verlöre. — Die Stille dauerte alsdann eine Minute. Plötzlich fuhr Alfonſo auf, legte die Hand auf Omnibus' Achſel, und fragte mit Flammen im Auge, und mit flatternden Locken: „Kennen Sie die Liebe? Wiſſen Sie etwas von der Rieſenmacht der Liebe?" — „Ach, warum nicht?" ſeufzte Omnibus: „war ich nicht der Gatte Ihrer ſeligen Schweſter?" — „Nun, ſehen Sie, die Liebe hat mich beſeligt, hat mich zur Verzweiflung gebracht . . . jagt mich jetzt wie einen ſchweren Verbrecher an der Vaterſtadt vorbei." — „Haben Sie denn noch nicht die thörichte Leidenſchaft für die kleine Hildemund bezwingen können?" fragte Omnibus gutmüthig: „Sehen Sie, gut wär's, trefflich über Alles wär's, wenn Sie dieſen Jugendtraum aufgäben. Der Hofrath wüthet, er hat das Aergſte im Sinne. Ich darf es Ihnen nicht verhehlen." — Omnibus ſagte ganz offen den Plan ſeiner Reiſe, die Projekte des Hofraths. — Aber großartig lächelte der Maler, umarmte den Freund und erwiederte ruhig: „Die Reiſe iſt nicht mehr nöthig, Gott ſey dank. Bemühen Sie ſich nicht. Mit jener Geſchichte iſt ſchon Alles vorbei." — „Vorbei? Auch ich

ſage dem Himmel dank, obſchon ich nicht im Ernſt Ihr Nebenbuhler bin, lieber Alfons." — „Gut, ſeyn Sie es niemals. Ja, der Ernſt des Lebens iſt auch über mich gekommen, edler Omnibus! Erlauben Sie, daß ich Sie nenne, wie der Volksmund Sie getauft, in Beziehung auf Ihre gemeinnützigen Tugenden?" — „Nur zu, lieber Alfonſo." — „Gut denn, ich habe den Scherz meiner Jugend aufgegeben. Einem Hofmaler . . . ich bin jetzt Hofmaler . . . ziemt Solidität." — „Gewiß, gratulire. Wie kam das geſchwinde?" — „Ich ſag's Ihnen in zwei Worten. Der Herzog Auguſt — er ſoll leben, der Fürſt meiner Hoffnung — da ich ihn zu Genf portraitirte, ließ ſich in der erſten Sitzung von ſeinem Reiſe-Marſchall Gedichte vorleſen. Die Devotion, womit der ſteife Edelmann dieſes verrichtete, die Selbſtgefälligkeit, womit der Herzog zuhörte, die Krone, die den Umſchlag der Sammlung zierte — all dieſes vereint, brachte mich natürlich auf die Muthmaßung, es ſeyen die Gedichte des Herzogs höchſteigenes Werk. Auf dieſe Vorausſetzung, die mich nicht betrog, baute ich meines Glücks Fundament. Ich horchte, horchte zu, und ließ die Leinwand ſo gut wie leer. Natürlich, daß nach der **Séance** der Herzog, wie alle Portraitpatienten, ſehen wollte, was geſchafft worden; natürlicher noch, daß er nichts gemacht fand, und ſich darüber befremdet äußerte: am natürlichſten nun, daß ich den Betretenen ſpielte, und endlich geſtand, die Lektüre habe mich dergeſtalt bezaubert, daß... und ſo weiter. Es verſteht ſich, daß ich die gratiöſeſte Verzeihung erhielt, und Tags darauf das Decret als zweiter Hofmaler. Das iſt die ganze Geſchichte." — „Ei, ei, Schwager, Sie ſind ein Schalk, Sie werden's weit bringen." — „Das werd' ich; aber vor der Hand ſtecke ich hier im Schlamm der Noth. Ich ſoll und muß ſchnell weiter, auf des Herzogs Güter eilend. Der Herzog ſelbſt folgt mir auf dem Fuße, und ich muß vor

ihm auf ſeinem Schloſſe anlangen, um mittelſt ſchneller Aufſtellung der Gemälde ſeiner Gallerie meine trägen Collegen wo möglich auszuſtechen. Nun fehlt mir's an Gelde. Der Beutel des Künſtlers ſchien demſelben unerſchöpflich, aber er war nicht auf die Ausgaben einer langwierigen Extrapoſtreiſe vorgeſehen. Nun drängt die Zeit, ſchon ſeit einigen Stunden bin ich hier feſtgebannt, mein Vater iſt fern, der vielleicht Rath geſchafft hätte... Wollen Sie mir den Vorſchuß leiſten?" — „In ſo fern Sie einer ſchönen Zukunft entgegen gehen, und jene tolle Leidenſchaft hinter Ihnen gelaſſen haben, herzlich gern." — „Gewiß. Das Fräulein von Kappa exiſtirt für mich nicht mehr." — „Deſto beſſer, ſo laſſen wir ſie, wo ſie iſt, und ich brauche nicht zu reiſen. Immer verſtehe ich aber nicht, warum Sie nicht zur Stadt kamen mit offenem Viſier?" — „Mein Gott, ſagte ich Ihnen nicht, daß die Liebe . . .?" — „Ach ja, die Liebe. Geſchwinde alſo." — „Sie werden mich vielleicht verdammen, allein auch Sie haben geliebt, ſind ein Jüngling geweſen! Darum faſſe ich wieder Muth, Ihnen zu ſagen, daß ich eine reiche Erbin aus der Schweiz entführt habe, nachdem ich ſie heimlich geehlicht. Meine Frau iſt hier; ihre Verwandten ſind auf unſerer Spur; vor allem fürchte ich die hieſige Polizei. Hier iſt meine Gattin, eine geborne von Cagrec." — Der Maler führte aus dem Nebenzimmer die an allen Gliedern zitternde, aber höchſt intereſſante Sylphide, die den erſchreckten Omnibus franzöſiſch anredete, aber mit einer Stimme, die ſeine Rührung aufweckte, ſchnell wie der Hahnenruf den ſchlummernden Leuen. „Alle Wetter," ſagte er bei ſich, „das Fräulein, — nein, die Frau — iſt tauſendmal ſchöner als ihr barbariſcher Name. Cagrec, Cagrec, wie grob, wie abſcheulich, und ſie ſo zart, ſo himmliſch!" — Den Maler umarmte er, der jungen Frau küßte er die Hände, und rief: „Ei, ei, Sie haben ſchlimme Streiche gemacht,

und ich weiß nicht recht, wie Sie das ausgleichen werden . . .?“ — „Die Liebe, die Beharrlichkeit, das Fürwort des Herzogs, der verſprochen hat, in Perſon unſere Amneſtie zu ſollicitiren . . .“ —

„Ach, der Herzog? Reſpekt. Nun, ich will ſeyn, wie der Herzog, und Ihnen gerne forthelfen. Geſcheit war's, recht geſcheit, lieber Alfons, daß Sie jene Gelbſchnabelei mit des Hofraths Tochter aufgegeben haben. Um deſto lieber biete ich Ihnen meine Hülfe, da ich gewiß bin, keinen meiner Freunde zu verletzen.“ — „Hab' ich nicht geſagt, liebſte Elmonde, daß wir den einfachſten, aber edelſten Menſchen bei uns ſehen würden?“ fragte der Maler ſeine Frau, die ihr Geſicht an ſeinem Halſe verbarg. — Omnibus fuhr geſchwätzig fort: „Schade, daß ich nicht länger um ſie verweilen darf. Aber gerathen iſt, ſchnell fortzukommen. Unſere Polizei iſt wirklich haarſcharf, und mir thäte es um die zarte Frau leid. Fahren Sie geſchwinde mit, Alfonſo. Ich gebe Ihnen das Nöthige, und ſage Ihnen, was mit dem Vater vorgefallen. Sie gehen dann mit der Poſtchaiſe hierher zurück, und holen das liebliche Weibchen in Gottesnamen ab. Werden Sie ſich nicht fürchten, ſo lange allein zu bleiben, meine herzige Dame?“ — „Der Wirth iſt mir vertraut. Von dieſer Seite iſt nichts zu fürchten,“ verſetzte Alfons, „um's Geld thut's Noth, das iſt alles.“ — „Sie ſollen's haben, ich leihe es auf gute Zinſen aus: auf Ihr eheliches Glück und Ihre beiderſeitige Freundſchaft.“ — „Von Herzen!“ rief die Frau mit großer Bewegung, die Hand des rettenden Omnibus drückend, und damit ſeine Eroberung vollendend. —

„Mir fällt ein,“ ſagte der letztere, „daß ich dem Hofrath dieſe Begebenheit nicht werde verſchweigen können. Die Reiſe nach Lauſanne wäre unter ſolchen Umſtänden eine leere Geldverſplitterung, ein Poſſenſpiel. Doch muß ich dem Hofrath ſagen, warum ich nicht reiſe. Woll-

ten Sie erlauben, Alfons, daß — natürlich, wenn Sie ſchon fort ſind, . . . etwa morgen früh um neun Uhr — daß ich dem Schwiegervater die Mittheilung machen dürfte?" — „Ich bitte Sie ſogar darum. Ich hatte im Sinn, es ſelbſt zu thun. Da iſt ein Brief, der ihn über Vergangenheit und Zukunft beruhigen ſoll. Gebe Gott, daß er mir den feindſeligen Mann zum Freunde mache! Wollen Sie ihn beſtellen?" — „Gewiß; ohne Widerrede. Das Document iſt mir lieb. Er ſoll es morgen früh haben, der Hofrath. Glauben Sie mir, er wird Ihr Freund, ſobald er Ihre Vermählung mit dem Fräulein von Cagrec erfährt. Haben Sie ihm doch freundlich und ſubmiß geſchrieben? Er hält darauf." — „Ich ſchrieb ihm, wie einem Vater der Sohn." — „Brav alſo. Kommen Sie jetzt. Ich bin ganz buben=jung vor Freude. Der Champagner, die Rührung, die Begnadigung von der Reiſe . . . Alfons, Sie wären das herrlichſte Geſchöpf auf Erden wenn Ihre Frau nicht exiſtirte."

Sich beurlaubend von der ängſtlichen Schönen, fuhr er mit Alfons heim, und drängte und trieb, als ob er ſelber der Entführer wäre. Unter ſeinen Auſpicien, mit ſeinem Gelde, wurde Alles ſchnell in Richtigkeit gebracht. Als Omnibus den Maler in den Wagen hob, ſagte er noch: „Schreiben Sie bald. Ihren Brief will ich aber pünktlicher beſtellen, als der Herr Ladron mit Ihrem Schreiben an meinen guten Ghiribizzi gethan hat." —

„Der Ladron? Ja wohl Ladrone?" rief Alfons aus dem Wagen. „Ich werde Ihnen einmal ſaubere Geſchichten von dem Ladron erzählen . . ." Das Uebrige verſchlang das Geraſſel der dahin rollenden Kutſche. —

Omnibus begab ſich ſeelenvergnügt nach Hauſe, in ſeine neueroberte Wohnung, befahl dem Valentin, Je=dermann abzuweiſen, der etwa kommen möchte, den Mü=den zu ſtören, und entſchlief endlich, wie Selige zu

ſchlummern pflegen. Sein Herz war leicht, die Reiſe vertagt, alle ſeine Freunde waren glücklich. Was fehlte *ihm* daher zum Glück? Die bedenklichen Worte, die Alfons, vom Petersburger redend, ausgeſtoßen, beunruhigten den guten Omnibus ganz und gar nicht. Von den höhern Intereſſen ſeiner Freunde ſchrumpfte ſein eigenes zu einer Nulle ein. War nicht, zum Ueberfluß, der koſtbare Verſchlag, von Kunſtwerken voll, als Pfand in des Darleihers Hand? — Es hatte ſich wahrhaftig in Omnibus Abweſenheit keine frevelnde Hand daran vergriffen. — Alles ſtand daher gut, Omnibus war gut gebettet, ſchlief gut und lang. Wohl ausgeruht, ſorglich angekleidet, das Lächeln, das eine erwünſchte Botſchaft begleitet, auf dem Geſichte, präſentirte ſich Omnibus am Morgen beim Hofrath.

Diesmal hatte der Gewaltige die Fliegenklatſche in der Hand, und hätte dieſelbe faſt zu Boden ſinken laſſen, als ſein Schwiegerſohn in's Zimmer trat. „Mein Gott, Herr meines Lebens! Sind Sie *noch* nicht fort?“ war die Anrede aus des Hofraths Munde. — „Nein, ich *werde* auch nicht reiſen,“ erwiederte ſchalkhaft und feſt zugleich der gute Omnibus. — Der Hofrath maß ihn vom Scheitel bis zur Sohle, und wedelte, unfähig zum Sprechen, mit der Fliegenklatſche. Eine Sprache, wie obige, war er von ſeinem Freunde nicht gewohnt. Verwunderung und Zorn ſtritten in ſeinem Buſen um den Preis. — Seine Tortur mitleidig abzukürzen, erzählte Omnibus, was ihm geſtern begegnet. Mit jedem Worte des Freundes ſtieg die Aufregung, die ſprachloſe des Hofraths, und krampfhaft ſtreckte er bald die Hand nach dem Briefe aus, den Omnibus vorwies, bald zog er ſie wieder wie verbrannt zurück. „Der Teufel iſt in dem Brief,“ ſtammelte er endlich, „ich ahne den ungeheuerſten Verrath!“ — Dann ſetzte er ſich, ſchwankend und ſtolz, wie der Römer Brutus, da es galt, ſeine Söhne zu

verdammen, in ſeinen Stuhl und befahl: „Leſen Sie mir dieſen Satansbrief vor. Wir haben keine Geheimniſſe vor einander. Wir ſind Freunde. Leſen Sie; ich bin gefaßt.“

Guten Muths entfaltete Omnibus das Schreiben, und las herzhaft, wenn gleich in der Folge ſeine Stimme einigermaßen wankte: „Theuerſter Vater! Die Liebe hat „geſiegt; Ihre Tochter iſt meine Gattin geworden. Laſſen „Sie nun die Zärtlichkeit im Vaterherzen ſiegen. Ihre „Kinder bitten inbrünſtig zu Ihren Füßen. Die Vernunft, „die Zeit und das Fürwort meines Fürſten werden mein „Flehen unterſtützen. Ich unterſchreibe mit meiner Gattin „dieſe paar Zeilen als Ihr allergetreueſter Sohn, Alfonſo „Ghiribizzi.“

„O Milliarden-Schock-Billionen-Zentner Pech und Schwefel!“ wetterte der Hofrath, und ſchlug mit einem gewaltigen Streich der Fliegenklatſche den Brief aus Omnibus erſtarrenden Händen zu Boden. „Da haben wir's; das iſt mein Ende! Omnibus, ja wohl Omnibus! Sie heißen mit Fug und Recht alſo. Sie Verräther für Alle, Sie Böſewicht, Sie Verſchworener, Sie, Sie ... Sie ...!“ — Der Hofrath warf ſich, als ob er erſticken müſſe, in den Stuhl zurück, zappelte mit den Füßen, raufte ſich die Reſte ſeiner Mähne, machte die Augen bald auf, bald zu. — Omnibus ſtand zwar auf ſeinen Beinen; aber die Ordnung ſeiner Ideen war dergeſtalt geſtört, daß er ſich gerade nur mit den orthographiſchen Fehlern beſchäftigte, von denen der Brief wimmelte. Er ärgerte ſich in ſeinem momentanen Stumpfſinn weniger über die grauſame Myſtifikation, deren Opfer er geworden, als ihn das „Vierwort“ des Fürſten und das „flöhen“ des Malers ſkandaliſirte. —

Die aufbrauſende Poſaunenſtimme des Hofraths brachte den armen Freund wieder zur Beſinnung. „Wenn Sie kein Verräther ſind, warum ſtehen Sie hier? Iſt die Reiſe je dringender geweſen, als jetzt? Sie ſind noch

nicht zu Pferde, dem Räuber nachzujagen? Eilen Sie, oder zittern Sie vor meiner Vergeltung. Bringen Sie die pflichtvergeſſene Tochter zurück! Ihnen vertraue ich das Schwert der väterlichen Gerechtigkeit!" — Der Hofrath drückte dem Doppel-Ex-Schwiegerſohn die Fliegenklatſche in die Hand; — „aber hurtig! zu Pferde, zu Pferde!" —

Omnibus, der da ahnte, der Hofrath werde ihm an die Halsbinde ſpringen, wenn er länger verweilte, Omnibus, der auch in ſeiner Beſtürzung meinte, daß etwas gethan werden müſſe, lief mit brennendem Kopfe davon. „Fort will ich," ſagte er mit Ingrimm: „den Menſchen, der mich ſo ſchändlich hinterging, will ich beſtrafen, exemplariſch züchtigen; aber ich begreife nicht, warum ich deßhalb zu Pferde ſteigen ſoll. Ein ſonderbarer Mann, der Hofrath. Zu Pferde, zu Pferde! Sagt das nicht der närriſche König Lear? Thorheit! In der Kutſche kommt man eben ſo ſchnell vorwärts."

Ehe eine halbe Stunde vergangen war, rollte die Poſtchaiſe vor Omnibus Wohnung. Ihr folgte athemlos der Wirth des Hotels zum Drachen. Er trug eine lange Rechnung bei ſich. — „Belieben Sie, Herr Allen, dieſe Kleinigkeit zu bezahlen, oder für dieſelbe gut zu ſtehen, damit ich Sie nicht aufhalte." — „Was ſoll mir die Rechnung, Herr Mandelkern?" — „Haben Sie nicht mündlich gebürgt für den Herrn Ladron und ſeinen Compagnon?" — „Was, Compagnon? ich weiß von nichts." — „Ich weiß aber, daß ſich beide heute Nacht aus dem Staube gemacht haben." — „Halunken; halten Sie mich aber nicht auf." — „Werden Sie bezahlen, oder ſoll ich klagen?" — „Was Sie wollen; ich thue das Eine, und will Ihnen das Andere nicht verbieten; aber laſſen Sie mich fort, wenn Sie je mein Freund geweſen ſind!" — Mandelkern wußte zwar nicht, was dieſes Alles zu bedeuten hatte; aber mit offenem Munde ſah er zu, wie

Omnibus einſtieg, und mit der Fliegenklatſche den Poſtillon ermunterte, den Pferden mit der Peitſche zuzuſetzen. — „Wohin?“ fragte der Poſtknecht. — „Auf des Herzogs Auguſt Sommerſchloß.“ — „Wo iſt das?“ — „Weiß ich's?“ — „Ich auch nicht.“ — „Gleichviel. Fahr' zu, Poſtillon ohne Geographie! Alle Wege, die mich vom Hofrath entfernen, ſind mir angenehm.“

Sie fuhren alſo, und auf der zweiten Station begegnete ihnen der Eilwagen, der eben umgeſpannt hatte und der Reſidenz entgegen kutſchirte. Im Coupé ſaß ein brillantes Frauenzimmer, neben demſelben der Geſanglehrer Ghiribizzi. — Omnibus grüßte ihn mit einer Handbewegung; aber der Maeſtro verzog das Antlitz wie ein Raſender, und drohte mit der Fauſt gegen den Freund, und ein unheilvolles „**Aspetti! Heſel! Briccone!**“ ſchlug an das Ohr des guten Omnibus. — Doch verſchwand natürlich alſobald im Staub der an einander vorüberſchießenden Fuhrwerke die drohende Geſtalt des Italieners.

„Was hat denn nur der Narr?“ fragte ſich Omnibus: „iſt er auch verrückt geworden, wie Kappa, der Hofrath? Iſt denn mein Fluch, alle Freunde zu beleidigen, indem ich ihnen wohlzuthun gedenke?“ — Dieſe Betrachtung führte zu weitläufigern, zu den ernſthafteſten. Daher fragte ſich Omnibus auf der dritten Station: „Warum reiſeſt du ſelbſt, wie ein Narr, ohne daß dich die Sache etwas angeht, in die Welt hinein, auf's blinde Gerathewohl?“ — Auf der vierten Station ſpeiſte er zu Abend und legte ſich weitere Fragen vor. Bei der Suppe: „Wenn das Fett von der Brühe geſchöpft iſt, was geb' ich für das warme Waſſer? Wird's etwas helfen, wenn ich auch des Alfons habhaft werden ſollte? Kann die Sache ungeſchehen gemacht werden?“ Bei den Rippenſtückchen, die nicht mehr die friſcheſten waren: „Wär's nicht vernünftiger, zu Hauſe zu ſitzen und etwas Beſſeres

zu ſpeiſen?“ Beim Salat: „Iſt es nicht ein ſaures Geſchick, Alles zu thun immer nur für Freunde, die uns am Ende zum Dank Senfpflaſter auflegen oder Zwiebeln in die Augen reiben, oder mit Vorwürfen durchpfeffern? Bei dem wohlgebratenen ſtattlichen Hahn, den der Hungrige zerlegte: „Wäre es nicht männlicher, gerade umzukehren, und mit keckem Schnabel dem Hofrath zuzurufen, daß ich mich nicht in die Hiſtorie miſchen will? Schnabel gegen Schnabel, Klaue gegen Klaue?“ — Bei der Pflaumen-Compotte, womit Omnibus ſeine Tafel beſchloß: „Iſt es nicht viel ſüßer, die Wohlthat, die ich dem armen Alfons erwieſen habe, in ihrer ganzen Reinheit zu laſſen, als wie ein Scherge ihm nachzuſetzen und ihm Verdruß zu machen?“

Die letztere Betrachtung, ſo friſch entſprungen dem wackern Herzen des Muſterfreundes, beſtimmte ihn, ohne weiteres umzukehren. — „Ich will zur Hauptſtadt zurück,“ ſagte er dem Poſthalter: „die Perſon, der ich zu begegnen hoffte, kommt nicht an.“ — „Bedaure,“ hieß die Antwort: „Wenn Sie nicht etwa der engliſchen Dame, die vor einigen Minuten angekommen, entgegenreiſen ...“ — „Nicht doch. Aber ... eine engliſche Dame, ſagen Sie?“ — „Zu dienen, mein Herr.“ — „Das wäre vielleicht etwas für den Wilibald,“ dachte Omnibus in ſeiner Gutmüthigkeit: „meine Reiſe hätte dann doch einen Zweck gehabt; ich hätte meinem Freunde den wichtigſten Dienſt geleiſtet.“ Er fuhr, zum Poſthalter redend, fort: „Jung? hübſch? verheirathet?“ — „Das reizendſte Geſicht, ſo viel ich ſehen konnte,“ erwiederte der Poſthalter: „anſtändig jung, unverheirathet, wie ich von der Kammerjungfer hörte, reich, wie es ſcheint. Ein ſchöner Wagen, ein Bedienter, der die Kaſſe führt, viel Gepäck.... Auch dieſe Dame will die Nacht hindurch fahren, und weiter gehen, ſobald ſie ihren Thee genommen.“ — „Charmant. Wenn ich wüßte, ob ſie vielleicht gegen Erſatz der Koſten meine Geſellſchaft

acceptiren würde?“ — „Warum nicht? Ich will fragen gehen. Wenn ich ſage, daß ſie ſchnell abzureiſen wünſchen, daß aber keine Pferde mehr vorhanden, ſo dächte ich doch ...“ — „Sie ſind ein Goldmann; gehen Sie.“ — Die Hände reibend, lächelnd, alles Andere vergeſſend, ging Omnibus auf und ab, und ſagte hundertmal, das Kinn gefällig ſtreichelnd: „Der gute Wilibald ... wird er ſich freuen oder nicht? ... Gott ſtehe der Beſtie, dem Lion, bei, wenn ich reuſſire; und ich reuſſire gewiß, denn mich juckt das rechte Auge, mir klingt's im rechten Ohr, und mein Daumen iſt ſo lebendig, als möchte er Geld zählen.“

„Alles in Richtigkeit,“ ſchrie der Poſtmeiſter in die Thüre. „Die Dame ſehr erfreut, Geſellſchaft zu finden ... ſie kömmt die Treppe herunter, ſie ſteigt ein ... geſchwinde, lieber Herr, und viel Glück, wenn ich es zu wünſchen mich unterſtehen darf.“ — Omnibus beſah mit wahrem Vergnügen die ſchlanke, mit dem roſigſten Geſicht begabte Dame, deren hübſche Geſtalt von tauſend überflüſſigen Reiſeverhüllungen nicht verſteckt werden konnte. Er machte ſein Antrittskompliment vortrefflich, half beim Einſteigen auf's Höflichſte, und fuhr, das Geſpräch augenblicklich anknüpfend, mit der holden Inſulanerin im bequemſten Wagen der Erde ſeiner Heimath zu. — —

Nachdem er daſelbſt angekommen, fröhlich den Staub der Reiſe von ſich gewiſcht, und ſeinen eleganteſten Frack angelegt, eilte er ſchnurgerade zum Freund Wilibald. Er ſtaunte, bei demſelben alle ſeine Freunde, den Hofrath nicht ausgenommen, verſammelt zu finden. Sie tranken, ſie waren fröhlich, ſie umarmten ſammt und ſonders ihren Omnibus; alle Mißverſtändniſſe hatten ſich in völlige Harmonie aufgelöst. Der Herzog, der am vorigen Tage durchgereist war, hatte den Schwiegervater ſeines Hofmalers zur Raiſon gebracht; Ghiribizzi, der am Ziel ſeiner Reiſe erfahren, daß nie ein Pompejani exiſtirt habe und daß er betrogen worden, hatte den Argwohn, den er anfänglich

auf Omnibus geworfen, beſeitigt, nachdem er inne geworden, wie ehrlich der letztere in ſeiner Abweſenheit an ſeinem Sohne gehandelt. Zudem war der Maeſtro vom Glück begünſtigt worden, indem er ſeiner Laura in der Univerſitätsſtadt begegnet war, und ſie im Triumph — per Eilwagen natürlich — in die Reſidenz hatte einführen dürfen. Die reiche Partie des Sohns hatte ſein Glück vollendet, und nur ein Schmerz war ihm geblieben, daß er den Galgenſtrick Ladron nicht mehr vorgefunden, um ihn gebührend durchzuwalken. — Von letzterm Burſchen iſt nachträglich erfahren worden, daß er in früheren Jahren ein Commis in der Ladron'ſchen Handlung geweſen. Er hatte das Haus wegen Veruntreuung verlaſſen müſſen, und ſeinen Weg nach Italien genommen, wo er allerlei Induſtriezweige ergriffen. Einer ſeines Gelichters, ein Italiener, hatte mit ihm Italien verlaſſen; ſie hatten's zu bunt gemacht. Vor der Abreiſe wußte Ladron noch dem Maler Alfons, der ihm leichtſinnig Vertrauen geſchenkt, eine werthvolle Lorgnette und mehrere Seidenſchnupftücher liſtig zu entwenden. Eine ſchwere Kiſte, worinnen ſich aber nur Steine und Gerümpel befanden, hatte er ſich nachſchicken laſſen, um gutmüthige Leute bei Gelegenheit zu plündern, was ihm mit dem braven Omnibus nur allzuwohl gelang. Es verſteht ſich, daß der Compagnon des Gauners die Rolle des Giangurgulo geſpielt hatte, um den reichen Fiſch Omnibus am Köder der Dankbarkeit deſto ſicherer zu fangen, weil doch nur einmal das Glück der Diebe den Pſeudo-Herkules die Viſitenkarte des Sängers in irgend einem Kehrichthaufen hatte finden laſſen. Am allermeiſten verſteht ſich, daß Omnibus von ſeinem Gelde nicht einen Heller wieder empfing.

Was lag ihm aber je daran? War doch endlich die Eintracht bei ſeinen Freunden eingekehrt! Ihr Glück war am deutlichſten zu leſen in ſeinen Augen. Wohlgemuth ging Omnibus von einem zum andern, ſtieß mit einem jeden an, beglückwünſchte einen jeden. Den Wilibald zog

er jedoch bei Seite, und ſprach zu ihm, funkelnd vor Freude: „Ich hab' für Dich das Schönſte gefunden, das Europa trägt: ein engliſches Fräulein, Miß Bridget Goldſtream, eine nahe Anverwandte meines edlen Lords Flintcaſtle, jung genug für Leute unſeres Alters, unabhängig, hochgebildet, reiſeluſtig; vor Allem jedoch eine warme, ächte Freundin unſeres Deutſchland, und deutſche Männer als die vorzüglichſten der Erde achtend. Ihre kindliche Unbefangenheit geſtand mir, daß ſie nur einem Deutſchen angehören wolle, und daß ſie es ein Glück nennen würde, mit einem ſolchen ſich zu verbinden, wenn alle Eigenſchaften und Verhältniſſe deſſelben zu den ihrigen paßten. Natürlich habe ich gleich ein Wort von Dir fallen laſſen; ſie hob es auf. Ein Wort gab das andere; — kurz, Dein Auftrag iſt glänzend erfüllt. Miß Goldſtream logirt im Drachen. Ich bin zum Thee bei ihr geladen. Ich ſoll Dich mitbringen, hat ſie ſchalkhaft lächelnd während des Ausſteigens geſagt. Sobald daher dieſes Freundſchaftsfeſt vorüber ... aber, was haſt Du denn? Du freuſt Dich nicht? Du zupfſt verlegen am Schnurrbart? Du trippelſt ungeduldig? Reut Dich der Kuppelpelz? Behalte Deinen Lion in Gottes Namen. Mein einziger Wunſch iſt, Dich glücklich zu ſehen. Aber ſey nicht ſo hölzern, und ſprich ein Wort."

„Ich muß," entgegnete Wilibald mit dem Rinaldoblick, den er ſich angewöhnt hatte, ſeit ihn die Luſt angewandelt, auf den Mauern von Jeruſalem Taſſo's Heldengedicht zu leſen: „Deine Güte iſt dankenswerth, wenn ſchon zerſchmetternd. Wer hätte auf ſolche Eile in Vollziehung meines Auftrags rechnen können? Es thut mir leid, aber ich kann Deine Verhandlungen nicht unterſchreiben." — „Nicht, warum nicht? Sieh doch erſt, bevor .. " — „Nimmermehr. Ich bin verſprochen, verlobt; vor einer Stunde habe ich Ghiribizzi's Laura meinen Ring gegeben." — Warum nicht gar!" — „Ich lüge nicht." — „Du kennſt ſie erſt ſeit vierundzwanzig Stunden?" — „Deine

Engländerin kenne ich ganz und gar nicht." — „Freilich ... aber ..." — „Was ſoll mir die Welt ohne Laura? Sie ſehen, lieben, für ſie glühen, war eines Augenblicks Geſchäft." — „Aber wie konnteſt Du, ein kluger Mann?" — „Die Liebe dringt durch den Handſchuh, iſt meines Schwiegervaters Lieblingswort. Schon Amarante hat mich entflammt; aber Laura iſt ein Veſuv gegen ihre verewigte Schweſter." — „Nun, bei Samiel und allen Geiſtern, ich gratulire Dir dazu. Aber, wie ſteht's nun mit mir? Weißt Du wohl, Du unſeliger Wirrkopf, daß ich compromittirt bin? daß die Dame compromittirt iſt? Weißt Du, was das auf ſich hat, eine Dame zu compromittiren?"

Dieſe letzteren Worte ſagte Omnibus mit ſolcher Kraft und Emphaſe, daß die übrigen Freunde herbeieilten und ſich nach der Urſache des Streits erkundigten. Wilibald, unbeſonnen genug, erzählte Alles, was Omnibus berichtet hatte, und vergebens winkte und bat der Ehrliche, daß Wilibald ſchweigen möchte. Die Freunde ſtanden verwundert da. Er hat wieder etwas Schönes angerichtet," fing der Kapitän an. „Sie müſſen doch Alles in Confuſion bringen," fuhr der Hofrath fort. „Unterſteht Euch, gegen Laura's Verbindung etwas zu unternehmen!" drohte Ghiribizzi, und hielt den künftigen Eidam am Rockknopf feſt. Wilibald beſchloß die Litanei mit einem übermüthigen: „Was geht mich Deine Miß oder Lady an? Heirathe ſie, wer will; ich bin ſchon vergeben!" — Omnibus ſchaute ſie alle im Kreiſe an. „Hat denn Keiner von Euch ein tröſtend Wort für mich? Keiner einen Rath? Denn fürwahr, zehnmal übler iſt jetzt die Geſchichte, als noch vor einem Moment. Fünf Perſonen wiſſen jetzt davon, und eine derſelben wenigſtens wird ſie ohne Gnade ausplaudern, die arme Miß vor der Stadt lächerlich, und mich verhaßt machen als einen elenden, herzloſen Spaßmacher."

Die Freunde ſchwiegen; nur der Kapitän ſagte dumpf,

wie einſt die Pythia von ihrem Dreifuß: „Will Er einen guten Rath befolgen? Heirathe Er ſelber die Engländerin.“

Wie aus einer Gruft zuckte ein heller Blitz in den Kopf des ängſtlichen Omnibus. Er ſchüttelte heftig die kalte Hand des Kanonentods und ſprach: „Tauſend Dank! Ich glaube ſelbſt, daß nichts anders mehr zu thun ſeyn wird. Ob mich aber die Miß acceptirt, iſt ſehr ein Andres. Guten Abend, ihr lieben Freunde.“

„Verlaſſe ſich Einer auf die Windfahnen!“ brummte er, des „Drachen“ Spur verfolgend. Alſobald entſchuldigte wieder ſeine Gutmüthigkeit die liebloſen Tadler: „Sind ſie nicht Menſchen, wie Andere auch? Bin ich nicht in der That etwas zu eilig und zudringlich mit meinen Dienſten bei der Hand? Laſſen wir's gut ſeyn.“

Es war ihm nicht gar fröhlich zu Sinn, als er in der Miß Goldſtream Zimmer trat. Die Dame ſaß auf dem Sopha. Der Theekeſſel brodelte luſtig. — „Entſchuldigen Sie, daß ich Ihnen nicht entgegenkomme,“ ſagte ſie erröthend: „ich bin noch müde von der Reiſe.“ — „Ich muß mich entſchuldigen, meine theure Dame, daß ich heute ſo ungeſchliffen an Ihrem Wagen von Ihnen Abſchied genommen habe, ſtatt Sie in Ihre Zimmer inſtalliren zu helfen ...“ — „Schweigen Sie davon, ich bitte. Der Reiſende muß gewiſſermaßen ein Egoiſt ſeyn. Aber — verſprachen Sie mir nicht, Jemanden mitzubringen, beſter Herr?“ —

„**Aut! — aut!** Entweder — oder!“ trommelte Erichs Herz, und der Mund des Tiefverbeugten ſagte mit beſcheidener Würde: „Ich habe mich einer Lüge ſchuldig gemacht, mein Fräulein. Der Mann, von dem ich Ihnen ſagte — vergeben Sie mir — der Mann bin ich ſelbſt.“

Gebückt, wie er war, ſah er nicht die Verklärung, die der Engländerin hübſches Geſicht überzog. Aber mit Freuden hörte er, wie ſie ſprach: „Das habe ich erwartet, theurer Freund. Reichen Sie mir die Hand. Keinem

Manne gebe ich die meinige lieber, als Ihnen, der meinem Vetter Flintcaſtle das Leben gerettet hat, und der in jedem ſeiner Worte ſo viel Einfalt und Edelmuth ausſpricht, daß an dem reichen Schatz in ſeinem Herzen nicht zu zweifeln iſt.“

Sie war aufgeſtanden und ihm einen Schritt entgegentreten. „Wie? werden Sie jetzt ſtumm ſeyn, nachdem ich ſo deutlich geredet?“ fragte ſie ſcherzhaft und ernſt zugleich den glücklichen Omnibus, der vor Verwunderung nicht gleich das Wort hatte finden können. Die Conſequenz des edlen Freundes, und das warme Gefühl, das er plötzlich auf ſeines Herzens Grund verſpürte, laſſen die verzögerte Antwort leicht errathen. — Das Ende von Erichs Wittwerleben war gekommen. Seine Werbung um die Brittin iſt der letzte Dienſt geweſen, den er einem gleichgültigen Freunde erwieſen. — Die innige Liebe ſeiner Brigitte, und das verſtändige, auf unendliche Herzensgüte gegründete Verhältniß zwiſchen beiden Ehegatten haben dem biedern Erich die Freunde ſo ziemlich entbehrlich gemacht. Dafür geht er jenen in allen Ecken ab, und ſie ſind noch nicht ſo glücklich geweſen, einen zweiten Omnibus aufzufinden.

Inhalt.

Seite

Das Diamanten-Elixir. (Fortsetzung der im 70sten Bande abgebrochenen Erzählung 1

Freund Omnibus 102

58591301